Hans Speckters Briefe aus Italien

herausgegeben
und mit Einleitung versehen

von

Dr. Rosa Schapire



Hamburg und Leipzig
Verlag von Leopold Voss
1910.

Hans Speckters
Briefe aus Italien

herausgegeben
und mit Einleitung versehen

von

Dr. Rosa Schapire



Hamburg und Leipzig
Verlag von Leopold Voss
1910.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

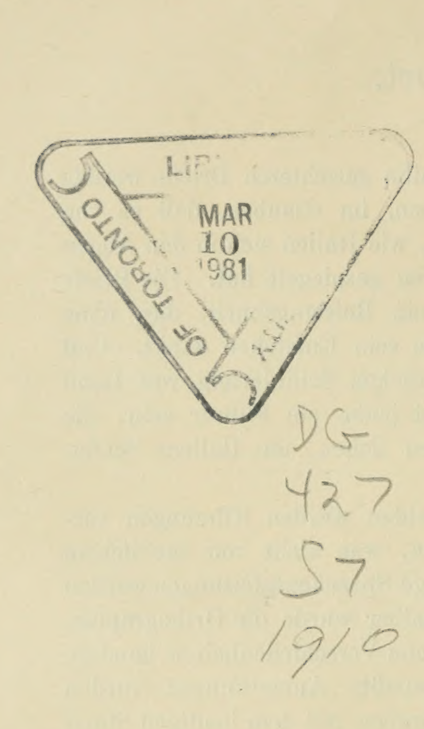
Vorwort.

Hans Speckters an seine Familie gerichteten Briefe werden hiermit der Öffentlichkeit übergeben, im Glauben, daß es von allgemeinem Interesse ist zu sehen, wie Italien sich in den Augen eines Malers in den siebziger Jahren gespiegelt hat. Die Briefe wollen nichts anderes sein denn ein Reisetagebuch, das, ohne Plan verfaßt, der Gunst der Stunde sein Entstehen dankt. Und doch können sie in ihrer anschaulichen Schilderung von Land und Leuten, von Natur und Kunst jenen ein Führer sein, die unverbildeten Auges über die Alpen ziehen, um Italiens Schönheit zu schauen.

Um Wiederholungen zu vermeiden wurden Kürzungen vorgenommen und alles ausgeschieden, was nicht von sachlichem Interesse ist. Auch einzelne flüchtige Sprachentgleisungen wurden richtig gestellt. Der Einfachheit halber wurde die Orthographie, da es sich nur um ganz unwesentliche Verschiedenheiten handelt, dem heutigen Schriftgebrauch angepaßt. Anmerkungen wurden nur dort gegeben, wo Speckters Angaben mit dem heutigen Stand der Kunstwissenschaft nicht übereinstimmen oder tatsächliche Versehen vorliegen.

Da Speckter zu den auch in seiner Heimat wenig bekannten Künstlern gehört, wurde seine Biographie vorangestellt und der Versuch seiner künstlerischen Entwicklung gegeben. — All jenen, die mich in meiner Arbeit gefördert haben, besonders der Familie und den Freunden Speckters, fühle ich mich zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Rosa Schapire.


LIB
MAR
10
1981
OF TORONTO
DG
427
S7
1910

Inhalt.

„Es ist wahr, ich habe einen kleinen Sohn! Jetzt nachgerade fange ich an, es denken zu können. Es ist wieder ein Speckter da!! Gebe Gott, daß er alles das erreiche, was ich gewünscht habe, sowohl als Mensch wie als Künstler, mit einem Wort, daß er besser werde wie sein Vater . . . Es wäre gar zu schön, wenn das Werk, was unser alter Vater begonnen, und wofür er wie seine Söhne gedacht und empfunden haben, wenn das der Enkel erreichte, und nicht nur im Wollen und Streben, sondern in der Vollendung ein Künstler würde. Ja, lieber Wurm, täglich denke ich daran, wie schön es wäre, wenn unser Alter das noch erlebt hätte, der mit seinem Gemüt würde ein echter Großvater sein, so ganz beständig auf seinem Platze sitzend, beobachten, würden die beiden ganz ineinander gelebt haben, und mein Junge würde für sein ganzes Leben sehr viel davon gehabt haben. Doch mit dem Alten wird er doch noch leben, denn ich habe all die alten Bilder und Zeichnungen in der Kinderstube aufgehängt, und dann soll er auch Johann nach seinem Großvater heißen, und dazu möchten wir dann gern die ältesten Speckter gebeten haben, uns dabei behilflich zu sein und bei unserm Hans Gevatter zu stehen. Wie das einzurichten ist, weiß ich freilich nicht, doch darüber können wir uns verabreden, außerdem soll die Großmutter und der alte Herterich dabei sein. Gott gebe, daß alles so guten Fortgang haben möge wie bisher, denn meine kleine Auguste und der Junge sind so wohl, wie es nur zu wünschen ist. Und Gott gebe, daß der Hans, wenn er anfängt zu denken, ein einiges Deutschland und ein selbständiges Hamburg vorfinden möge; auch als Anerkennung und Freude über den Reichsverweser nenne ich ihn Johann, denn wenn der nicht gekommen wäre, so hätte ich keine Hoffnung für die Zukunft gehabt . . . .“

Diesen Brief, den Otto Speckter, der glückliche Vater, am 4. August 1848 wenige Tage nach der Geburt seines ältesten Sohnes geschrieben, charakterisiert das Milieu, in dem Hans Speckter aufgewachsen ist. Der Vater war eine heiter veranlagte, konservative Natur, die den Zusammenhang mit der Vergangenheit gern betont hat, die Mutter, die richtige Künstlerfrau und Künstlermutter. Heiter, gelassen, beständig in Bewegung und doch über den Dingen stehend, verstand sie es den Anforderungen, die ihr großer Haushalt mit sich brachte, zu genügen, ihre Kinder zu erziehen, und fand doch immer Zeit ihrem Mann Stunden hindurch, wie er es liebte, bei seinem Schaffen vorzulesen. — Hans Speckter hat in späteren Jahren Aufzeichnungen über seine Kindheit und Jugend niedergeschrieben. Sie mögen als das treueste Bild seiner Entwicklung hier folgen:

„Ich wurde am 27. Juli 1848 in Hamburg geboren als ältester von sieben Geschwistern, und bin unter künstlerischen Eindrücken aufgewachsen. Denn da mein Vater (Otto Speckter) sich während der Arbeit gern von unserer Mutter vorlesen ließ, und auch die Anwesenheit der Kinder ihn nicht störte, so verlebte ich den größten Teil des Tages in seinem Atelier und wußte von allen seinen Arbeiten genau Bescheid. Auch zeichnete ich selbst damals unaufhörlich, alles, was ich erlebte, einschließlich der vorgelesenen Zeitungsberichte über die Belagerungsberichte von Sebastopol. — Alle Wände, auch die der Kinderstube, hingen bei uns voller Bilder und Kupferstiche, und meine Mutter (Tochter des Kaufmanns Julius Bergeest) lehrte uns biblische Geschichte an Schnorrs Bilderbibel, deutsche Geschichte und Mythologie nach den großen Hermannschen Kupfern, Märchen nach Ludwig Richters, Schwinds und meines Vaters Bildern. — Außerdem war mein Vater nicht der erste der Familie, der die Kunst geliebt und geübt hat. Die Erinnerung an meinen Großvater, der ein begeisterter Kunstliebhaber und feiner Kupferstichsammler gewesen ist und viele patriotische und kunstsinnige Männer: Perthes, Besser, Runge, Mettlerkamp, Wächter, Harzen und Rumohr zu Freunden hatte, und nicht minder die Erinnerung an meinen Onkel, den hochbegabten, früh (im Jahr 1835) verstorbenen Erwin Speckter,

lebte so lebendig in unserem Hause, daß mir ist, als ob ich diese Männer selbst noch gekannt hätte. Auch die Steindruckerei, die erste in Hamburg, welche mein Großvater im Jahre 1818, nachdem er seine kaufmännische Handlung aufgegeben hatte, als 55jähriger errichtete, und welche viele Jahre auch außerhalb Hamburgs wegen ihrer trefflichen, meist von Gröger gezeichneten Porträts bekannt war, bestand noch in einem großen Saal unseres Hauses am Fleet in der Catharinenstraße und ging erst 1852 in andere Hände über, und ich bin nach meines Vaters Bürgerbrief eines Steindruckers Sohn.

Mein Vater, der sich erst nach dem Tode beider Eltern, 40jährig, verheiratet hatte, stand damals im rüstigsten Schaffen. Befreit von der Last seines Geschäftes, in dessen Verwaltung er dem alternden Vater schon in früher Jugend beistehen mußte, und das ihn an einer akademischen Ausbildung verhindert hat, konnte er erst von nun an ganz der Kunst leben. Jetzt erst fand er die Zeit, in Öl zu malen, hauptsächlich Tierbilder, auch illustrierte er Märchen für einen englischen Verlag und Münchner Bilderbogen, und es entstanden die Zeichnungen zu Claus Groths „Quickborn“, die willkommenste Aufgabe, die ihm, der das norddeutsche Flachland und seine Bewohner so liebte und kannte, je zuteil geworden ist.

Unzertrennlich war ich von meiner wenig jüngeren Schwester. Wir sprachen ausschließlich plattdeutsch und spielten und erlebten überall Grimmsche und Andersensche Märchen, die unsere alte Amme und eine junge Tante uns unaufhörlich erzählen mußten. Es war eine phantasievolle Kindheit.

Neujahr 1855 kam ich, schweren Herzens, als Jüngster zu meinem Onkel Schleiden in die Schule. Da ich von meiner Mutter sehr früh lesen und schreiben gelernt hatte, stieg ich schnell auf, und die Lehrer — nicht mein Onkel — erregten in mir den Ehrgeiz, als Neffe des Vorstehers immer der Erste zu sein. So wurde ich ein etwas schwächlicher, übermäßig artiger Junge. Zum Zeichnen hatte ich wenig Zeit, entbehrte es aber auch nicht, denn ich wollte damals aus Verehrung für meinen Onkel Pfingsten, unsern Naturgeschichtslehrer, Naturforscher werden. Das natur-

historische Museum war mein liebster Aufenthalt, Muschelsammlung, geschmackvoll arrangierte Herbarien, Eppendorfer Moor, meine Liebhabereien. Später war ein großes Aquarium, dessen Tiere ich für ein beabsichtigtes Werk genau zeichnete, der Hauptsport von uns drei Brüdern und manches Mal begleitete uns auch unser Vater auf den Fisch- und Salamanderfang am Stadtgraben und nach der Hohenluft.

Nach Absolvierung der Schleidenschen Schule, einschließlich einer lateinischen Selekta, folgten zwei Jahre Sekunda, das erste unter dem Interregnum Müller-Ullrich, das zweite unter Classen. Ich fühlte mich sehr wohl da; die charakteristischen Persönlichkeiten meiner Lehrer, die akademische Art ihres Lesens der alten Klassiker, insbesondere Herbsts Einführung in die Goetheschen Gedichte, erweiterten meinen Blick. Mein Hauptverkehr bestand damals aus angehenden Theologen: Preller, Behrmann, Pauly, Barrelet usw., und ich war ein eifriges Mitglied eines von meinem Vetter Willy Hübbe gegründeten Vereins „Treudank". Die Vorbereitungsstunden für meine Konfirmation, die Kandidat Ritter mir und meinem Jugendfreund Carl de Boor erteilte, dann die Konfirmation selbst durch Pastor John, später die Begeisterung für Pastor Wilhelm Bauers Predigten machten so tiefen Eindruck auf mich, daß ich lange Zeit in mir kämpfte, ob ich nicht Geistlicher werden sollte.

Aber die vom Vater ererbten, etwas katholischen Neigungen, und die Begeisterung für den Nicolaikirchenbau, den ich genau verfolgte und auf dessen Gerüsten und Werkstätten ich mich viel herumtrieb, vor allem aber die Bewunderung der Disputa Raffaels in dem großen Kellerschen Stiche, welcher damals im Durchgangskabinet des Kunstvereins in den Börsenarkaden hing, brachten mich dazu, mich in meinen Zukunftsträumen hauptsächlich als Erbauer großer Backsteinkirchen zu denken, welche ich mit feinen Bearbeitungen der schönsten Werke Raffaels und Cornelius' und der Entwürfe meines Onkels schmücken wollte. So wurde ich zur Kunst zurückgeführt.

Als ich meinem Vater diesen Entschluß mitteilte, gab er nur zögernd seine Einwilligung, obgleich es eigentlich immer sein

Wunsch gewesen war. Denn sein früherer Lebensmut war von ihm gewichen, seit eine schwere Fußkrankheit ihn zuerst 1863, dann im Jahre meiner Konfirmation auf monatelanges, schmerzvolles Krankenlager geworfen hatte, nach welchem nicht nur sein kräftiger Körper gebrochen war (er ging seitdem nicht ohne Stock), sondern auch eine allmähliche Abnahme seiner Arbeitskraft sich einstellte, und seine leicht schaffende Phantasie mehr und mehr versiegte. Diese frühzeitige Abnahme seiner Kräfte bei völliger geistiger Klarheit hat seine acht letzten Lebensjahre getrübt. Deshalb hielt er es für seine Pflicht, mir ernstlich die Schattenseiten des Künstlerberufes vorzuhalten, die er von Jugend auf so reichlich erfahren hatte. Er wünschte, daß ich mich erst nach dem Maturitätsexamen entscheide. Aber es war keine Zeit zu verlieren, und so verließ ich denn die Schule Ostern 1865 und zeichnete bei Louis Asher nach Gips und einige Studienköpfe. Die geringe Auswahl der vorhandenen Abgüsse war leider durchaus nicht danach, mich dafür zu erwärmen; ich bereute fast meinen Entschluß, und mein Hauptverkehr blieb derjenige mit meinen theologischen Freunden von der Schule. Sehr interessierten mich Ashers eigene Arbeiten, acht Kompositionen in Kaulbachscher Art zu Opern, darunter sein bekannter Sommernachtstraum, die Gartenszene aus Faust und seine geistvollen und begeisterten Erzählungen von Raffaels Werken, von Cornelius und meinem, von ihm angebeteten Onkel Erwin, besonders von ihrem gemeinsamen Aufenthalt in Italien.

Zugleich war ich Schüler Martin Genslers und kopierte nach dessen architektonischen Aquarellen und Jacob Genslers landschaftlichen Federzeichnungen. Damals zuerst lernte ich auch bei gelegentlichen Aufforderungen, an ihrem gemeinsamen Frühstück teilzunehmen, das patriarchalische Hauswesen der beiden genauer kennen und Günthers geistreich-sarkastischen Witz und seine selbständige Weltanschauung. Martin kannte ich längst als treuen Freund und Genossen meines Vaters seit den Tagen des großen Brandes und dem Jahre 1848 in den gemeinsamen konservativen Bestrebungen für Kunst, Handwerk und Volksleben. Auch hatte ich schon an seinem abendlichen Unterricht in der Patriotischen Ge-

sellschaft teilgenommen und dort verschiedene junge Architekten kennen gelernt, alle überzeugte Anhänger der mittelalterlichen Baukunst.

Ostern 1866 ging ich nach Weimar auf die Kunstschule. Auch hier wieder der jüngste und längere Zeit der einzige Schüler des antiken Saals unter dem Hilfslehrer Thumann, fühlte ich mich anfangs wohler in einigen Familien, an die ich empfohlen war, und bei einigen alten Speckterschen Freunden in Gotha, Perthes und Bessers, als unter meinen Kameraden. Erst als ich zu Ferdinand Pauwels in die Malklasse gekommen war, wurde ich warm in ihrem Kreise und standen mir Kops, Friedrich, Freiesleben, Piltz, Krohn und Arndt, mit welchem ich mehrere Jahre zusammen wohnte, am nächsten.

Es war eine frühere Periode als die Gussow-Hagensche; die Historienmalerei überwog, und es gab bedeutende Aufträge. Pauwels und seine zwei Schüler malten zusammen ein Kolossalbild: Nordamerikas Triumph; links die entfesselten Neger (von Gussow), rechts herbeiströmende deutsche Auswanderer (von Thumann); zwei andere ähnliche Bestellungen wurden von seinen Schülern Fritz Spangenberg und Günther ausgeführt. Außerdem entstanden manche der besten und interessantesten historischen Genrebilder von Pauwels, Graf Harrach und Thumann, der damals Professor wurde. Die neuen Professoren Plockhorst und Verlat malten religiöse Bilder (Pietà), der Wartburg-Luther-Zyklus wurde begonnen. Hennebergs Jagd nach dem Glück machte großen Eindruck. So erhielt meine Vorliebe für Historien- und Geschichtsmalerei reiche Nahrung, und mit besonderem Eifer beteiligte ich mich an den Komponierabenden, auf welche Pauwels großen Wert legte. Aber auch außerhalb der Kunstschule gab es damals noch mancherlei künstlerische Anregungen. Preller, Genelli, Wislicenus lebten noch in rüstigem Schaffen, und ich hielt mich nicht von ihnen fern wie die meisten Mitglieder der Kunstschule, sondern wurde als Neffe Erwins sehr freundlich von ihnen aufgenommen. Preller vollendete damals die Odysseelandschaften für das neue Museum, dessen interessanter Inhalt von Dr. A. von Zahn neugeordnet wurde. Wislicenus schuf große Kartons und gewaltige

Engel für die Schloßkapelle; Genelli, sein letztes Werk, den Theatervorhang, und seine imponierende Greisengestalt konnte man ebenso regelmäßig jeden Abend durch die Belvedere-Allee schreiten sehen, wie in den Sommermonaten die des Abbé Liszt zur Frühmesse.

Es war überhaupt ein sehr anregendes Leben in dieser Residenzstadt mit der großen Vergangenheit; nie habe ich wieder soviel bedeutende und charakteristische Menschen aus allen Ständen und Nationen genau kennen gelernt wie hier. Die Persönlichkeit des Großherzogs, der Hof, auswärtige Gesandte, die kleinen Intriguen, über die man durch adlige Kollegen genau unterrichtet war, der Geheimrat, Bürger, Bauer — man kannte alle und wußte um alle Beziehungen. Und die Zusammensetzung der Kunstschule: Graf von Kalckreuth und sein gastliches, töchterreiches Haus, belgische Professoren und die Schüler, ehemalige preußische Offiziere, echte Berliner und Hamburger Jungen, Weimarer Handwerkssöhne und Walddörfler.

Dazu die Umgebung: die anmutigsten Dörfer, die kleinen Schlösser, der Bach, die Wartburg, Schwind, Tannhäuser, das vortreffliche Theater, dessen Mitglieder man ebenso gut kannte wie die Musiker, und jeder interessierte sich auch für die Künste. Geselligkeit mit den Familien der Stadt, hübsche Kostümfeste, einmal im Park zu Tiefurt unter Leitung des Grafen Harrach, die harmlosen Biergäste und Kegelbahnen — es war eine unvergeßliche Studienzeit.

Zu Studienreisen bin ich damals nicht gekommen. Außer einigen kleinen Fußtouren nach dem Thüringer Wald und einer dreiwöchentlichen Durchstreifung des ganzen Harz mit meinem Freund Piltz, welcher noch nicht lange vorher als wandernder Malergesell die Welt durchschweift hatte, damals aber durch seine urwüchsigen thüringischen Genrebilder die Aufmerksamkeit der ersten Berliner Künstler erregt hatte, habe ich die langen Sommerferien stets im Elternhause zugebracht. Hier war trotz der zunehmenden Leiden meines Vaters unser Familienleben durch die umsichtige, aufopfernde Fürsorge meiner selbst oft leidenden Mutter doch ein verhältnismäßig glückliches zu nennen. Besonders

die jüngeren Kinder haben wenig von der Krankheit des Vaters bemerkt, denn wenn er die schweren Stimmungen überwunden hatte, pflegte sich sein guter Humor wieder einzustellen, und abends in Gesellschaften oder unter seinen Freunden war er oftmals ganz der Alte.

Nicht zum wenigsten aber hat zu der fröhlichen Jugendzeit meiner Geschwister das alte behagliche Haus in der Fuhlentwiete beigetragen, das mein Vater im Jahre 1857 erworben hatte; vorn das lebhafte Volkstreiben der Neustadt, hinten ein sonniger Garten, der von friedlichen Nachbargärten rings umgeben war. Für eine kinderreiche Künstlerfamilie hätte nichts Günstigeres gefunden werden können als diese „alte Kabalje“ mit ihren vielen kleinen Zimmern und Bodentreppen. Als wir sie nach 22 Jahren schweren Herzens verließen, habe ich noch viele Studien zur Erinnerung danach gemalt.

Mein Vater war mit meinem vielen Komponieren mit Recht nicht einverstanden. Immer wieder mahnte er mich, nun bald selbständig zu werden, Genrebilder zu malen, und stellte mir Hugo Kauffmann und Piltz als Vorbilder hin. Mein erstes Bild war denn auch eine Kinderstube, zu welcher ich die Studien bei längerem Aufenthalt zu Hause nach meinen eigenen Geschwistern gemalt hatte. Ich vollendete dann das Bild in Weimar.

Die Kriegserklärung 1870 beschleunigte meine Heimreise. Als ich ankam, erschrak ich vor dem Anblick meines Vaters, so hatte er sich verändert. Die politische Erregung kam hinzu. — Er sah noch im Kunstverein mein Bild und freute sich sehr darüber; am andern Tage mußte ich ihn im Wagen nach Hause bringen. Er war vom Schlage getroffen. Wir glaubten, er würde die Nacht nicht überleben.

Am Morgen darauf war die militärische Untersuchung für mich und meinen Bruder — wir wurden zurückgestellt.

So verlebte ich denn die ganze Zeit des großen Krieges, den fast alle meine Freunde und Altersgenossen als Soldaten oder Krankenträger mitmachten, im Krankenzimmer meines Vaters und habe auch von dem kriegerischen Leben in unserer Stadt sehr wenig gesehen und miterlebt. Denn mein Vater wollte mich

immer um sich haben, wenigstens im Hause, und wenn ich ausging, war er ungeduldig, bis ich wiederkam. Er war völlig gelähmt und konnte kein Glied selbst bewegen. Essen und Trinken mußte ihm gereicht werden, und er litt an seinen Füßen große Schmerzen. Seine Sprache war nur meiner Mutter, mir und dem Wärter ganz verständlich, mit welchem ich mich tags und oft auch nachts in die Pflege teilte, da sie für einen zu schwer war. Abgesehen von nächtlichen, oft sehr angstvollen Phantasien war mein Vater im ganzen klaren Geistes, auch sein alter Humor kam noch manches Mal zutage und erleichterte uns die schwere Zeit. An den Kriegsereignissen nahm er anfangs so regen Anteil, daß wir die Kriegskarten mit Fähnchen über seinem Bett aufhängen mußten, und als mehrere hundert französische Offiziere in Uniform im Konventgarten ihren Sold empfingen, trug ich ihn ins Vorderhaus an das Fenster, und nun glaubte er erst an unseren Sieg. Eine seiner letzten Freuden war es, als ich vor seinen Augen für die Illumination zur Feier des Friedensabschlusses fünf große Transparente malte und für die Germania meiner Schwester Anna, für den auferstehenden Barbarossa meines Vaters verklärte Züge nahm. Auch das Erscheinen meines ersten Holzschnittes, eines in der Art meines Vaters komponierten Bilderbogens, erlebte er noch. Im ganzen aber hatte ich für künstlerisches Schaffen wenig Zeit und noch weniger Gedanken. Auch nicht viel Raum, denn ich war auf einen kleinen Platz am Fenster des zur Krankenstube gewordenen Ateliers angewiesen, wo Märchenkompositionen, für Farbendruck berechnet, in der Art Walter Cranes, den ich damals noch nicht kannte, meine Hauptbeschäftigung waren. Als einige Jahre später Münchner Freunde darüber lächelten, habe ich sie mit schlechten Studienköpfen übermalt. — Mein Vater wurde von seinem immer schwerer werdenden Leiden am 29. April 1871 durch den Tod erlöst.

Meine Absicht war, wieder nach Weimar zurückzukehren und unter Gussow, der inzwischen aus München als Professor zurückberufen war, Studienköpfe zu malen. Vorher aber traf ich mit meinem Freunde Piltz in dem, durch Knaus zu Ehren gebrachten hessischen Dorf Willingshausen in der Schwalm zusammen.

Endlich eine wirkliche Studienreise und ein Platz, an dem sich alles vereinigte: winklige Dorfstraßen mit obstbaumbeschatteten Lehmhäusern, ein fruchtbar welliges Wiesenland, die kräftigen Gestalten und charaktervollen Köpfe der Männer und Frauen und bei übermäßigem Fleiß und magerer Kost alle gesund und immer vergnügt. Dazu die schöne, originelle Schwalmer Tracht, auch bei den Jungen und Mädchen noch fast allgemein und ebenso die alten Volkssitten.

Wir sahen einen Hochzeitszug mit den spinnenden, goldbekränzten Brautjungfern und dem hochbepackten Ausstattungswagen, wir erlebten den dreitägigen Plantanz unter der wirklichen Knausschen Gold-Hochzeitslinde, wir nahmen teil an dem Leichenschmaus unserer eigenen Wirtin. Ich dachte nicht mehr an Historienmalerei! Die hessische Schwalm zu verherrlichen, das sollte das Ziel der nächsten Jahre sein. Und wie verstand es Piltz mit den Menschen umzugehen! Kinder und alte Weiber, die frischen, kurzröckigen Mädchen und die jüdischen Händler, alle wußte er richtig zu nehmen; er war der Held des Tages. Und wie lebte ich auf in seiner erfrischenden Nähe, ich fühlte mich als Mensch und Künstler neugeboren! Bald war ich fast ebenso vertraut mit den urwüchsigen Menschen wie er. In den ersten Wochen machte ich alle Studien mit ihm zusammen. Später zu ein paar Bildern, die ich malen wollte. Ich habe nie wieder ein so fröhlich harmloses Spielen der Bauernjungen gesehen und war in den staubigen Dorfwegen oder auf schattigen Wiesen von ihnen immer umgeben. Friedlicher war die Unterhaltung mit den freundlichen alten Jungfrauen, die tagein tagaus am blumengeschmückten Fenster neben dem sauberen Himmelbett sitzen und spinnen und sich mit einem unglaublich geringen Lohn begnügen müssen.

Ungern trennte ich mich schon vor Ende September von Willingshausen, aber ich mußte mich noch zur letzten Militäruntersuchung stellen und hoffte, vor Mitte Oktober in Weimar zu sein.

Aber gegen jede Erwartung wurden wir Brüder diesmal brauchbar befunden, obgleich uns noch etwas an der vorgeschriebenen Breite fehlte.

In meinem Alter, ein Jahr nach dem Kriege, unter den für Einjährige in Hamburg damals besonders unerfreulichen Verhältnissen, nachdem wir schon ein Jahr verloren — das war keine angenehme Überraschung. — Dennoch denken wir gern an diese Zeit zurück, die wir, alles gemeinsam erlebend, mit gutem Humor durchgemacht haben. Insbesondere hatten wir auch das Glück, in die sechste Kompagnie zu kommen, welche überhaupt viel originelle Menschen enthielt und deren Chef, der Mecklenburger Hauptmann von Borcke, in der ganzen Division wegen seiner unwillkürlichen Komik ebenso bekannt war, wie unser Feldwebel Lindenkohl als ehrenwerter und gerechtester Unteroffizier des Regiments. Da die übrigen Einjährigen uns nicht sehr sympathisch waren und von Avancement doch keine Rede war, so verkehrten wir viel mit den Dreijährigen, unter denen prächtige Leute waren von den Vorsetzen und echte „Dieker", die mit überwältigendem Humor von ihren Kriegserlebnissen zu erzählen wußten. So haben wir dies lustige Soldatenleben so recht von Herzen genossen, uns nie von Wachen, Postenstehen und Märschen zu drücken versucht und sind deshalb sehr beliebt bei den Leuten gewesen. Besonders mein Bruder Otto, der Ingenieur wurde und später bei Schwarzwaldbahnbauten mit Hunderten von Arbeitern zu tun hatte, verstand die Leute vortrefflich zu nehmen, sie wären für ihn durchs Feuer gegangen. Die drei Manöverwochen in und um Reinbeck bei herrlichem Wetter gehören zu meinen liebsten Lebenserinnerungen. Das beste war aber dabei, daß ich alle Strapazen mühelos ertragen habe und seitdem ein völlig gesunder Mensch geworden bin.

Aber damals, als das Jahr „abgerissen" war, verfiel ich einer sehr niedergedrückten Stimmung. Nach notdürftig absolvierter Studienzeit, beinahe zwei Jahre aus meinem Beruf heraus, sah ich ein, daß mein Talent nicht ausreichte und bereute ernstlich, daß ich den Rat meines Vaters nicht befolgt, noch die Prima durchzumachen. Jetzt war es zu spät, ich mußte hinfort mir selbst fortzuhelfen suchen, wie es eben ging, und mit sehr trüben Gedanken stand ich in dem verödeten Atelier und Krankenzimmer meines Vaters.

Da veranlaßte mich Bruno Piglhein, der gleichzeitig in Wandsbek als Husar unter ganz anderen Verhältnissen gedient hatte, mit ihm nach München zu gehen, in das frische begeisternde Kunsttreiben, da würde ich mich schon herausrappeln. Das Münchner Leben hatte mir schon bei der großen Ausstellung von 1869 sehr imponiert und wir reisten im Oktober 1872 über Berlin und Dresden nach München. Vom ersten Tage an trat ich, durch Piglhein eingeführt, in einen Freundeskreis talentvoller und gebildeter Genossen, wie ich keine besseren hätte finden können, denn Piglhein und F. A. Kaulbach galten schon damals für die bedeutendsten jüngeren Talente.

Piglheins Freunde waren bald auch die meinen. Er selbst wurde unwillkürlich der tonangebende Mittelpunkt, denn er war uns in allem überlegen, an Schönheit, an Vermögen, an künstlerischer Begabung, auch an tiefer weicher Empfindung. Ein belebendes Element war der Norweger C. M. Ross, dessen vielseitige Interessen und Talente und angeborene Liebenswürdigkeit des Umgangs ihm überall, wohin er kam, zum Mittelpunkt heiterer Geselligkeit machten, und mit welchem ich in der zweiten Hälfte meines Münchner Aufenthaltes eines sehr angenehmen Zusammenwohnens mich erfreute, welches durch ein vorzügliches Klavierspiel und abendliches Phantasieren noch besonders genußreich wurde. Ein Wiener, Karl Fröschl, später verschwägert mit A. Kaulbach, dem Jüngsten von uns, dessen junge Häuslichkeit bald ein Mittelpunkt musikalischer Geselligkeit wurde, Louis Neubert aus Leipzig, ein talentvoller Landschafter und wegen seines schlagfertigen Humors in ganz München bekannt, eine alte Weimarer Bekanntschaft, außerdem einige Studenten der Medizin aus Hamburg bildeten meinen Umgang.

Die trefflichen Leistungen der Münchner Bühne, gerade in jenen Jahren, machten uns alle zu eifrigen Theaterbesuchern, und das Gespräch unserer Tafelrunde drehte sich viel um Schauspieler, Literatur und Musik. Ross, ein Freund Ibsens und Björnsons, und selbst in seiner Kopenhagener Studienzeit ein guter Schauspieler, war bewandert in der älteren und modernen, französischen, englischen, deutschen und nordischen Literatur, ein großer Be-

wunderer Wagners, dessen Tristan und Isolde und Ring der Nibelungen eben damals vollständig aufgeführt wurden. Auch Piglhein gehörte zu den Bewunderern Wagners. — Im ersten Winter war ich allerdings ein seltener Besucher des Theaters, denn ich hielt mich abends meist zu Hause, nachdem ich während des Abendessens in einer der kleinen Kneipen der Nachbarschaft mir die Stellungen und Gesichter der Arbeiter und Spießbürger so fest eingeprägt hatte, daß ich sie nachher aus dem Gedächtnis nachzeichnen konnte. Noch mehr interessierten mich die betenden und beichtenden alten Weiber in den unheimlich prächtigen kleinen Zopfkirchen in der Sendlinger Gegend bei Dämmerung oder schwachem Lampenlicht. Ich hatte nur nicht den Mut, dort Studien zu machen."

Damit brechen Speckters Aufzeichnungen ab. Mehrere seiner Briefe an die Mutter und an die Geschwister sind erhalten, die seinen Seelenzustand in jenen Jahren spiegeln. Sie wechseln zwischen einer lebendigen Schilderung des Münchner Milieus und Depressionszuständen. Immer wieder erwachen ihm Zweifel an seiner Begabung, trotz des Zuspruchs der Münchner Freunde, trotz des verdienten Erfolges, die ihm die Hausbuch-Illustrationen damals eingetragen haben. Er schwankt zwischen Historienmalerei und Studien nach Natur und Leben, zwischen Pinsel und Buchillustration.

Im Herbst 1874 ist er wieder in Weimar. An der Kunstschule haben Veränderungen stattgefunden — Pauwels Entlassung und ein stark ausgesprochenes Kliquenwesen, — die ihm wenig liegen. In München hatte Speckter selbständig gearbeitet und seine ursprüngliche Absicht, in Rambergs Atelier einzutreten, weil Ramberg seinen Schülern die größtmögliche Freiheit ließ, nicht ausgeführt. Ob er Piloty, auf dessen Urteil — auf das Urteil allein — er viel gegeben hat, seine Studien zur Korrektur vorgelegt hat, wie dies seine Absicht war, bleibe dahingestellt. In Weimar zieht es ihm wieder zu Pauwels; „falls jedoch Pauwels wirklich nach Dresden kommt, dann glaube ich doch, ich gehe wieder zu ihm," heißt es in einem Briefe an seinen Onkel Heinrich Schleiden (7. Okt. 1874). Der Gedanke, sich Rat und

Hilfe zu holen, aufs neue zu lernen, scheint ihn damals sehr beschäftigt zu haben; im gleichen Briefe urteilt er über einen neuen Lehrer der Kunstschule: „Schauss, ein neuer Berliner, kann gut malen, nicht sonderlich zeichnen und gar nicht komponieren. Was soll das für eine Kunstschule? Trotzdem wäre es für mich speziell vielleicht wichtig, unter ihm wieder ein Dutzend Studienköpfe zu versuchen."

Nach Dresden ist Speckter nicht gegangen, wohl aber war er wiederholt in Weimar, da ihm die dortigen Verhältnisse mehr zusagten als die Münchner, hinter deren äußern Glanz, dem alles Echte fehlt, er sehr bald gekommen ist. 1876 hat Heinrich Schleiden ihm einen Aufenthalt in Italien ermöglicht. Er schwankt damals zwischen Paris und Italien. Italien siegt, vermutlich infolge der klassischen Neigungen, die Speckter beherrschen und deren er sich selbst bewußt ist. Vielleicht wäre Paris für die Entwicklung des Malers Speckter günstiger gewesen, vielleicht hätte er sich dort zusammen mit seinem Hamburger Freund Thomas Herbst und seinem ehemaligen Studiengenossen bei Pauwels, Liebermann, das feste malerische Gerüst erwerben können, das ihm gefehlt hat. Vielleicht hätte auf französischem Boden Farbe für ihn an Ausdruckskraft gewonnen, während sie für ihn das Sekundäre geblieben ist. An sich sind solche Erwägungen müßig, Speckter hat Italien Paris vorgezogen und ist fast ein Jahr im Süden geblieben.

Was Italien ihm bedeutet hat, davon geben die nachstehend veröffentlichten Briefe ein deutliches Zeugnis. Nicht der Künstler allein, auch der Mensch erstarkt in sich, sucht sich ohne Bitterkeit in den Grenzen zu bescheiden, die die Natur ihm gezogen und die er für enger gehalten hat als sie wohl waren. Hunderte von Skizzen beweisen, wie fleißig er in Italien gearbeitet hat, er ist jedoch klar über Aufgaben und Ziele der Kunst und klar über das, was er will, hingegangen, so daß ein wesentlicher Umschwung in seiner Formensprache sich nicht vollzogen hat. „Ich werde mir Italien hauptsächlich in dekorativer Hinsicht betrachten," schreibt er an seinen Bruder Erwin unmittelbar vor seiner Abreise. „Das war von Anfang an mein hauptsächliches

Streben. Und jetzt, wo die Möglichkeit derartiger Aufträge so deutlich vorhanden ist, tritt die Sehnsucht danach wieder mit der ganzen Kraft hervor.“ Speckters größere künstlerische Reife, die im Ausgang der siebziger Jahre einsetzt, ist das Ergebnis einer organischen Entwicklung, nicht ein ihm von außen, durch das, was er in Italien gesehen hat, Zugeflogenes.

Nach seiner Rückkehr wird Hamburg sein bleibender Wohnsitz. Er gehört in diese Stadt, mit der er sich innerlich eng verwachsen fühlt, die ihm gegenwärtig ist auf italienischem Boden und Maßstab für so viel Schönes, er gehört hierher, obgleich er sich in Hamburg nicht sehr wohl gefühlt haben mag und ziemlich isoliert als Künstler in der Kaufmannsstadt. Er leidet an einer äußeren Zersplitterung und hat nicht die Kraft, sich zu konzentrieren. Er klagt seinem Bruder Erwin: „Von meiner Tätigkeit ist nicht viel zu berichten. Ich leide an den altbekannten Fehlern der Zersplitterung und Talentlosigkeit. Bald dekorative lebensgroße Figuren, bald Lilliputer für Holzschnitt, bald Zeichnungen für einen Bücherschrank zu einem holzgeschnitzten Rahmen . . . jetzt lebensgroßes Kinderporträt von Hans und Anna Duncker, obendrein tausend Nebeninteressen, die mich abziehen — da hast Du mein gegenwärtiges Leben!“ (18. Febr. 1879).

An äußeren Ereignissen war sein Leben nicht reich. 1884 hat er sich entschlossen, den Unterricht an der Mädchen-Gewerbeschule zu übernehmen, um seiner äußeren Existenz einen festen Halt zu geben. An der Talentlosigkeit und Indolenz seiner Schülerinnen leidend, wurde ihm der Unterricht an diesem Institut, der ihm mehr Zeit und Kraft genommen als er geglaubt hatte, zur Qual. Einige bescheidene Erfolge: Siege in künstlerischen Konkurrenzen und die goldene Medaille in München für einen Glasfensterkarton, wurden ihm in seinen letzten Lebensjahren zuteil, und doch lagen ihm bei der Vielgestaltigkeit seiner Interessen vaterstädtische Angelegenheiten nicht weniger am Herzen als künstlerische Probleme. Er sucht das allgemeine künstlerische Niveau Hamburgs zu heben und hat sich mit der ganzen Wärme seiner reichen Natur eingesetzt für die Gründung eines Museums für Hamburgische Geschichte. Eine Zentrale für

die Denkmäler von Hamburgs Vergangenheit sollte geschaffen werden. Andere sollten später die Früchte seines Tuns ernten, seine Zeit hat das Umfassende und Notwendige dieses Planes nicht begriffen.

Den vielen inneren Stürmen vermochte seine Natur nicht Stand zu halten. Eine nervöse Gereiztheit nahm überhand und nach zwei grausamen Leidensjahren starb er am 29. Oktober 1888 in der Nähe Lübecks.

Hamburg hat sehr viel an Hans Speckter verloren. Er wäre das Bindeglied gewesen zwischen der älteren und der jüngeren Künstlergeneration; im Erfassen malerischer Probleme ist er oft erstaunlich modern und seiner Zeit überlegen. Und doch wurzelt er im alten Hamburg, dem er angehört, durch seine Abstammung von einer Familie, die sich bereits in dritter Generation verdient gemacht hat um Hamburgs Kultur und Kunst, ohne daß es ihr je gegönnt gewesen wäre, die Früchte ihres Tuns zu ernten. Bei seiner ausgesprochenen literarischen Begabung wäre er der gegebene Historiograph einer Malergeneration gewesen, der er nahe stand durch seinen Vater, seine Lehrer und die Berichte seiner Mutter, die das Erbe der Vergangenheit treu gehütet hat. Manches wäre beisammen geblieben, was heute in alle Winde verstreut ist und mühsam zusammengesucht werden muß. Vielleicht hätte sich durch ihn etwas wie künstlerische Tradition vererbt auf ein jüngeres Geschlecht.

Eins aber unterliegt keinem Zweifel: war sich Speckter nicht ganz klar über seine Begabung, war er immer bereit, sich einzusetzen für Kulturaufgaben, den Maler dem Schriftsteller zu opfern — darin lag das wesentliche seiner Persönlichkeit nicht. Für diese konservierende Tätigkeit war er eigentlich zu schade, dafür hätte auch die Begabung anderer gereicht. Wenn Speckter sich mit rücksichtsloser Energie, mit einer Härte, die ihm nich zu eigen war, konzentriert hätte allein auf das, was ihm not tat — auf produktive künstlerische Tätigkeit — er wäre zu größeren künstlerischen Lösungen gekommen und wäre vielleicht ein glücklicher Mensch geworden, weniger an Zwiespalt krankend.

Besser als wir Nachgeborenen, die ihn nicht gekannt haben, es vermöchten, charakterisiert den Menschen Speckter sein Freund F. v. Thiersch, sein Reisegefährte in Italien.

„Was mich für Speckter so einnahm, war sein bescheidenes, schlichtes und ernstes Wesen, seine Tiefgründigkeit und Vielseitigkeit. Er war einer von denen, die mit offenem Herzen überall lernen und zugleich lehrreich wirken. Nicht, daß er sofort brilliert und imponiert hätte. Der Mensch mit seinen liebenswürdigen Seiten mußte erobert werden, aber dann hatte man etwas von dieser köstlichen, feinen Natur. Dabei besaß er eine wohltuende innere Ausgeglichenheit und einen gleichmäßig heiteren, niemals nach dem Unedlen gerichteten Sinn. . . . Speckter war von jener Art, die das Wesen der Dinge zu ergreifen sucht, und wäre er nicht ein so feiner Künstler gewesen, so müßte er als Schriftsteller bedeutend geworden sein.“

* * *

In Speckter hat sich schon früh der Trieb geregt, bildnerisch zu gestalten, für das Kind, das im Atelier des Vaters groß geworden und in einem malerischen alten Hause voll romantischer Winkelchen aufgewachsen ist, war es selbstverständlich, zu Bleistift und Papier zu greifen, wenn seine Phantasie angeregt wurde. Und es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um seine Phantasie in Bewegung zu setzen: nüchterne Zeitungsberichte über stattgehabte Schlachten genügten, um seine produktive Tätigkeit auszulösen. Und doch hat es verhältnismäßig lange gedauert, ehe er sich entschloß, Maler zu werden. In der Schleidenschen Schule wirkt der Naturgeschichtsunterricht stark auf ihn ein, und sofort steht der Entschluß des Knaben fest, Naturforscher zu werden. Als ihn später während der Konfirmationszeit religiöse Probleme beschäftigen, will er zur Theologie übergehen. Diese Schwankungen in so jugendlichem Alter haben bei Speckter mehr zu bedeuten als die üblichen Jugendideale und Wünsche, die den damit Behafteten im allgemeinen nicht hindern, im spätern Leben in einem praktischen Beruf, der lediglich auf den Erwerb ge-

richtet ist, unterzutauchen. Das Zwiespältige seiner Begabung und seine schwankende Natur, die auf jeden äußern Anstoß reagiert, zeigt sich darin. Speckter hat trotz der relativ günstigen äußern Verhältnisse nicht zu jenen Bevorzugten gehört, die für ihren Beruf gleichsam prädestiniert sind. Für die es eine Wahl, ein Anderskönnen nicht gibt, die zu Zeiten schwer tragen mögen an dem ihnen Auferlegten, die aber so fest damit verwachsen sind, daß die Ausübung ihres Berufes ihnen nicht minder selbstverständlich ist als jede körperliche Funktion. Bis in seine letzten Jahre quält ihn der Zweifel, ob er als Maler oder Schriftsteller mehr leisten könne, weil er die letzten Fragen der Kunst zu erfassen glaubt, und seine Einsicht ihm sagt, daß er das Erkannte nicht zu gestalten vermag.

Sein frühester zeichnerischer Versuch, treu von der Mutter gesammelt und heute im Besitz der Familie, stammt aus dem Jahre 1859. Der Knabe ist elf Jahre alt, von einer ernsthaften Unterweisung ist natürlich noch nicht die Rede. Seine nächste Umgebung drängt ihn zum Gestalten: die Fassade des elterlichen Hauses in der Fuhlentwiete mit den vor- und zurückspringenden Stockwerken wird gezeichnet. Aus dem einen Fenster blickt der Vater, aus dem andern die Geschwister, Kinder spielen auf der Straße. Porträtabsicht scheint trotz der kleinen Verhältnisse vorzuliegen. Er hat die Aufgabe merkwürdig gut gelöst; die Proportionen stimmen natürlich nicht, und den Maßstab des „Korrekten“ darf man nicht anlegen, aber das Ganze ist mit einer gewissen frischen Verve gezeichnet. Die Behandlung des Figürlichen entspricht seiner Altersstufe. Den wenigst sympathischen Eindruck macht der Stamm links vor dem Hause. Das ist keine gefühlte Form, sondern fast mit einer gewissen Geschicklichkeit hingeschrieben, wie von jemand, der nach Vorlagen gearbeitet hat.

Das Jahr 1865 wird entscheidend für Speckters Leben. Der Entschluß reift in ihm, Maler zu werden. Der Vater setzt dieser Absicht einen nur scheinbaren Widerspruch entgegen; da er die Begabung des Sohnes frühzeitig erkannt hat, geht damit ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Martin Gensler und Asher leiten Speckters ersten Unterricht. Nach dem Erhaltenen hat Gensler

stark auf ihn gewirkt, während man nach Ashers Spuren vergebens sucht. Dabei hat Speckter ihm eine dankbare Erinnerung bewahrt. Aus Weimar (17. VII. 76) klagt er der Mutter: „Mit meiner Arbeit geht es, obgleich ich eigentlich fleißig bin, nicht wesentlich rascher vorwärts als in Hamburg. Asher fehlt mir doch so oft! So manches, was mir erst nach tagelangem Mühen klar wird, würde er mir beim ersten Blick haben sagen können. Von den hiesigen Freunden kann keiner ihn mir ersetzen.“ Auch auf italienischem Boden hat Speckter dankbar betont, wieviel er an Einsicht in künstlerischen Fragen Asher zu danken habe. Seltsamerweise entzieht er sich jetzt und später künstlerich dem Einfluß des sehr geliebten Vaters vollkommen. Nichts läßt darauf schließen, daß er der Sohn Otto Speckters, des Fabelzeichners und Illustrators ist. Was zwischen ihnen liegt, ist nicht nur der Unterschied und Gegensatz zweier Generationen, es ist ein anderes Empfinden für Dekoration und Flächenverteilung. Es wird darauf noch bei den vielen Gelegenheitsblättern von Vater und Sohn hinzuweisen sein.

Die Unterweisungen bei Gensler — der Knabe geht noch aufs Gymnasium — beginnen in der damals üblichen Weise. Der Lehrer läßt ihn seine Zeichnungen kopieren. Das war nicht eben der schlimmste Weg. Gensler hat mit Stift und Feder wie im Aquarell interessante alte Baulichkeiten in- und außerhalb Hamburgs festgehalten, nicht versucht, sie in eine malerisch-romantische Sphäre zu heben, sondern sich an die Wirklichkeit mit Treue und Exaktheit gehalten. In dieser völligen Anspruchslosigkeit, in dieser Schlichtheit des Schauenden und des Geschauten liegt ein gewisser Reiz, vielleicht etwas nüchterner Natur, aber Speckter wurde nicht auf den gefährlichen akademischen Weg gedrängt, mit einem mechanisch erlernten Können zu prunken. Eine Reihe von Zeichnungen nach Gensler aus dem Jahre 1866 hat sich erhalten, neben architektonischen einzelne figürliche Skizzen — Typen aus Blankenese — sie legen Zeugnis ab vom ernsthaften Fleiß des jungen Menschen. Daneben hat er schon begonnen, die Natur auf seine eigene Art zu befragen. Er macht Studien „auf unserm Dache“ (1864); die Typen des Zigeuner-

lagers auf der Horner Rennkoppel (1865) interessieren ihn. Die Behandlung der Köpfe deutet auf Schule, in den Pferden, Zelten, Häusern ist er freier von Genslers Art als in mancher spätren Zeichnung. Im Oktober 1866 zeichnet er die Ruine Alt-Liebenstein. Ein großer Raum auf bürgerlichem Gelände beherrscht die Komposition, im Hintergrund schlanke Stämme. Das Blatt steht innerhalb der Tradition der Vollmer und Morgenstern; leise macht sich eignes Sehen bemerkbar. Der erste Ausflug in die Ferne gilt dem benachbarten Lübeck. Vom Dach des Duffkeschen Hotels aus zeichnet er die Marienkirche; auch das Haus am Burgplatz und die ewige Lampe im Dom werden mit dem Stift nachgebildet. Im April 1865 ist er in Ratzeburg. Der Dom wird aquarelliert vom „Probstengarten“ aus, ferner die Chorseite und frühgotisches Chorgestühl. Etwas bunt, aber lebendig in Farbe, sein Ton wird später, auch im Aquarell, matter, nachdem er die Segnungen der Akademie erfahren hat.

Die Familienmitglieder dienen als Modell; der kleine Bruder Gerhard wird auf dem Schaukelpferd sitzend gezeichnet (1866). Die drei Blätter nach ihm sind rührend unbeholfen; Kinderstudien dieser Art gab es unter den Vorlagen, die Speckter zu Gebote standen, nicht. Er konnte sich nur an die Natur, an das Selbstgeschaute halten, und folgt ihr ängstlich mit tastenden Schritten. Ein Jahr früher hat er den Vater gezeichnet. Die Zeichnung ist ausdrucksvoller und reifer; weich umgibt der Vollbart Otto Speckters leidendes Gesicht und leiht ihm etwas vom Aposteltypus. Ein Zusammenhang mit der Hamburger Nazarener-Tradition ist in der Auffassung unverkennbar. Eine Ölskizze nach dem Vater entsteht ein Jahr darauf. Für den 18 jährigen eine sehr anständige Leistung, doch wirkt die Skizze akademischer als die empfundenere Zeichnung. Speckters Art spricht daraus: nicht Sturm und Drang, noch Bruch mit dem Hergebrachten, aber ein Versuch, innerhalb gegebener Grenzen ein Ausgereiftes, in sich Geschlossenes zu geben.

Der Besuch der Weimarer Kunstschule hat diesen Studien nach der Natur ein Ende bereitet. An ihre Stelle treten unleidliche Skizzen, die Pauwels Kompositionsklasse ihr Entstehen verdanken. Der Olymp und der christliche Himmel müssen her-

halten, „Luther als Kind“, die „Visite der Königin von Arabien bei Salomo“, Savonarola auf dem Marktplatz, Helden in altdeutschem und antikem Kostüm, Gefangene, denen das Todesurteil verlesen wird, schreibende Mönche mit Hunden und Raben, einige bürgerliche Rührseligkeiten — kurz die üblichen akademischen Arbeiten wurden mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig wäre, gelöst. Speckter hat das anregende Weimarer Leben auf sich wirken lassen und sich günstig darüber ausgesprochen. Auch in späteren Jahren zieht es ihn nach der Ilm und er bedauert die Unterbrechung seiner Studien, die durch Krankheit und Pflege des Vaters und sein Militärjahr verursacht wurden. Stellt man die Frage, ob dieser Weimarer Aufenthalt von Vorteil für seine künstlerische Entwicklung gewesen ist, so kommt man zu einem negativen Ergebnis. In Speckter kämpfen zwei Naturen: neben der Freude am Skizzieren nach der Natur, neben der Einsicht, daß es ihm als Künstler not täte, nicht in der Stadt zu wohnen, sondern am Lande der Natur möglichst nahe zu leben, eine verhängnisvolle Vorliebe für historische Stoffe. Darin ist er Kind seiner Zeit, und die grande peinture eines Pauwels hat es ihm angetan. Diese Vorliebe erhält in Weimar eine bedenkliche Steigerung, aber sie hat höchstens dazu beigetragen, ihn der Natur zu entfremden. Mit den theatralischen Requisiten des Historienbildes war für Speckter so wenig wie für seine Zeitgenossen — die damaligen Tagesberühmtheiten nicht ausgenommen — Großes zu erreichen. Otto Speckter, dessen künstlerische Kraft nicht durch die Akademie, sondern durch Ungunst der Verhältnisse und Krankheit gebrochen war, hat das Ungesunde dieses Tuns sehr bald eingesehen. Er drängt zur Selbständigkeit, zum Fertigmachen. Aber die Wege, die er dem Sohn vorschlägt: das Genrebild und die Vorbilder, die er ihm nennt: Hugo Kauffmann und Piltz sind für die Auffassung unserer Generation nicht gerade überzeugend und basieren auch nicht auf Einsicht in das Beste, das Speckter zu leisten vermag. Auf das Drängen des Vaters entsteht die „Kinderstube“. (Ölbild bei Herrn Erwin Speckter, Bergedorf, Ölstudie dazu in der Kunsthalle in Hamburg.)

Kommt man von der Betrachtung der Kompositionsskizzen, so wirkt sie befreiend und ist doch nicht mehr als ein anständiges Schulbild, in dem wenig selbständige Beobachtung steckt. Die Farbengebung in ihren tiefen roten Klängen schließt sich an die Tradition der Alten an und hat keine selbständige Bedeutung. Speckter hat seine Geschwister des Morgens beim Anziehen belauscht. Der vom Rücken gesehene Knabe, der seinen Strumpf anzieht, ist die lebendigste, gefühlteste Figur im Bilde.

Die erfreulichste unter den in Weimar entstandenen Kompositionen ist eine getuschte Federzeichnung vom August 1868. Der gesamte Lehrkörper der Kunstschule ist zu einem Gruppenbild vereinigt: Kalckreuth, Pauwels, Genelli, Wislicenus, Preller, Thumann, Martersteig usw., zwölf Personen bewegen sich auf der Treppe vor der Front eines Hauses. Genelli bildet die betonte Mitte. Durch den gewählten Hintergrund ergibt sich die Anordnung der stehenden, sitzenden und gegen die Mauer gelehnten Gestalten zwanglos. Die Komposition ist ohne Anleihe an die Gruppenbilder der Holländer des 17. Jahrhunderts entworfen und ist wohl ein Gelegenheitsblatt, das dem Zufall sein Entstehen dankt. Die Ausführung der Skizze in großem Maßstabe hätte das Können des 20jährigen jedenfalls überstiegen.

Durch die Thüringer Studienreise in Piltzs Gesellschaft findet die trostlose Hamburger Zeit einen heitern Abschluß. Es mag die glücklichste Periode in Speckters Leben gewesen sein. Alles Grübeln, zu dem seine schwere, nordische Natur neigt, liegt hinter ihm, von Schaffensfreude erfüllt, lebt er dem Augenblick. In Trier, wo er den Freund der Familie Pater Hugues besucht und einen starken Eindruck vom katholischen Klosterleben empfängt, in Bacharach, in Kreuznach, in Alsfeld, in Willingshausen hat er gezeichnet. Alles fesselt ihn, in bunter Reihe stehen landschaftliche Skizzen neben bäuerlichen Interieurs, Blumenstudien neben Figürlichem. „'s Madlische“, „s' Nabelche“, „die Tolle“ — die charakteristischen Typen des Dorfes müssen herhalten. Bleistift-, Aquarell- und Ölskizze wechseln. Zu den Skizzen treten als willkommene Ergänzung die Briefe an seine Familie. Ruhig steckt er zu Beginn seiner Laufbahn die Grenzen seines

Könnens ab und zieht die Bilanz mit einer frohgemuten Sicherheit, die nicht ganz frei von Resignation ist. „Darüber bin ich mir ja auch schon lange klar, daß etwas Außergewöhnliches nicht in mir steckt und bin durchaus nicht niedergeschlagen darüber. Gerade Vaters kulturhistorische Auffassung der bildenden Kunst ist sowohl Piltzs wie meine; da kann auch ein Talent zweiten Ranges viel Schönes schaffen, sich und andern zur Freude.“ (An seine Mutter am 23. Juli 1871.)

Das Militärjahr bringt innerhalb kurzer Zeit die zweite Unterbrechung in Speckters Tätigkeit. Auf Piglheins Veranlassung geht er mit ihm 1872 in tiefer Verstimmung nach München. Das neue Milieu wirkt anregend. Im Odeonkonzert, im Café Probst, in der protestantischen Kirche hat er seine Studien gemacht. Das Charakteristische der südlichen, lebhaftern Bevölkerung reizt ihn und wird mit wenigen energischen Strichen festgehalten. Der Philister von dem Biertisch, so gut wie die Andächtigen in der Kirche und die Zuschauer, die mit vorgeneigtem Oberkörper in gespannter Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne folgen. Vorstudien für jenes Bild auf der Galerie des Hamburger Stadttheaters, das etwa zehn Jahre später entstanden ist.

Depressionszustände sind, wie die Briefe an die Angehörigen verraten, in diesem Münchner Jahre nicht eben selten. Die pekuniäre Abhängigkeit, der ausbleibende Erfolg, sei er auch noch so bescheiden, beginnen ihm zu lasten. Verkaufsbilder sollen entstehen; er hat sich damals in einigen kleinen Genrebildern versucht: Frauen am Spinnrocken, ein kleines Mädchen, das die Uhr aufzieht, milchschleckende Katzen usw. Es sind jene üblichen Nichtigkeiten der siebziger Jahre, die allein stofflich auf das Publikum wirken sollen und ihre Liebhaber gefunden haben. Am künstlerisch Unbefriedigenden dieses Tuns hat Speckter schwer getragen. „Deine Warnung, nicht zu sehr auf die Verkäuflichkeit zu sehen, war nicht überflüssig, denn im Anfang deprimierte mich das Gefühl, schon so alt zu sein und noch andern zur Last zu fallen, allerdings mehr als gut war. Bilder malen zu wollen, welche partout verkäuflich sind, ist außerdem ein Unsinn, denn nur das kann gut werden, was mit Freudigkeit gemacht

ist . . .“ (an seinen Onkel Schleiden aus München am 11. Dezember 1872).

Mit diesen süßlichen Bildern sind die „Bauernjungen“ nicht zu vergleichen. Das Motiv hat ihn lange beschäftigt, Vorstudien dafür wurden schon in Willingshausen gemacht. „Wie mir's mit meiner Arbeit geht? Sehr schlecht, aber nicht mutlos, im Gegenteil sehr fleißig und voll neuer Lust. Mein Bild ist viel zu schwierig gewählt. Viele dramatisch bewegte Figuren im Freien! Defreggers Raufer waren im geschlossenen Raum, daher bedeutend leichter. Außerdem haben meine Figürchen ungeeignete Größe: zu klein, um, ohne kleinlich zu pimpeln, Ausdruck hineinzulegen, zu groß, um sie nur als Staffagepüppchen zu behandeln. Doch ich lerne viel dabei und habe viel Spaß daran . . .“ (an seine Mutter aus Willingshausen am 10. September 1871). Aus München schreibt er an seine Mutter: „Ich bin mir noch nicht einig, was ich zunächst malen will, wahrscheinlich aber die Willingshauser Jungens. Dazu habe ich die meiste Lust, die meisten Studien und die meisten Verkaufschancen . . . Neue Genrebilder anzufangen ist schwer, weil man nicht mehr aufs Land kann, um Studien zu machen, und die Motive, die man hier sieht, bestehen doch größtenteils aus Kneipszenen, Obstverkäuferinnen usw., hundertfach gemalten Gegenständen. Meine Willingshauser Jungens sind dagegen originell und gefallen allen, die sie sehen . . . Vor Piglheins Besuch hatte ich etwas Angst, denn er sagt unverhohlen Wahrheiten und macht große Ansprüche. Er war über Erwarten zufrieden, fand, daß ich seit Weimar außerordentliche Fortschritte gemacht hätte, besonders im malerischen Denken. Er hatte die Zieh-Jungen noch nicht gesehen und riet mir, durchaus sie zu malen“ (aus München am 24. Oktober 1872). Das Bild hat im Kunstverein viel Beifall gehabt und fand auch den ersehnten Käufer in einem Münchner Kunsthändler. Der gegenwärtige Besitzer des Bildes war nicht mehr zu ermitteln. Zwei Aquarellskizzen befinden sich im Besitz der Familie. Speckter beschreibt das Motiv: „Jungen spielen ‚Ziehens‘, Schluß von ‚Süsterpaar ut‘, nach dem ‚Treck op de Brück, treck dal de Brück“ (11. Juli 1871). Fünf Jungen halten sich an den Händen fest, ein sechster liegt

bereits am Boden, ein siebenter lehnt gegen die Mauer. Die Bewegung klingt in der Gruppe des rechts im Hintergrunde sitzenden Mannes mit dem Kinde aus. Das Bild wirkt lebendig in Bewegung; man merkt es ihm an, daß es keine Mußarbeit war. „An den ganz dunklen Tagen tue ich an meinen Bauernjungen keinen Strich, arbeite überhaupt nur daran, wenn ich wirklich Lust habe und vorher weiß, daß ich was machen kann“ (am 11. Dezember 1872).

Daneben regt sich die Vorliebe für historische Kompositionen und er fährt im gleichen Briefe fort: „Ich bereite mich auf eine größere historische Komposition vor, die mir schon in Hamburg durch den Sinn ging und mit der ich mich diesmal an der Konkurrenz für historische Bilder beteiligen möchte . . . Die gründliche Kenntnis unserer alten Geschichte, ihre sinnigen und naiven Bräuche, Trachten, Geräte, Architektur usw. fesseln mich bei meinen Studien außerordentlich. ‚Den Söhnen der Väter einst'gen Ruhm zu zeigen‘ ist zwar nicht die höchste Aufgabe der Kunst, wohl aber eine der höchsten, und — wenn auch nicht ausschließlich — so doch dann und wann, wenn der innere Trieb dazu da ist, diesem Ziele nachzustreben, will und darf ich nicht in mir unterdrücken, wie ich es eine Zeitlang für recht hielt.“ Was für eine Komposition er eingereicht hat, geht weder aus den Briefen noch aus den erhaltenen Skizzenbüchern hervor. Auch die Wiener Weltausstellung, die er 1873 gesehen hat, begeistert ihn „so viel mehr für meine alten Ideale strenger Zeichnung und Komposition, daß ich mir von den Freunden, welche an die allein seligmachende Neumünchner Schule glauben, mit ihrem ultramalerischen, d. h. oft nur dreckig-dunklem Gemuschel, nicht mehr so viel in meine Arbeiten hineinreden lassen will wie früher. Auch Piglheins Arbeiten, so talentvoll sie sind, betrachte ich nach dieser Seite hin viel vorurteilsfreier und ungünstiger“ (am 16. September 1873).

Die Einsicht in das was not tut, hat Speckter nicht gefehlt, so wenig wie die Konsequenz, diesen Weg zu gehen. „Es gibt zwei Wege, um als Maler zu Geld und Stellung zu gelangen: 1. viel machen oder 2. gut machen. Der zweite Weg ist lang-

samer, mühseliger und nur bei wirklicher Begabung erfolgreich. Daß ich ihn dennoch riskiere, liegt in meiner Natur. Die nervöse Schnelligkeit des Gelingens und Schaffens ringsum darf unsereins nicht irre machen. In den meisten Fällen ist es Feuerwerk, welches bald verpufft. Es gibt auch in der Kunst Schwindler, welche dem Publikum eine Weile imponieren und Sand in die Augen streuen können“ (aus München 15. Februar 1873). Vergleicht man mit diesen Aussprüchen, die von einem ehrlichen Wollen zeugen, aber zum Teil nach der großen Komposition gravitieren, eine Briefstelle aus dem Jahre 1876, so zeigt sich der Umschwung, der sich in Speckter vollzogen hat: „Das wahre Vergnügen der Arbeit fängt doch erst an, wenn man vor der Natur sitzt. Wäre ich wohlhabend, so würde ich nur noch Naturstudien machen. Und früher habe ich soviel schöne Zeit und Gelegenheit dazu verbummelt.“

Das Jahr 1874 steht im Zeichen der Hausbuchzeichnungen. Es ist nicht der erste Illustrationsauftrag, den Speckter ausgeführt hat. Seine Freude an der Lektüre drängt ihn dazu, den Gestalten des Dichters zu einer körperlichen Existenz zu verhelfen. Dieser Trieb regt sich schon in frühester Jugend. Im Jahre 1865 entstehen Zeichnungen zu „Ekkehard“ und zu „Kabale und Liebe“, an sich belanglose Sachen erscheinen sie im Zusammenhang betrachtet bedeutsamer. Vier Jahre später hat er seinen ersten Holzschnitt veröffentlicht. Das Märchen von den drei Spinnerinnen ist als Münchner Bilderbogen erschienen (Nr. 541). Schrift und Bild sind noch nicht zur dekorativer Einheit zusammengeschlossen, und doch unterscheidet sich das Blatt wesentlich von den Münchner Bilderbogen Otto Speckters (Rapunzel Nr. 216) oder Schwinds (Gestiefelter Kater Nr. 48 und von der Gerechtigkeit Gottes Nr. 63). Bei diesen beiden überzieht das Bild den ganzen Bogen, die Episoden der Geschichte greifen im Bild ineinander; der illustrative Teil, der keine in sich geschlossenen Einzelmotive bringt, ist auch nichts anderes als Erzählung, noch nicht selbständig gewordenes Bild. Das ist bei Hans Speckter anders. Die obere Bildreihe: die weinende Müllerstochter, die drei alten Frauen bei der Müllerstochter, die staunende Königin auf dem Boden enthält — bild-

mäßig gestaltete — Einzelkompositionen, die durch Architektur ihren Rahmen erhalten haben und voneinander abgegrenzt sind. Ein gleiches gilt für die untere Bildreihe. Die Säulen wirken isolierend, indem sie jedem Bild seinen Rahmen geben und verbindend zugleich. — Fast zehn Jahre später — 1878 — hat Speckter dies Motiv noch einmal behandelt. Das Aquarell (in der Hamburger Kunsthalle) der drei Spinnerinnen entsteht. Die Abweichungen im einzelnen sind nicht uninteressant, er kommt auch zu einer reichen architektonischen Ausgestaltung.

Aber Hans Speckter hat so wenig wie sein Vater, oder Menzel, Schwind und Richter die Wirkungen des Holzschnittes zu nützen gewußt, resp. seine dafür bestimmten Kompositionen aus der Technik des Holzschnittes heraus geschaffen. Das sind alles Federzeichnungen, die vom Xylographen auf den Block übertragen wurden. Erst in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist in Deutschland das Gefühl für die künstlerische Wirkung des Holzschnittes wieder erwacht, wie es im 15. und 16. Jahrhundert lebendig war und dem wir wundervolle Blätter verdanken. Erst dann wurde der Holzschnitt aus einer bloß reproduzierenden Technik wieder zu einer künstlerisch gestaltenden, unmittelbar schaffenden erhoben. Erst dann konnte der Gegensatz schwinden zwischen der ursprünglichen Zeichnung und dem ausgeführten Holzschnitt, ein Gegensatz, der sich bei Menzel so gut wie bei Hans Speckter ergibt beim Vergleich der Drucke mit den Originalskizzen.

Die Beziehungen zwischen Storm und dem Speckterschen Hause reichen ins Jahr 1859 zurück. Otto Speckters Illustrationen zu Klaus Groths „Quickborn“ haben Storms Bewunderung erregt. In heller Begeisterung schreibt er an den ihm unbekannten Künstler. Der norddeutsche, tief in der Heimat wurzelnde Dichter hat die ihm adäquate Natur in Otto Speckter erkannt. Diesem Brief folgte persönliche Bekanntschaft und gemeinsame Arbeit. Otto Speckter illustriert Storms „Abseits“ und „Drei Märchen“ (Die Regentrude, Bulemanns Haus, der Spiegel des Cyprianus). Nach dem Tode des Vaters hat Hans die Beziehungen zu Storm aufrecht erhalten. Im Jahre 1874 entstehen die Illustrationen

für das Hausbuch. Die erste Auflage der Anthologie war schon 1870 erschienen. Sie enthielt, wie Storm in der Vorrede betont, „eine Rekapitulation aus einer mehr als 30jährigen Lebenserfahrung." Als eine dritte Auflage nötig wurde, erschien sie versehen mit Speckters Zeichnungen.

Seine Aufgabe war nicht eben leicht. Er mußte sich in die Ideenwelt von Dichtern einleben, die ihm innerlich nicht immer nahe standen und aus ihrer Welt heraus gestalten. Von ihm ging der Vorschlag aus, das Buch mit den Porträts der bedeutendsten Dichter zu schmücken. Es sind ihrer zwanzig entstanden. Die erhaltenen Zeichnungen beweisen deutlicher als die Illustrationen im Buche, wie ehrlich Speckter um seine Aufgabe gerungen hat. Es galt Stiche, Abbildungen, Photographien für die Porträts zu beschaffen, und Storm hat, wie aus seinen Briefen ersichtlich, Speckter eifrig mit Literaturangaben unterstützt. Es galt, trotz dieses toten Materials, das Bildnis möglichst lebendig zu gestalten und ihm eine dekorative Fassung zu geben. Speckters Vorliebe für strenge Zeichnung und Komposition konnte hier ungehemmt zum Ausdruck kommen, denn ob er einen Schattenriß wie bei Claudius, ein Relief von David d'Angers wie bei Heine, Photographien wie bei Heyse, Mörike, Klaus Groth, einen Stich (von Robert Reinicke) wie bei Chamisso benutzt hat — darin blieb sich die Aufgabe immer gleich: das Porträt mußte einen streng ornamentalen Charakter erhalten. Und das Ornamentale allein, auch wenn es Hauptzweck war, genügte nicht. In der Wahl der Rahmenverzierungen hat nicht Spiel und Zufall gewaltet, sondern es lag die Absicht vor, die Welt des Dichters durch den Rahmen anzudeuten. Das geschah nicht mittels einer aufdringlichen Symbolik oder leicht zu erwerbenden Gelehrsamkeit, mit feinem Takt ging Speckter vor. Für Claudius, der den griechischen Gesang nicht nachahmen will, ergibt sich zwanglos die deutsche Eiche, und die Silhouette charakterisiert die Bildniskunst des 18. Jahrhunderts. Das Porträt Höltys, des Dichters der „Aufmunterung zur Freude" wird von heitern Genien umspielt; Winden, Margueriten, anspruchslose, im Garten gezüchtete Blumen passen zum Dichter der „Luise", und der Eierstab weist

auf das antike Versmaß. Der deutsche Adler, Siegestrompeten, ein Eichenkranz dürfen bei Arndt nicht fehlen, so wenig wie Burgfräulein und Page beim Doppelbildnis von Brentano und Achim von Arnim. Palmen kennzeichnen die Atmosphäre, in der der Greis auf Salas y Gomez gelebt hat, Feldblumen umgeben das Bildnis des Lyrikers Uhland, Wasserrosen und Schilf ranken sich um Lenaus Haupt, dekorativ verwandte Elefantenköpfe, Kakteen und Schlangen charakterisieren den Süden bei Freiligrath, leichtbeschwingte pompejanische Füllfiguren die heitere Grazie in gebundenem Versmaß bei Heyse, dessen Bildnis als im Hausbuch, das eine andere Art pflegte ungehörig, Storm aufzunehmen sich weigerte. Er kapitulierte, um dem Verleger und dem schönen Geschlecht „einen Gefallen zu tun".

Neben den Porträts enthält das Hausbuch eine größere Anzahl figürlicher und landschaftlicher Motive; Speckters Kraft zu gestalten, zeigt sich hier ungehemmter. Das „Rheinweinlied" ist durch eine reizende kleine Komposition in Chodowieckis Art illustriert. Fünf Männer umstehen den Tisch, ein Jüngling intoniert das Lied, der Alte mit dem Pelzmützchen stimmt ein — über dem Ganzen liegt die behagliche Atmosphäre mit einem Stich ins sentimental-philiströse der Biedermeierzeit. Auch die in eine Rokoko-Kartusche komponierte Illustration zu Robert Prutzs „Von der Pumpe, die nicht mehr hat piepen wollen", steht Chodowiecki nicht allzu fern. Der gravitätische Ernst der Hofherren in langgepuderter Perücke ist viel humoristischer als die weitschweifige Dichtung. Und wie wird die sehnsüchtig erwartende, von verhaltenem Glück durchsonnte Stimmung von Schmidts Gedicht „Bald" durch das kleine, ins Rund komponierte Bildchen gekennzeichnet. Es ist viel prägnanter als das Gedicht. Sein Bestes hat Speckter in den eingestreuten Landschaften gegeben. Was Storm den Illustrationen zum „Quickborn" nachrühmt, „das waren Land und Leute unserer Heimat, das war sogar die Luft, das Wetter von zu Haus" gilt auch hier, wenn man darunter das Erfassen der intimen Reize der Landschaft versteht. Für Speckter wird nach einem schönen Worte Amiels „die Landschaft zum Seelenzustand", und wie sehr jede der Land-

schaften, die ein Geschautes, Erlebtes darstellen, aus dem Geist der Dichtung, die sie illustrieren, konzipiert ist, ergibt sich durch Vergleich der kleinen Kompositionen. Die trostlose Einsamkeit der Heide mit dem Krähenschwarm, die Föhren als energisch betonte Vertikale in der breit hingelagerten Ebene zu Anette von Droste-Hülshoffs „Krähen“; die träumerische Mondscheinlandschaft, der die festgeschlossene Baumgruppe links Haltung gibt, zu Lenaus Schilfliedern; der Weidenbaum, der gespenstisch seine Zweige gen Himmel reckt zu Hebbels „Heideknaben“; der schneebedeckte See, eine Bergsilhouette im Hintergrund, ein galoppierender Reiter — für die jagende Angst des „Reiters über den Bodensee“ findet er die adäquate Note. Und was hat Speckter aus Falks „Die drei Knaben im Walde“ — ein verunglücktes Nachbild des Erlkönig — gemacht! Wie sind Grausen und Einsamkeit durch rein malerische Mittel, durch die Verteilung von Schwarz und Weiß ausgedrückt! Durch die Landschaft schreitet der Tod, eine großartige Silhouette ragt gegen den Horizont. Auch die Illustration zu Geibels „Durch tiefe Nacht“, das der malerischen Phantasie so wenig Handhabe bietet, ist von leidenschaftlichem Pathos durchglüht; und wieder ist durch die Mittel der Schwarz-Weiß-Kunst allein eine ganz große Wirkung erzielt. In einigen der Vignetten tanzender Kinder klingen Motive an, die Speckter später in seinen Kinderfriesen wieder verwenden sollte.

Daß die etwa 60 Illustrationen nicht auf gleicher Höhe stehen, daß sich neben dem vielen Schönen auch manches Gleichgültige befindet, ist selbstverständlich. Die schlimmsten Entgleisungen sind wohl die Illustrationen zu Immermanns „Tristan und Isolde“ und zu Kerners „Sanct Elsbeth“. Beide bleiben im Literarischen stecken und werden nicht in ein bildmäßig Geschautes umgesetzt. Der gewählte Text war auch der denkbar ungünstigste.

Speckters Illustrationen sind von der Presse sehr beifällig aufgenommen worden. Es war sein erster größerer Erfolg, und er schickt einige Kritiken als „Beiträge zum mütterlichen Stolz“ nach Hause. In einem schönen Briefe dankt er seiner Mutter für den Anteil, den sie am Hausbuch hat. Er ist sich dessen

bewußt, „daß es nur durch den friedlichen Aufenthalt im Elternhause . . . daß es mit einem Worte nur durch Dich möglich war, es zu vollenden."

Während des Entstehens der Illustrationen hat Speckter viel mit Mutlosigkeit zu kämpfen, und Storm, der im einzelnen scharfe Kritik übt, sucht immer wieder ihm Mut zu machen. „Es ist meine feste Überzeugung — schreibt er ihm am 7. März 1874 — allerdings nur die des Poeten, nicht die des sachverständigen Malers, daß Sie an Ihrer Befähigung für die vorliegende Arbeit keinen Augenblick zu zweifeln brauchen. Gefaßt müssen sie sich natürlich darauf machen, daß je nach Ihrem innern Verhältnis zu den Sachen, das eine mehr aus innerstem Behagen wie von selber entstehen wird, ein anderes aber durch Reflexion und Arbeit gemacht werden muß. Daher, namentlich Ihnen selbst, der Sie der Qual des Entstehens bewußt bleiben, das Letztere in der Regel weniger gelungen scheinen wird." — „Ich meine, — heißt es am 20. Sept. 1874 — wenn Ihre weitern Arbeiten dem Anfang entsprechen, so müssen Sie sich durch die Illustrationen allein, wie einst Ihr seliger Vater durch seine Fabeln, Ihren Platz in der Kunst erringen." — Erst zum Schluß der Arbeit als die Entwürfe sich zum Ganzen runden, hat Speckter selbst Freude an seinem Tun. „Das Hausbuch ist wirklich die angenehmste und erfreulichste Arbeit, die ich bisher gemacht habe" (am 20. Juli 1874).

Das Hausbuch wird heute wenig gelesen. Vielleicht liegt es nicht zum wenigsten an Storms Betonen des Hausbacknen, auf das er in der Vorrede hinweist, an seiner Vorliebe für episch breite, behaglich ausgesponnene Dichtungen, die gerade unserer Zeit so wenig liegen. Speckter empfindet „moderner" als Storm und schreibt seiner Mutter über das Hausbuch: „Es muß jedoch eine schwerere Aufgabe sein, als man denken sollte, eine musterhafte Anthologie zusammenzustellen. Mit der Stormschen bin ich auch gar nicht immer einverstanden. Seine Abneigung gegen hohles Pathos geht oft etwas reichlich weit und schlägt noch öfter in eine bedenkliche Vorliebe für lange, hausbackne Gedichte über. Außerdem hat er einen Haufen obskurer Größen auf-

genommen, von denen man nicht recht weiß warum (am 30. Januar 1874).

Ein Jahr nach dem Hausbuch ist Speckters „Guy Mannering" erschienen. Die Illustrationen wirken, als Ganzes betrachtet, reifer als die Hausbuchblätter; der Künstler ist Herr seiner Mittel und handhabt sie mit ruhiger Sicherheit. Die Darstellungen — etwa 40 — sind gestimmt auf den Ton der Scottschen Erzählung und bilden schon dadurch ein einheitliches Ganzes. Das Kostüm aus der Zeit Friedrichs des Großen war gegeben, es wechselt mit der Tracht der bäuerlichen Bevölkerung. Es ist nicht das Kostüm allein, das einen Vergleich mit Menzels besten Blättern, seinen Illustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen nahelegt. Wie Menzel hat Speckter die Fähigkeit, in kleinstem Maßstab Großes zu schaffen, den Eindruck des Monumentalen zu erwecken, da die Dinge groß konzipiert und nicht von überflüssigem Beiwerk überwuchert sind. Darstellungen wie Mannering vor dem Wegweiser (S. 3), auf der Schloßterrasse im Mondschein (S. 22), Domine Simson in der geöffneten Tür (S. 113), auf der Bücherleiter (S. 159), Rebekka und der Notar vor dem Kamin (S. 334) und namentlich das Burgtor mit dem mächtigen, weit ausgreifenden Baum im Vordergrund (S. 348) gehören zum besten, das damals auf dem Gebiete der Buchillustration geschaffen wurde. Der Roman bot durch seine vielen Episoden bei Mondschein, bei Fackellicht oder vor dem Herdfeuer im Innenraum, Gelegenheit zu starken Hell-Dunkel-Kontrasten. Die Lichtwirkung ist ausgenützt, und man merkt manchen der Blätter an, daß sie konzipiert wurden von jemand, der gewohnt ist, den Pinsel zu führen. Auch der Xylograph — die meisten Blätter sind wieder wie im Hausbuch von Kaeseberg geschnitten — hat seine Aufgabe gut gelöst.

Speckters Absicht, Goethes „Natürliche Tochter" zu illustrieren, ist nicht über einzelne Versuche hinausgekommen. Die wenigen erhaltenen Zeichnungen haben wieder im Lessingschen Sinne den „fruchtbaren Moment" herausgegriffen.

Speckters Begabung für Buchillustration steht außer jedem Zweifel. Er selbst hat sich verschieden darüber geäußert. Ihn

beherrscht als Sohn seiner Zeit zuviel Respekt vor der Historienmalerei, um die Illustration als etwas anderes denn als einen Notbehelf zu betrachten, und der Maler ist in ihm lebendig, den es drängt, in Farbe und in großem Maßstab zu komponieren. Resigniert schreibt er aus München (am 12. Novbr. 1873): „Ein Delaroche werde ich doch nicht und manches andre auch nicht Und zehnmal lieber will ich ein tüchtiger Illustrator sein als ein mittelmäßiger und schlechter Maler.“ Während er am Guy Mannering tätig ist, faßt er den Entschluß, mit den Illustrationen abzuschließen. „Leider komme ich diesmal wieder nicht zum Studienmachen, sondern muß mich mit Macht an die Vollendung der Illustrationen halten. Einige sind wieder recht gut geworden, glaube ich. Überall Effekt: Mond- oder Lampenlicht. . . . Aber im ganzen will ich doch die illustrative Tätigkeit damit abschließen. Es bezahlt sich nicht gut genug, soviel Mühe ich mir dabei gebe, um es als lukratives Geschäft zu betreiben, und das Studium nach der Natur muß man denn doch zu sehr dabei vernachlässigen. Und letzteres macht doch schließlich die meiste Freude. Früher dachte ich zwar anders darüber und habe infolgedessen die schönen Studienjahre nicht genug ausgenützt, zuviel dummes Zeug komponiert, statt Studienköpfe zu malen und dergl. Bis zu einem gewissen Grade kann ich's ja aber noch nachholen, trotz meiner 28 Jahre. Ich glaube, mit jedem Jahr ein Jahr jünger zu werden, und der Himmel hängt mir immer noch voller Baßgeigen“ . . . (aus Weimar am 25. Juli 1876 an seinen Bruder Erwin).

Drei Jahre später heißt es in einem sehr resignierten Briefe an seinen Bruder: „Ich habe noch immer nicht meinen eigentlichsten Beruf gefunden, schwanke noch immer hin und her. Eigentlich hätte ich überhaupt nicht Maler werden müssen, das ist mir aber schon zu lange klar, daß mich das nicht mehr bekümmert. Aber ich hätte doch wohl ganz und gar beim Illustrieren bleiben sollen. Daraus hat mich die italienische Reise gerissen, indem sie die alten Neigungen zu größeren dekorativen Sachen wieder erweckte, und ein paar schlecht bezahlte und nicht besonders ausgefallene Versuche damit haben — vielleicht leider!

— im Publikum gefallen und ein paar ebenso unbedeutende und zeitraubende Aufträge im Gefolge gehabt, die nun doch auch nicht gut abgewiesen werden können — aber innerlich fühlte ich doch, daß dies nicht mein eigentliches Fahrwasser ist. Dazu gehört doch mehr Talent als ich habe“ (aus Hamburg, am 26. Juni 1879).

Den Buchillustrationen sind die vielen Gelegenheitsblätter anzugliedern, die auf hamburgischem Boden nach der italienischen Reise entstanden sind. Familienfeste, Feste im Verein für Kunst und Wissenschaft, im Künstlerverein boten Anlaß zu jenen zierlichen Programmen, Tanzaufforderungen, Menukarten, die in großer Zahl entstanden sind. Lithographie und Holzschnitt, Schwarzweiß- und Farbendruck dienen den Intentionen des Künstlers. Speckter, der in übergroßer Bescheidenheit sein eignes Können weit unterschätzt, klagt einmal seiner Mutter (aus Weimar, am 17. Juli 1876): „Je klarer ich mir darüber bin, daß meine eigne Phantasie nicht weit her, und daß ich nur durch langsame Verstandsarbeit etwas Leidliches hervorbringe, um so mehr fühle ich mich auf die Vermächtnisse von Vater und Onkel hingewiesen. . . .“ Mit anderen Worten: an seiner eigenen Begabung zweifelnd, fühlt er sich als berufener Hüter des Erbes von Vater und Onkel und will deren Entwürfe vollenden. Ja, dieser Akt der Pietät genügt noch nicht; auch an Ashers und Blombergs Entwürfen will er das gleiche Liebeswerk tun, „wenn sich kein anderer finden sollte“. Schmerzlich bewegt liest man solche Bekenntnisse heute. Speckter soll es an Phantasie gefehlt haben? Der Verstand soll in der Hauptsache teil daran haben, wenn etwas „Leidliches“ geworden ist? Und daneben stehen Gelegenheitsblätter, erfüllt von leichter, spielender Phantasie, die wirken wie das Geschenk einer Stunde, wie etwas mühelos Gewordenes. Hier steht Aussage gegen Aussage. Neben den Worten des Künstlers seine Werke, und die sprechen doch die beredtere Sprache. Er soll sehr langsam geschaffen haben, er selbst klagt darüber, auch jene, die ihm nahe standen, betonen es. Wenn dem so war — die Nähte sind nicht stehen geblieben.

Die Gelegenheitsblätter sind an künstlerischem Wert sehr

ungleich; neben graziösem steht Unbedeutendes, aber ein starkes, dekoratives Gefühl, ein rhythmischer Sinn für Flächenverteilung eignet den meisten. Auch Otto Speckter hat Gelegenheitsblätter geschaffen, aber der stärkste Gegensatz waltet zwischen dem Schaffen von Vater und Sohn. Otto Speckters Blätter stehen innerhalb der Tradition der Vergangenheit. Bild und Schrift bilden keine Einheit, die literarische Vorstellung spielt wie bei Menzels Adressen die Hauptrolle, es sind so viel Finessen hineingeheimnißt, daß die Wirkung darunter leidet, die Komposition fällt in Einzelmotive auseinander, das Auge vermag das Blatt nicht als ein Ganzes zu übersehen, da es nicht als ein einheitliches Ganzes konzipiert ist.

Aus der großen Anzahl des von Hans Speckter Geschaffenen sei nur einiges herausgegriffen. Zur Erinnerung an ein Fest des Vereins für Kunst und Wissenschaft entsteht das Blatt „Vivat Ulk. Wahrhaftige Conterfeyung derer Personen so diese Comödie zum ersten Mal tragiret auf den 25. März 1881“. Dem altertümelnden Deutsch entspricht der Charakter des Blattes. Mit gravitätischem Ernst schreiten die Figuren gleich Kartenkönigen; rote Flammengeisterchen zucken und sprühen neben schwarzen Gesellen, die durch den Geist der Schwere gebunden sind. Das Ganze ist wie ein geöffnetes Kartenspiel komponiert. — Eine Einladungskarte zu einem im Hamburger Hof am 31. März 1883 gegebenen Fest entbehrt des Humors nicht: dienernde Komiteeherren stehen schwitzend, opferwillig und bereit auf der breiten Treppe; ein Blick in den Ballsaal zeigt Frauen in großer Toilette. — Besonders gelungen ist das Blatt zu Ehren des Bildhauers Engelbert Peiffer. Der Name wirkt bestimmend auf Speckters Phantasie. Der Rattenfänger von Hameln pfeift auf seinem Dudelsack zum Tanz; ihm folgen sich überschlagend dreizehn große Ratten, ein Heer kleiner ist im Hintergrunde sichtbar, in der Ferne schimmern die Türme der Großstadt. Hier ist aus einem etwas billigen Wortwitz ein Farbenholzschnitt — schwarzrot — von großer, dekorativer Wirkung entstanden. — In der Formensprache verwandt, aber nicht ganz so gelungen ist „Vitalienbröder“, ein Holzschnitt zu H. Koppmanns gleichnamigem Gedicht.

Neben Festprogrammen und Einladungskarten entstehen Titelblätter, so 1879 im Auftrag der Kellinghusen-Stiftung das Titelblatt zum Buche „Die ehemalige Sanct Marienkirche oder der Dom zu Hamburg“. Es ist nicht frei von Dürerschen Reminiszenzen, während der nicht verwandte erste Entwurf (Original-Federzeichnung im Besitze des Museums für Kunst und Gewerbe zu Hamburg) viel freier komponiert ist. — Vier Jahre später erscheint im Auftrag der gleichen Stiftung das Titelblatt für das Buch „Das Kloster St. Johannis in Hamburg“. Einzelne Motive aus dem Klosterleben: Begrüßung neu aufgenommener Mönche, Jungfrauenkonvent, Unterricht in der Klosterschule und die Schutzheiligen des Klosters Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist sind geschickt um die Schrift, die die Mitte einnimmt, verteilt. Die Figuren sind nicht frei von Anklängen an deutsche Renaissance, die überhaupt gelegentlich bei Speckters Holzschnitten durchblickt. Aber das Blatt zeigt im Gegensatz zu dem eben erwähnten Titelblatt, daß Speckter jetzt seine Einfälle aus der gegebenen Situation schöpft und sich nicht mit der Verwendung dekorativer Putten, die überall und nirgends passen, begnügt.

Eines seiner schönsten Blätter ist anläßlich der Feier des 50jährigen Bestehens der Schriftgießerei von Genzsch & Heyse am 28. Februar 1883 entstanden. Es ist das Titelblatt für die bei Tisch gesungenen Lieder. Wieder gestaltet Speckter aus der Situation heraus. Eine singende, trinkende, miteinander anstoßende, einschenkende, fröhliche Menschenschar. Typen aus dem Volk. An Hand der erhaltenen Skizzen und Studien (im Besitz der Familie, in der Kunsthalle und namentlich im Museum für Kunst und Gewerbe) kann man einen Einblick in die Werkstatt des Künstlers tun. Für jede einzelne der vielen Figuren werden Skizzen nach der Natur gemacht. Ein derartiges Vorgehen verlangsamt den Schaffensprozeß natürlich außerordentlich, aber nur so konnten die Gestalten, trotz des kleinsten Maßstabes, soviel Lebenswahrheit erhalten. Dieses unmittelbar Geschaute, aus der Situation heraus Geschaffene gibt den Gelegenheitsblättern Speckters ihren großen Reiz. Es eignet seinen besten Blättern wie der Einlaß-

karte zur 11. Delegiertenversammlung des Norddeutschen Baugewerkvereins in Hamburg mit zimmernden Baugesellen (der Druck wirkt bunt, die farbige Originalzeichnung im Gewerbemuseum ist gut abgetönt); oder der Ehrenmitgliedskarte für den Ärztlichen Verein mit Äskulap, Hahn und Schlange. Für seine Gelegenheitsblätter gilt das Gleiche wie für seine Bilder und Zeichnungen: wo er den festen Erdboden unter den Füßen hat, schafft er frische, unmittelbare Dinge in großem oder kleinem Format, wenn er ihn verläßt, historische Vorstellungen, oder das Verlangen nach einer allgemeinen Schönheit über ihn Herr werden, entstehen konventionelle Dinge in abgegriffener Formensprache. Und doch sind seine vielen Diplome zu Jubiläen usw. nicht nur, wie schon von Brinckmann hervorgehoben wurde, „weitaus das Beste, was in dieser Art je in Hamburg geschaffeu worden ist", sondern die besten unter ihnen gehören zum vortrefflichsten, das „in derartigen Blättern selbst bei Anlässen von höchster Bedeutung geleistet" wurde. Das Museum für Kunst und Gewerbe besitzt Speckters Gelegenheitsblätter nahezu vollständig; abgesehen von ihrer künstlerischen Bedeutung spiegelt sich ein gut Stück hamburgischen Lebens, Wichtiges und Unwichtiges aus den 70er und 80er Jahren darin.

Das im Zusammenhang betrachtete graphische Werk Speckters, bei dem man beobachten kann, wie die Blätter, im Gegensatz zu den Illustrationen des Hausbuches und des Guy Mannering, die Möglichkeiten des Holzschnitts und der Lithograhie mehr ausnützen, für diese und in dieser Technik gedacht werden, hat uns in die Mitte der 80er Jahre geführt. Wollen wir Speckters Schaffen in chronologischem Zusammenhang betrachten, so gilt es, sich in die 70er Jahre, in die Weimarer Zeit zurückzuversetzen.

In Weimar entstehen mehrere Studienköpfe in Öl, von denen sich zwei im Besitze der Familie befinden. Der Kopf einer älteren Frau im Profil (bei Frau Dir. Duncker) leicht geneigt, wirkt stark und gut; an Qualität ihm überlegen ist ein männlicher Studienkopf in voller Face, dem ein großer spitzer Hut einen bildmäßigen Abschluß gibt. Der graublaue Rock stimmt

gut zum bräunlichen Hintergrund (bei Herrn Erwin Speckter, Bergedorf). Namentlich die schwammige untere Gesichtspartie, der Anflug von Bartstoppeln auf dem glatt rasierten Gesicht ist scharf beobachtet und exakt wiedergegeben, ohne kleinlich zu wirken. Etwa der gleichen Zeit gehört an, aber auf hamburgischem Boden entstanden, eine Ölstudie nach dem Bruder Otto, nach dessen fein geschnittenem Kopf auch die Kunsthalle eine Zeichnung besitzt. Aus etwas früherer Zeit stammt ein nur in Untermalung angelegtes Brustbild des Vaters, das nicht frei von Konvention ist. Sehr viel reifer ist das Bildnis der Tante Adelheid, Otto Speckters Schwester, die lange in seinem Hause gelebt und die Erziehung der Kinder geleitet hat; geradeaus blickend mit übereinander gelegten Händen, im Lehnstuhl sitzend. Ein kleines Meisterstück ist das Brustbild der Schwester Ida. Der Zug um den Mund, der Blick der Augen sind lebendig und unmittelbar. Der rote Flügel auf dem dunklen Pelzmützchen bringt eine pikante Nuance in das von einem warmen Ton beherrschte Bild. Alle Farben ordnen sich dem Karnat des Gesichtes unter. Hier sind Reize, die sich neben manchem Leiblbildnis halten. (sämtliche Bilder bei Herrn Erwin Speckter, Bergedorf). Doch scheint das Porträt Speckter wenig gereizt zu haben. 1879 malt er die Kinder seiner Schwester Hans und Anna Duncker, und er, der das Wesen des Kindes in der Zeichnung so gut festzuhalten weiß, kommt hier zu einer ganz konventionellen Darstellung, die noch nicht einmal ein gutes Schulbild ist (bei Frau Dir. Duncker).

Die Kunsthalle besitzt ein gutes Bildnis Speckters. Es ist das 1890 durch Geschenk von Frau Otto Speckter hingekommene Porträt des Malers Porth (abgeb. bei Alfred Lichtwark: Das Bildnis in Hamburg, II. Bd. bei S. 200. 1898). Lichtwark erzählt vom Entstehen dieses Porträts, über das Aussagen des Künstlers nicht erhalten sind. Es ist nicht im Auftrag entstanden; Speckter wünscht Porth, den Urheber der Schillingssammlung für den Bau des Nikolaikirchturms, zu malen und sein Bild der Sakristei der der Nikolaikirche zu stiften. Da sich der Künstler und der Kirchenvorstand über die Auffassung nicht einig waren, ist das

Bild nicht an seinen Bestimmungsort gelangt. Porths Freunde wünschten ein möglichst verschöntes Porträt, das den alten Herrn nicht ganz so hinfällig zeige, Speckter konnte nur das malen, was er sah. Und es entstand ein feiner Greisenkopf, in den das Alter all jene Linien und Runzeln hineingeschrieben hat, die aussagen von einem Leben, das Kampf, Mühe und Arbeit gewesen ist. Aber im festgeschlossenen Munde, in den hellen, scharfblickenden Augen liegt etwas vom schönen Glauben an das Ziel, das man erreichen wird trotz aller äußeren Hemmnisse. Vor dem Rechnungsbuch sitzend hat Speckter den alten Herrn dargestellt, die Linke hält die abgegriffene Sammelbüchse, die Rechte führt den Federkiel. Die Farbenskala ist eine andere geworden; aus den tiefen braunen Tönen ist Speckter zu den hellen blauen übergegangen, ohne deshalb kalt zu wirken. Mit altmeisterlicher Schlichtheit ist ein verinnerlichtes Bildnis geschaffen worden. „Nirgends eine Spur von Routine, alles ist Problem, wie die Anordnung, die keinem Schema folgt, wie die Darstellung aller Details."

Der Gang in der alten Anatomie zu Weimar (Hamburger Kunsthalle) zeigt Speckter frei von Weimarer Ateliertradition. Die vorgeschobene intensiv gelbe Wand, deren Fläche durch eine braune Tür rechts unterbrochen wird, während sie links gegen eine braune Wand stößt und die leuchtend roten Bodenfließen ergeben eine pikante reiche Farbenzusammenstellung. Auch die Spiegelung des Gelb im Rot ist gut beobachtet. Durch den langen Gang schreitet ein Mann in verschossener grünlicher Hose und dunklem, grünlich-bräunlichem Rock, der mit Bedachtsamkeit seine Pfeife ansteckt. Speckters Krankenwärter in Jena war, wie aus einer Zeichnung ersichtlich, das Modell dafür. Speckter hat kein anderes Bild geschaffen von so starker, geschlossener Farbenwirkung.

Auf italienischem Boden sind Hunderte von Skizzen entstanden. In Bleistift, farbig angelegt, aquarelliert oder getuscht, sind sie der deutlichste Beweis dafür, wie sehr Speckter danach gestrebt hat, sich das, was er geschaut hat, zu eigen zu machen. Er betrachtet die Dinge in der Hauptsache vom Standpunkt der

dekorativen Gesamtwirkung — ein Standpunkt, der auch in den Briefen betont wird. Sein vorurteilsloses Werten der Dinge zeigt sich auch in seinen Studien. Die Primitiven neben den Cinquecentisten, und die Eklektiker des 17. Jahrhunderts fehlen so wenig wie Zeichnungen nach Tellern, Vasen, Terrakotten, Staatskarossen, Brunnen, Stühlen, Kapitellen, Häuserfassaden, Grabsteinen, antiken Statuen, Broncetüren, pompejanischen Wänden usw. Zumeist hat er vor dem Original gezeichnet, aber zuweilen im Hause nach dem Gedächtnis; ergeben sich Abweichungen, so versäumt er in seiner genauen Art nicht beizufügen: „das Bild ganz anders“. Niemals sind es kleinliche tüpfelnde Wiedergaben, über die in seinen Briefen scharfe Äußerungen nicht fehlen, immer gibt es eine malerisch großzügige Übersetzung des Geschauten. „Speckter,“ schreibt mir einer seiner italienischen Reisegefährten (Herr Fr. von Thiersch), „schloß sich auch unserer Arbeit an, maß und zeichnete wie ein Architekt. Ich erinnere mich, daß wir in der Villa Papa Giulio zusammen arbeiteten. Er zeichnete ein Stück der Rückwand von der geschwungenen Hofhalle und setzte es sehr schön in Farbe. Dabei suchte er aber nicht zu restaurieren, sondern er brachte den malerischen Reiz des Verfalls mit zu Papier, was ich anfangs nicht begriff.“

Daneben entstehen die interessanteren Skizzen nach der Natur. Die Mühle in Nimfa, die Villa d'Este, das trotzig am Berg klebende Orvieto, der Monte Cavo, das Dorf des Fra Diavolo, der Tiber vom Giardino des Tempio del Sole, der Klostergarten von S. Sabina, der deutsche Kirchhof in Rom mit ragenden Zypressen, San Miniato vom Lung' Arno Torrigiani aus gesehen, Sorrent, der Ponte Nomentano über den Anio, Torre d'Astura, der Sturm bei Nettuno usw. Das Skizzenbuch verläßt ihn weder beim längeren Aufenthalt in Florenz und Rom noch auf den kurzen Tagesausflügen, die er so reizvoll beschreibt. Zur Landschaft tritt das Volksleben, alles wird mit schnellen Strichen hingeschrieben, nur das Markanteste festgehalten.

Das künstlerisch Reifste, das der italienischen Reise unmittelbar sein Entstehen dankt, ist die „Italienische Landschaft“ (Kunsthalle, Geschenk von Dr. Kellinghusen). Das Motiv ist, wie

aus den Zeichnungen in der Kunsthalle ersichtlich, der Gegend bei Nettuno entnommen. Das Bild ist wohl erst auf Hamburger Boden entstanden, obgleich ihm der Zauber des Geschauten, Erlebten eignet. Hier ist nichts von einer ängstlichen Ausführung, die den ursprünglichen Reiz verwischt. Hier ist ein Versuch und angesichts des Gelösten mehr als nur ein Versuch, der hinweist auf die Bestrebungen der Impressionisten, auf jene Errungenschaften, die sich Thomas Herbst und Liebermann, Speckters Studiengenossen, damals in Paris zu eigen zu machen suchten. Speckter findet diese Anschauungsweise durch selbständige Beobachtung der Natur. Ein Bild entsteht, indem man das Wehen des Windes in den bewegten Bäumen spürt, „un coin de nature vu à travers un tempérament“. Aber was für Speckter nicht ein bewußt Erworbenes war, sondern das Geschenk einer glücklichen Stunde, wird wieder achtlos bei seite geworfen. Er ist diesen Weg nicht mehr gegangen.

Die Kunsthalle besitzt noch ein kleines, auf Hamburger Boden enstandenes Ölbild: auf der Galerie des Hamburger Stadttheaters. Speckter hat dasselbe Motiv in der Lessing-Zeitung (Festblatt vom 8. September 1881) als Holzschnitt veröffentlicht; es ist auch als Einzelblatt erschienen. Hier ist Farbe nur ein Sekundäres, und der Holzschnitt wirkt in seinen scharfen Gegensätzen von Hell und Dunkel fast farbiger als das Bild, dessen koloristischer Aufbau durch die braun-gelb-graue Holzverkleidung der Treppe und der Rampe bestimmt wird. Die Gestalten stehen wie dunkle Silhouetten gegen den hellbeschienenen Hintergrund. Alles folgt mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne, nur die Habitués des Hauses: die Kuchenfrau, der Bierjunge und die Garderobière im Vordergrunde gehen ruhig ihrer Beschäftigung nach.

Tafelbilder sind nach der italienischen Reise kaum noch entstanden, Speckter wendet sich jetzt dekorativen Aufgaben zu. „Mein Mäzen — schreibt Speckter am 28. Juni 1878 an Fr. v. Thiersch —, der erste, dessen ich mich rühmen darf, ist ein ehemaliger Maurer (nicht Meister), spricht ein Deutsch so falsch, daß er's womöglich selbst kaum versteht, ist jetzt aber reicher Häuser-

spekulant und läßt sich's was kosten, findet dazu meinen Kinderfries ganz „wunnerschoin un zu wunnerschoin“ und will sein nächstes Haus vielleicht sogar außen mit Malereien bedecken. Solch einen Kunden lob ich mir! Der ist besser als alle reichen Kaufleute aus guter Familie, deren Gesellschaften mich bisher nur Handschuhe, Schlipse und Trinkgelder gekostet haben.“

Dies ist die erste Erwähnung des Kinderfrieses, der sich im dunklen Treppenhaus des Hauses Mittelweg 40 befindet und im Jahre 1878 vollendet wurde. Die beiden Kompositionen sind als Gegenstück gedacht; die rechte zeigt ein Erntebild: Kinder tummeln sich bei der Arbeit, die sich unter ihren Händen zum Spiel wandelt. Auf der linken sind tanzende Kinder auf blumiger Wiese dargestellt. (Der Karton dazu befindet sich bei Frl. Dora Speckter, Hamburg.) Rhythmisch bewegen sich die Glieder im Takt der Musik. Überflüssig zu betonen, wie sehr sich diese Kinderfriese von den üblichen Treppenhausdekorationen unterscheiden, doch ist Speckter hier nicht frei von fremden Reminiszenzen. Es ist nicht die Szenerie allein, die auf den Süden weist. Besonders das Erntebild enthält Anklänge an pompejanische Motive; die Casa dei Vetti, an die man vorzugsweise denkt, ist aber erst fast 20 Jahre nach Speckters Aufenthalt in Italien 1895 aufgedeckt worden. Der Komposition fehlt noch die straffe Gliederung, die Speckter späteren Darstellungen dieser Art zu geben wußte. Den Künstler hat seine eigne Leistung wenig befriedigt. „Meine zwei Kinderfriese sitzen und werden bewundert, kommen freilich nicht ganz zur Genüge zu sehen, aber das schadet nichts“ (an seinen Bruder Erwin am 19. Februar 1878).

Einige Jahre später entstehen die Kompositionen für den Dammtorpavillon. Der Fortschritt ist sehr groß: eine straffe, in sich geschlossene Komposition mit betontem Mittelpunkt, und die Art des Kindes kommt aufs glücklichste zu ihrem Recht. Vier Kinderfriese waren vorgesehen. Die flotten Ölskizzen bei Herrn Erwin Speckter gehören zum Hübschesten, das in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in dieser Art entstanden ist. Dem Blick des Beschauers wurden trotz der bewegten Darstellung durch die straffe Gliederung bestimmte Bahnen vor-

geschrieben. Sitzende Profilfiguren fassen die Tanzenden in der Mitte ein. Ob der frische Reiz dem ausgeführten Bilde in dem Maße sich erhalten hätte? Jenes durchsonnte Grün, von dem sich die kecken Zinnoberstiefelchen des jungen Mädchens so lustig abheben und die warmen tiefen Rot in den flatternden Kleidern?

Wieder schwebt Speckter wie beim Haus am Mittelweg die Absicht vor, das Kind bei Spiel und Tanz und bei der Arbeit aufzusuchen. Auf dem einen Fries steht ein heubeladener Wagen, dem Ziegen vorgespannt sind. Ein kleiner Knabe spielt den Kutscher, Kinder kauern am Boden, hantieren mit Harke und Rechen, ein größerer Knabe trägt ein Kind Huckepack. Auf dem nächsten Fries tummelt sich eine Gruppe von zehn Kindern. Sie schleppen große Bütten mit Früchten und Blumen, laden sie sich auf den Rücken, andre haschen springend nach einer Traube. Ausgeführt wurden nur die reizvollen beiden Kompositionen der tanzenden und musizierenden Kinder. Dreizehn Kinder musizieren im Freien, in den beiden rechts stehenden Knaben klingen Reminiszenzen an Lucca della Robbias Orgelbalustrade zu Florenz nach. Der bewegte Hintergrund wird durch Bäume gegliedert, die die Gruppen zusammenschließen. Auf dem vierten Fries bewegen sich zwei tanzende Paare, die von rechts und links sitzenden Gruppen zusammengehalten werden. Die Gruppierung ist leicht und zwanglos, die Bewegung verläuft in sanfter Kurve innerhalb des Bildes. Vergleicht man diese Darstellungen mit den vielen Kinderbildern Anselm Feuerbachs, die im Ausgang der 50er und Beginn der 60er Jahre entstanden sind, so wird man Speckters Kinderfriesen den Vorzug geben. Seine Komposition ist bei aller Freiheit in der Anordnung dank dem Auf- und Abschwellen der Linie und dem betonten Mittelpunkt geschlossener als Feuerbachs und doch ebenso bewegt und lebendig. Ein Karton (bei Frau Dir. Duncker) zu der letzten Darstellung sowie mehrere Bleistiftstudien sind erhalten (bei Frau Dir. Duncker und in der Kunsthalle). Für das junge sitzende Mädchen (links im Fries) hat Speckter eine Reihe von Studien nach seiner Schwester Ida gemacht. Die Rechte greift in die Falten des unter der Brust gegürteten Empiregewandes, das die Gestalt

weich umfließt, die Linke hält Blumenzweig und Notenrolle. Das zierliche Köpfchen mit hängendem Zopf ist leicht gesenkt. Mit weichen Bleistiftstrichen sind die Rundungen umschrieben, nur das Notwendigste gegeben und mit großer Ökonomie der Mittel gearbeitet.

An die Zeichnungen, Farbenskizzen und den Karton muß man sich halten, wenn man das Ganze rekonstruieren will. Die beiden Kinderfriese Speckters sind dem Umbau des Dammtorpavillons zum Opfer gefallen, und es hat sich keine Hand in Hamburg gerührt, die diese Kompositionen, die allerdings ziemlich beschädigt und übermalt gewesen sein sollen, gerettet hätte. Der Raum muß im Schmuck der Speckterschen Friese keinen ganz einheitlichen Eindruck gemacht haben, da eine Komposition von Krohn, Speckters Weimarer Studiengenossen, mit einer etwas pretentiösen Hammonia und eine vierte Darstellung von Duyffke wenig zu Speckters anspruchsloser Heiterkeit gepaßt haben. Hätte er die ursprünglich beabsichtigten vier Kompositionen ausgeführt, so hätte ein Raum, der Erholungs- und geselligen Zwecken dient, den angemessenen Schmuck bekommen: Darstellungen, gestellt auf heitren Lebensgenuß, ohne jede überflüssige allegorische oder patriotische Zutat.

Der Verkauf des von Speckter sehr geliebten Vaterhauses in der Fuhlentwiete mag mit Schuld daran gehabt haben, daß die Friese später als vereinbart fertiggestellt wurden. In jenen Tagen, wo der Künstler von Abschiedsgedanken beschwert den Blick durch die altgewohnten Räume schweifen läßt, entstehen hübsche Zeichnungen und Aquarelle: der Ausblick auf die Veranda, auf den Garten, die Diele mit dem großen Schrank neben der Treppe, der Durchblick vom großen Zimmer in die Hinterstube, der Vorplatz der II. Etage usw. Die Räume sollten im Bild erhalten bleiben. Im letzten Augenblicke, als die Möbeltransporteure sich anschickten, ein Heim zu zerstören, das der Familie 22 Jahre gedient, zwingt es Speckter noch einmal zum Schaffen. Zwölf kleine Ölstudien (bei Frl. Dora Speckter) entstehen, etwas dunkel und schwer im Ton, aber von guter Raumwirkung. Das Atelier mit dem hängenden grünen Rock, der Ausblick in die Stube, auf

die Treppe, ins Freie. Unwillkürlich rundet sich ihm die Darstellung zum geschlossenen Bilde, so wenn er durch die geöffnete Tür das Stubenmädchen mit dem Besen in der Hand darstellt, oder die Schwester Dora, das stets bereite Modell. am Kaffeetisch. Der ergreifendste Ausdruck dafür, wie schwer es ihm gefallen ist, das Fuhlentwietehaus zu verlassen, findet sich in einem Briefe an Storm: „An der Fuhlentwiete bin ich erst ein einziges Mal bei Nacht wieder vorbeigegangen. Es kam mir doch unheimlich vor wie die Leiche eines lieben Toten, an der die Verwesung ihre Arbeit beginnt. Jetzt ist, wie ich höre, nichts mehr übrig, auch der alte Apfelbaum schon zerhackt. Ja, so geht's!" (am 23. Juni 1880).

Um die Wende des Jahres 1879/80 ist Speckter in angespanntester Tätigkeit, und endlich soll ihm auch die erste öffentliche Anerkennung werden. Der Architektenverein schreibt eine Konkurrenz für den Vorhang des Stadttheaters aus; Speckters Entwurf wird einstimmig als der beste anerkannt. Von der ruhig geschlossenen Wirkung des Kartons, der auf eine dunkle Farbenharmonie gestimmt ist, gibt der heute stark übermalte Vorhang, der 1881 von Franz Gruber nach Speckters Entwurf ausgeführt wurde, eine schwache Vorstellung. Man muß sich schon an die Kartons im Gewerbemuseum und die vielen Zeichnungen im Besitze der Familie halten, um den Vorhang in seiner ursprünglichen Wirkung zu rekonstruieren. Die Musen der Musik, der Tragödie und des Lustspiels heben sich von einem tiefroten Hintergrund ab. Ein früherer Entwurf mit Apoll und den neun Musen beweist, abgesehen von den stark raffaelischen Anklängen in der Zeichnung, wie sehr es der Entwicklung bedurfte, um zu dieser Einfachheit in der Komposition zu kommen. Der Vorhang ist als Teppich behandelt unter Berücksichtigung des Zweckes, dem er dient. Die Zuschauer sollen nicht durch reiche dekorative Pracht geblendet und abgelenkt, sondern auf die Ereignisse vorbereitet werden, die sich vor ihnen auf der Bühne abspielen werden. Martin Gensler hat in einer sehr verständigen Kritik im Hamburger Korrespondenten (vom 23. Dezember 1879) hervorgehoben, worin sich Speckters Entwurf von den übrigen ein-

gereichten unterscheidet: er ist der einzige, der den Vorhang als abschließenden Teppich behandelt, die übrigen weisen eine „buntfarbige Anordnung“ auf oder „bewegen sich... in architektonischen Formen, welche nicht eigentlich den Motiven zu einem Vorhang entnommen sind, sondern mehr oder minder ihren Ursprung als Plafond- oder Wanddekoration bemerkbar machen. . . . Die Farbenstimmung des Speckterschen Vorhanges schließt den Zuschauerraum nach der Hauptseite ruhig und wirkungsvoll ab, sowie nach dem Aufziehen des Vorhanges die Bühne in vollem Licht erscheinen wird, während ein zu heller Grundton des Vorhanges das Gegenteil bewirkt, indem er diesen nicht allein zu blendend erscheinen läßt, sondern auch die Wirkung der Bühnenbeleuchtung abschwächt, die unmittelbar nach dem Aufziehen des Vorhanges benachteiligt werden wird.“

In Speckters Freundeskreis hat die ihm endlich gezollte Anerkennung große Freude hervorgerufen. Storm leiht ihr beredten Ausdruck: „Eins meiner besten Weihnachtsgeschenke war die durch Kirchner bestätigte Zeitungsnachricht, daß Sie den ersten Preis für die Skizze des neuen Theatervorhangs erhalten haben. Sie sind eigentlich ein abtrünniger Mensch, daß Sie mir das nicht sogleich geschrieben, da Sie meine Teilnahme an Ihrem Leben kennen. Nun die Hauptsache, daß Sie endlich einmal gesiegt, und zwar eben auf dem Punkt, in der Art malerischer Konzeption, wo nach meiner Ansicht Ihre Hauptstärke, wenigstens die eine liegt; denn Sie haben nach meiner Ansicht noch eine zweite, die Illustration von Dichtungswerken“ (aus Husum den 27. Dezember 1879).

Speckter selbst hat diesen Erfolg weniger hoch veranschlagt als jenen andern, der ihm ungefähr um die gleiche Zeit wird: der Sieg in der Glasfensterkonkurrenz, die vom Verein für Kunst und Wissenschaft ausgeschrieben wurde. Zahlreiche Kartons sind erhalten, die in das allmähliche künstlerische Reifen Einsicht geben (in der Kunsthalle und namentlich im Gewerbemuseum). Der Paradiesesbaum mit weitausgreifender Krone, „das vornehmste Symbolum“ des Vereins, bildet den Mittelpunkt der Darstellung, rechts und links Adam und Eva. In den Seitenflügeln: links der

heilige Lukas als Patron der Maler (für seinen Kopf war Valentin Ruths das Modell), rechts Pallas Athene. Unter diesen beiden Figuren, als Predelle dienend, die Namen der Stifter mit ihren Wappen. Unterhalb des Paradiesesbaums die Inschrift: „Bedenke, daß die Erkenntnis des Guten und Bösen, wenn sie auch Sünde uud Tod in diese Welt gebracht hat, zugleich der Anfang aller Tugend und Gesittung ist und jedweder Kunst und Wissenschaft Quelle, so wirst Du auch verstehen, weshalb dieser Paradiesesbaum, deß goldne Früchte schon unserer Stammutter lieblich zu essen dünkten, als dieses Vereins vornehmstes Symbolum hierher in seine Mitte gesetzt ist." — Besonders der untere Teil hat Wandlungen durchgemacht, ursprünglich hatte Speckter die Absicht, eine lustig tafelnde Gesellschaft, die Stammgäste des Vereins, darzustellen. Später verzichtete er auf jede figürliche Darstellung und fand die heraldisch strenge Lösung von Schrift und Wappen. Der Karton ist großzügig komponiert, nur das Wesentliche gegeben, der dekorative Standpunkt streng gewahrt und die Technik der Glasmalerei berücksichtigt. Dieser Karton sollte Speckter seinen größten Erfolg außerhalb Hamburgs bringen: 1883 hat er ihm die goldne Medaille auf der Münchner Ausstellung eingetragen. Es ist für Speckters bescheiden zurückhaltende Art bezeichnend, daß er auch diesen Erfolg dem älteren Freund in Hademarschen nicht gemeldet hat. Ein Zufall bringt die Nachricht ins stille Dichterhaus: „Dr. Pollaisch, der augenblicklich seinen Ferienanfang bei uns genießt, brachte die Nachricht von der Prämiierung Ihres Fensterkartons in München; Sie wissen es zwar, aber ich muß es Ihnen doch auch sagen, wie wir uns alle darüber gefreut haben. Ein kleiner, selbstsüchtiger Triumph ist für mich auch noch dabei, da, wie Sie wissen, ich das Fenster schon längst prämiiert hatte. Also frisch auf! Ich freue mich schon aufs zweite" (Storm an Speckter am 17. August 1883 aus Hademarschen).

Das zweite Fenster, auf das Storm sich freut, sollte nicht mehr werden. Zeichnungen dazu befinden sich im Besitz der Familie. Die Musik, auf ihrem Thron sitzend, von spielenden Amoretten umgeben, sollte dargestellt werden. Die erste An-

regung mögen Pinturicchios Fresken im Appartamento Borgia zu Rom (Saal der sieben freien Künste) gegeben haben. Auch dort sitzen thronende Frauengestalten, die Musica, Rhetorica, Arithmetica usw. von Putten umspielt, zu ihren Füßen scharen sich ihre Anhänger, in etwas allgemeiner Jugendschöne. Von diesem Schema entfernt sich Speckter immer mehr, die Komposition wird flüssiger, der dreiteilige Entwurf, der durch die Fenstergliederung bedingt war, wird zur einheitlichen Szene, die Kinder schließen sich immer enger an die Hauptfigur, eine Balustrade gibt den bewegten Gestalten einen ruhigen Hintergrund. Vier Entwürfe für das Musikfenster sind vorhanden, eine großflächige Komposition entstand, die auf die Erfordernisse der Technik Rücksicht nimmt, das Dekorative betont und das Fenster nicht zum Bilde wandelt.

Einen weiteren Entwurf humoristischen Charakters besitzt das Gewerbemuseum. Es trägt den Bleistiftvermerk: „Für das dritte Fenster des Vereins für Kunst und Wissenschaft. Die heiligen Patrone, welchen dort gehuldigt wird: Frau Fortuna, (Kaufleute) Vater Noah und der heilige Tobak. Mai 1880.“ Die „Patrone“ sind über die Fensterfläche verteilt.

Speckters ausgeführtes Fenster im Patriotischen Gebäude war nicht sein erster Entwurf für Glasmalerei. Brinckmann erwähnt ein „im Auftrage des Senats von Hamburg nach Lerwick gestiftetes kleines Wappenfenster“, doch haben sich Zeichnungen dafür nicht erhalten.

Die letzte größere Arbeit, die Speckter beschäftigt (1884), sind die sieben Werke der Barmherzigkeit in der Aula des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg. Speckter war an Cornelius' Kompositionen, dessen Kartons zu den Predellenbildern für den Campo Santo in Berlin, gebunden. Cornelius hat in vier Sockelbildern neun Werke der Barmherzigkeit dargestellt:

I. Gefangene besuchen,
Traurige trösten,
Verirrten den Weg weisen } 1847.

II. Hungrige speisen,
Durstige tränken } 1848.

III. Nackte bekleiden, Gäste beherbergen } 1857.
IV. Kranke besuchen, Tote begraben } 1860/61.

Speckter hat die vorhandene Vorlage ganz frei benutzt, die Aufeinanderfolge der Gruppen geändert und sich mit Cornelius' akademischen Gestalten sehr gut abzufinden gewußt, indem er für alle Figuren, selbst für das Beiwerk unabhängig vom Vorbild Studien nach der Natur gemacht hat. Es wurden nur sieben Werke der Barmherzigkeit dargestellt: Traurige trösten und Gäste beherbergen fallen aus. Die Reihenfolge der Szenen wird bei Speckter eine andere, schon das bedingt ein neues Verhältnis der Gruppen zueinander. Nur der eine Fries, über dem Haupteingang, wurde von Speckter selbst gemalt, der andere, an der gegenüberliegenden Wand, ist von fremder Hand nach Speckters Zeichnung ausgeführt und bildet in seiner kalten Farbengebung, in seinem trüben Braun und Blau, im nüchtern akademischen Charakter der Figuren die wirksamste Folie für Speckters Komposition. Die Figuren sind etwa in halber Lebensgröße. Der von Speckter gewählte Fries faßt vier Momente zusammen und setzt ein mit dem Besuch der Gefangenen. Es ist die akademischste unter den Darstellungen, die sich am engsten an das Vorbild anschließt. Dieser Szene folgt die Speisung der Hungrigen, daran schließt sich die Tränkung der Durstigen und die Kleidung der Bedürftigen. An Stelle des unerträglichen Schematismus des Vorbildes setzt Beobachtung ein, und selbst jene Gestalten, die wörtlich von Cornelius übernommen werden und ihre Abstammung von der italienischen Renaissance nicht verleugnen, sind gefühlter, lebendiger in ihren Bewegungen. Auch der Hintergrund — die Bäume, das klassizistische Motiv des dazwischen gespannten Tuches — dient trotz aller Annäherung an das Vorbild in ganz anderm Maße, zur rhythmischen Gliederung des Ganzen, zur Heraushebung der besonders betonten Gruppen. Daß Speckter, wenn seine Phantasie nicht durch das Vorbild gebunden worden wäre, etwas viel Besseres hätte gestalten können, unterliegt keinem Zweifel. Die Arbeit war dazu angetan, seine Schaffensfreudigkeit zu lähmen.

Er hat sich erstaunlich gut damit abzufinden gewußt. Der Fries ist gut erhalten. In Farbe hat sich Speckter viel Beschränkung auferlegt und helle gebrochene Töne bevorzugt: ein bläuliches Rosa wird in ein bräunliches Rot, ein mattes Faulgrün in ein olives Graugrün abgewandelt. Nirgends ein kräftiger, leuchtendfarbiger Akzent — doch hätte er zu diesen feierlich getragenen Szenen und zum gedämpften Charakter der Bewegungen wenig gestimmt.

Die zu diesem Fries erhaltenen Zeichnungen (in der Kunsthalle und im Besitz der Familie) zeigen Speckter auf seiner Höhe. Handstudien und Kinderzeichnungen darunter sind von ergreifender Schönheit. Der Bleistift gehorcht den Intentionen des Schaffenden, gleitet in weichen Rundungen über das Papier, umschreibt eine Bewegung, die Verschiebungen im Faltenwurf mit wenigen sichern Strichen. Keine sieben Jahre liegen zwischen diesen Studien und jenen die in Willingshausen und auf italienischem Boden geworden sind. Sie begreifen die Entwicklung des Künstlers. Die Zeichnungen aus Willingshausen sind sorgfältig schraffiert, zuweilen ängstlich, Rundungen werden durch viele nebeneinander gesetzte Striche erzeugt. In den 80 er Jahren ist Speckter freier und zugleich sparsamer in seinen Mitteln. Seine Hand ist leichter geworden, er zeichnet sicher, mit wenig Strichen und großer Ausdruckskraft, Schraffierungen fallen als etwas Überflüssiges fort, Rundungen werden erreicht, die straffer und körperlicher zugleich sind. Mit einem Nichts wird ein Kontur heruntergezogen und ist voll Leben und Geist. Aus einem Suchenden, der sich schon den Dingen nähert, ist ein Reifer geworden, der vom „Objekt das Gesetz empfängt“.

Diese letzten Zeichen von Speckters Schaffen erfüllen mit tiefer Wehmut. Was geworden ist, entstand unter innern Kämpfen, in seelischer und geistiger Depression. Hier war ein Ringender, der die Energie und Konzentration nicht hatte, um auf ein Ziel loszusteuern, den es immer wieder lockt, seine Gaben in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, Kultur zu fördern in der geliebten Heimatstadt. Nur ein Geringes an Teilnahme, an Förderung, an Anerkennung und ein zehrendes inneres Leiden

hätte vielleicht eine größere äußere Widerstandskraft gefunden. Keine Eroberernatur und keiner der ganz Großen, aber ein ehrlich Kämpfender — doch wann hätte die Mitwelt je Teilnahme, Verständnis, Förderung gehabt für ein stilles, reines Streben, das nicht nach dem schnellen Augenblickserfolge hascht? Mit Hans Speckter ist einer jener Idealisten untergegangen, denen das Erreichte nie genügt, weil sie selbst am stärksten fühlen, wie weit es hinter dem Angestrebten zurückbleibt, wie wenig Wille und Tat sich decken.

Zum Maler gesellt sich der Schriftsteller und Rezensent. Wie lebendig er zu schildern weiß, wie weit sein Gesichtskreis ist, beweisen seine Italienbriefe. — Seit seiner Rückkehr aus dem Süden ist Speckter ständiger Referent des Hamburgischen Korrespondenten über Hamburger Kunstausstellungen gewesen. Er sucht tunlichst allen Richtungen und Erscheinungen gerecht zu werden und zeigt sich in seinem Urteil über Historienbilder wie Franz Adams „Vernichtung der französischen Kavallerie bei Sedan“ oder Andreas Achenbachs „Sonnenuntergang“ (Korresp. 16. November 1877) zeitlich befangen. Aber er wird zu gleicher Zeit, und darin mag sich die feine Sammlerkultur des Speckterschen Hauses bekunden, Chodowiecki gerecht (Korresp. 30. November 1877), feiert Menzels Holzschnitte (Korresp. 9. Dezember 1877) und die Reize des Paysage intime, die ein Théodore Rousseau und ein Jules Dupré pflegen. Für Fragen des Kunstgewerbes, das im Kampf gegen Gotik und Renaissance sich zu regen beginnt, hat er feines, vorahnendes Verständnis.

Über die Hamburger Maler: Hermann Steinfurth (Korresp. 21. März, 24. März und 28. März 1880), Christian Morgenstern (Korresp. 29. April 1881) und Martin Gensler (Korresp. 14. März 1882) hat Speckter eingehend geschrieben. Diese Arbeiten, unter denen namentlich der Artikel über Gensler über die Grenzen der üblichen Feuilletonistik hinausgeht, beweisen, welche Fülle von Kenntnissen über Hamburgs Vergangenheit Speckter besessen hat. Er war eifriges Mitglied aller künstlerischen Vereinigungen in Hamburg und hat 1883 im Hamburger Gewerbeverein einen bemerkenswerten Vortrag über „Heraldik und Schutzmarke“ ge-

halten, der auch als Broschüre erschienen ist. Seine Ausführungen gipfeln darin, die Freude am Wappen ins moderne Leben zu übertragen und Schutz- und Handelsmarken heraldisch auszugestalten.

Ein Jahr darauf gewinnt sein Plan, die Gründung eines Museums für Hamburgische Geschichte, greifbare Form, und Speckter hat seine ganze Kraft für die Realisierung dieses Projekts eingesetzt. Im Verein für Hamburgische Geschichte, im Architekten- und Ingenieurverein hat er Vorträge über die Museumsgründung gehalten und seine Pläne in einer kleinen Schrift auseinandergesetzt. Speckter hat sein ganzes Wollen und seine ganze Kraft für diese Museumsgründung eingesetzt; der Sinn für die eigne Geschichte, der Wunsch aus der Vergangenheit zu bewahren, zu retten, was noch zu retten war, war noch nicht erwacht. An der Indolenz der Bevölkerung scheiterte das Unternehmen.

Übersieht man die Früchte von Speckters 40 jährigem Leben, so mögen sie dem gering erscheinen, der nur die greifbaren Resultate achtet. Nicht von Speckter dem Künstler soll die Rede sein, nur darauf hingewiesen werden, was ihm Hamburg an Kulturtaten zu danken hat. Die Gründung des Museums für Hamburgische Geschichte, für die er so selbstlos eingetreten ist, hat er nicht selbst erlebt, aber was heute im Ausbauen begriffen ist, geht auf seine Gedanken und Anregungen zurück. Von Speckter stammt die Anregung, die Bilder Hamburger Maler zu sammeln, an ihren Werken in der Kunsthalle die Entwicklung Hamburgischer Malerei zu zeigen. Was Lichtwark ausgeführt hat, und was den Stolz der Hamburger Kunsthalle ausmacht, ist von jemand formuliert worden, dem es nicht gegönnt war, die Früchte seines Tuns zu ernten. — Keimkräftige Gedanken gedacht zu haben, die sich erst Jahrzehnte später verwirklichen — ist das so wenig?

Speckter weiß Martin Gensler nicht besser zu ehren, denn mit nachstehenden Worten: „Es sind nicht immer des Tages gefeierte Größen, welchen der wahre Fortschritt der Menschheit verdankt wird, sondern viel mehr oft die anspruchslos tüchtigen Männer, die, auf den Ruhm ihres Namens wenig bedacht, sich nur als ein Glied in der großen Kette fühlen, und in dem Bewußt-

sein innerer geistiger Übereinstimmung mit den Besten der Vergangenheit, und im Blick auf die Zukunft, ihr Glück und ihre Befriedigung finden.“

Diese Worte gelten in vollstem Umfang für Speckter selbst.

* * *

Speckters Italienbriefe waren nur für die Familie bestimmt. Jeder Gedanke an einen weiteren Kreis, geschweige denn an eine Veröffentlichung lag ihm fern. Was er in Italien geschaut und mit lebendigen Sinnen aufgenommen hatte, wollte er aufzeichnen, um seine Angehörigen teilhaben zu lassen an seinen Erlebnissen. Auch sollten die Briefe in spätern Jahren dienen, seinem Gedächtnis verblaßte Bilder wieder wachzurufen. Und doch sind die Aufzeichnungen ohne feste Absicht, ohne Plan und System gemacht. Sie sind bedingt durch Gunst und Ungunst der Stunde. Geschrieben unmittelbar unter dem Eindruck des Erlebnisses oder nach Wochen knapp registrierend und zusammenfassend unter Zuhilfenahme von Burckhardts „Cicerone“, der Speckter ein treuer Begleiter in Italien war, wie frühern Generationen, Goethe z. B. Volkmann.

Ausführliche Schilderung der kleinen so reizvollen Städte in Umbrien und der Toskana, Perugia, Assisi, Siena, Arezzo, Cortona, Orvieto wechseln mit trockeneren Aufzeichnungen der Kunstschätze von Florenz, Rom, Neapel. Eingestreut sind Naturschilderungen, ausführliche Beschreibungen der Ausflüge nach Albano, an den Nemisee, nach Frascati, Tivoli, Camaldoli und Capri. Namentlich die letzte ist für Speckters zwanglose Art bezeichnend. Wochen liegen zwischen dem Ausflug und seiner Schilderung. Platensche Verse rufen ihm jene Tage wach. Er setzt mit behaglich epischer Breite ein, bricht ab, um den Faden nach Wochen wieder aufzunehmen, als ihn ein Name, den er zufällig gelesen, an eine Reisebekanntschaft auf Capri erinnert. Und nun schildert er so anschaulich, als wenn die Begebenheiten sich eben jetzt abgespielt hätten und nicht durch so viel neue Eindrücke verdrängt wären. So sehr bemächtigt sich die Er-

innerung seiner, daß die Vesuvbesteigung unmittelbar dem Ausflug nach Capri angeschlossen wird. Dabei sieht er die Natur verhältnismäßig farblos. Die weichen silbrigen Grau überwiegen in seinen Naturschilderungen. Man vergleiche das etwa mit der orangefarbenen Glut, die Gauguin auf Tahiti geschaut, dem „Sonnigen, Verbrannten, Versengten", dem „leuchtenden Schatten wie altes Gold", dem „blauen Erdboden beim blassen Sonnenuntergang", die in van Goghs erregten Briefen durchblitzen, und man kann aus den Naturschilderungen allein folgern, daß die Farbe das Sekundäre für Speckter ist. Prellers heroische Landschaften, Oswald Achenbachs Sonnenuntergänge, Böcklins Villa am Meer findet er in Italien wieder, das verwandte Bild drängt sich ihm in der Natur entgegen — kommen wir heute nach Italien, so entdecken wir eine Landschaft, die in ihrer überwältigenden Größe, ihrer Geschlossenheit, ihrem heroischen Stil sich keinem dieser Künstler offenbart hat. Feuerbach ist in einigen Bildern aus der Campagna der feierlich strengen Einsamkeit dieser Landschaft nahe gekommen — aber hier liegen noch ungehobene Schätze.

Zu den Naturschilderungen gesellt sich das Volksleben. Speckter empfindet wie jeder, der vorurteilslos nach Italien kommt, den wundervollen Zauber dieses Volkes, seine Ursprünglichkeit, seine Intelligenz, seinen Takt, aus dem die alte Kultur des Landes spricht. Und er empfindet auch, wie sehr die guten Eigenschaften der untern Volksklassen dem Mittelstand abhanden gekommen sind. Er hat fleißig beobachtet, das Militär so gut wie den Klerus, und Schilderungen kirchlicher Zeromonien stehen neben dem Palio in Siena und dem römischen Karneval. Das blankgeputzte Messinggeschirr in Neapel, die lustig arrangierten Ladenfenster in Tivoli — nichts von den kleinen Dingen ist ihm entgangen.

Von München aus beginnen Speckters Reiseberichte. Sie setzen mit einer Schilderung der Kunstzustände Münchens in den 70 er Jahren ein. Dieser Auftakt sollte den Briefen aus Italien nicht fehlen, da Speckter immer wieder anknüpft an die zeitgenössische deutsche Kunst. Er ist als schaffender Zeitgenosse

erstaunlich vorurteilsfrei, ganz gleich, ob man sich hält an sein absprechendes Urteil über Piloty, Pigllein, Makart, dessen malerische Qualitäten er schätzt, oder an seine Anerkennung Thomas und die restlose Bewunderung Böcklins, die freilich in Florenz bei seinem Besuch von Böcklins Atelier ins Gegenteil umschlägt. „Der Mann ist fertig,“ so nimmt Speckter 1877 ein Urteil vorweg, zu dem Meier-Graefe etwa 30 Jahre später kommen sollte. Um so bedauerlicher ist es, daß Speckter das bedeutendste neuere deutsche Werk auf italienischem Boden: Hans von Marées Fresken in der zoologischen Station zu Neapel nicht erwähnt. Sie sind um 1874 entstanden, da Speckter das zoologische Museum eingehend besichtigt hat, einen der dort tätigen deutschen Herrn kennt, ist es wenig wahrscheinlich, daß er die Fresken überhaupt nicht gesehen hat, und doch ist es bei seinem starken Interesse an der dekorativen Ausschmückung eines Raumes noch unwahrscheinlicher, daß er sie gesehen und nicht erwähnt hat. Jedenfalls fehlt Marées Namen. Es ist nicht die einzige Lücke: der avisierte ausführliche Bericht über Michelangelos Plastik, die sixtinische Kapelle, die Stanzen fehlt und wurde nie geschrieben; Piero della Francescas Fresken in Arezzo sind nicht erwähnt, während Vasaris Haus ausführlich beschrieben ist; von Jacopo della Quercia ist nicht die Rede, obgleich Speckter in Lucca und Bologna war und in San Petronio zu Bologna sogar die modernen Glasfenster eingehend besichtigt hat; auch Mantegnas Fresken in Mantua hat er nicht gesehen. Was Speckter beabsichtigt, ist eben nicht eine lückenlose offizielle Berichterstattung, der nichts Wesentliches entgeht; dieses vom Zweck Befreite gibt seinen Briefen den Reiz des Unmittelbaren, Erlebten, Zwanglosen.

Speckters Weg führt über Trient und Verona nach Modena, Bologna und Florenz. Hier wird die erste längere Rast gemacht. Von Florenz aus geht er über Cortona, Arezzo, Perugia und Assisi nach Rom. In Rom hatte Speckter zweimal einen längern Aufenthalt und hat von dort aus viele Ausflüge in die Campagna und an die See gemacht. Neapel, Capri und Pompeji sind die südlichsten Punkte, die Speckter erreicht hat. Über Orvieto und Siena geht er nach Florenz zurück, und jetzt erst offenbart ihm

diese unvergleichliche Stadt ihren ganzen Zauber. Jetzt erst, nachdem er so viel gesehen, hat er den Maßstab für das Bodengewachsene, Ursprüngliche der Florentiner Kunst, für den hohen Reiz dieser Stadt. Von Florenz aus werden Lucca, Pisa, Pistoja besucht, dann geht es heimwärts über Venedig.

Speckter ist mit offenen Sinnen nach Italien gegangen. Er hat die vibrierenden Nerven und die fein empfindenden Organe des Künstlers; daneben eignet ihm eine Kultur, die jenen mühelos in den Schoß fällt, die aufgewachsen sind in einem von künstlerischer Tradition getränkten Milieu. Wohl hat er Geschichtsstudien gemacht, ist mit dem „Cicerone“ beschwert, den er eifrig zu Rate zieht, hat Ruskin gelesen, der in den 70er Jahren wohl den meisten Deutschen unbekannt war, ist in der klassischen Literatur wohl bewandert, und sein Wissen geht, wenn man nicht den Maßstab der Fachgelehrten anlegt, über den Umkreis des gebildeten Dilettanten, nicht nur der 70er Jahre, hinaus. Aber alles bloß Gelernte fällt von ihm ab, wenn er vor das Kunstwerk tritt, daher das Vorurteilslose seiner Wertungen. Da gebraucht er seine guten Maleraugen, und darum kommt er zu Resultaten, die überraschend sind für seine Zeit. Er nimmt Urteile vorweg, zu denen die kunsthistorische Forschung erst sehr viel später gekommen ist. Er sieht Dinge, an denen nicht nur die große Masse blind vorübergeht. Und da ihm Kunst, auch die Jahrhunderte alte, ein Lebendiges ist, scheut er vor Vergleichen mit der modernsten Moderne nicht zurück, ist voller Bewunderung für die von ihm entdeckten Schönheiten, auch wenn ihnen die offizielle Approbation fehlt. Auf klassischem Boden wird er Deutschland nicht untreu; erfüllt von der Schönheit der geliebten Vaterstadt, wird sie ihm zwar nicht zum Wertmesser für das, was er unter italienischem Himmel gesehen, aber gern benutzt er sie als Vergleich, um seine Schilderungen zu verlebendigen, sie aus einer unklaren nebligen Ferne, in eine vorstellbare, greifbare Nähe zu bringen.

Mantuas malerisch dunstige Atmosphäre zaubert ihm Thomas Herbsts Bilder vor die Seele; Bolognas Arkadengänge erinnern ihn an die Kolonnaden in Hamburg, er erwähnt das Projekt, die

Alsterarkaden bis zur Elbe zu führen und hat das Verlangen, Bolognas großzügige Backsteinarchitektur für Norddeutschland zu nützen. Der violette Nebeldunst, der die alte Universitätsstadt einhüllt, erinnert ihn an die Heimat. Der Schnee tropft in Rom im hellen Sonnenschein so lustig von den Dächern wie „in Papas einem Quickborninitial". Die kirchlichen Feste in S. Peter mahnen ihn an die weihevolleren Zeremonien in der Münchner Frauenkirche, und bei Hadrians in Tivoli aufgespeicherten Schätzen denkt er des modernen Mäcens, der unserer Zeit so not tut und nicht gerade auf dem Thron seinen Platz haben müßte. Die pontinischen Sümpfe vergleicht er der heimatlichen Marsch, und im Volskergebirge denkt er an Tirol und Lessings Harz- und Rhönlandschaften. Gaëta wirkt fast unwirklich auf ihn, wie eine „traumhaft romantische Theaterdekoration", und an der See zieht ihm die Odyssee beglückend durch die Seele. Die Anlagen in Caserta können dem Vergleich mit Nymphenburg und Wilhelmshöhe nicht Stand halten; die Statuen an der Chiaja in Neapel erregen ihm den Wunsch nach gleichen Anlagen an Elbe und Alster, und der Robbia-Fries in Pistoja das Verlangen glasierte Kacheln für die Außenarchitektur unserer Zeit zu nützen — ein Wunsch, der heute erfüllt ist. Treu geleiten ihn die Geister der Heimat in Italien; seine Lektüre bilden neben der einschlägigen Literatur Perthes und Runges Schriften. Wenn er Neapel unter den italienischen Städten, die er gesehen, den Schönheitspreis erteilen möchte, so rangiert doch für ihn, den Hanseaten, Hamburg unmittelbar dahinter. So ist nichts für ihn ein Losgelöstes, Einzelnes; er sieht Zusammenhänge zwischen Süden und Norden, zwischen alter und neuer Kunst. Giulio Romanos Zeichnung in Villa Albano ist „naiv wie Schwind und Ludwig Richter", und in den Robbiafriesen findet er das heitere Element, das ihn bei Schwind beglückt.

Nirgends ein Gesuchtes, Gewolltes, ein sich Höherschrauben; zuweilen blickt fast eine gewisse norddeutsche Nüchternheit durch, eine Angst, sich von den Dingen überrumpeln zu lassen. „Nüchterne Reisebriefe aus Italien" schlug ihm eine Münchner Freundin als Titel für seine Briefe vor, die entsetzt war über die ruhige,

sachliche Gelassenheit, mit der er sich ohne viel Ahes und Ohs zu dieser Reise anschickte. Er selbst äußert sich einmal über seine Berichte: „Ich schreibe wie ich denke und fühle. Meine Phantasie ist nicht weit her, aber war denn nicht Onkel Erwins bisweilen etwas krampfhaft? Mir erscheint sie so. Das ist gewiß kein Vorwurf gegen ihn, denn wer wäre nicht ein Kind seiner Zeit? Unsere Zeit dagegen — von der hohlen Phrasenhaftigkeit der Schriftsteller dritten bis siebenten Ranges abgesehen — liebt es kühler zu erscheinen, als sie ist, um nur ja nicht unwahr und gemacht zu wirken; wenigstens tun es die Schriftsteller, die ich am meisten liebe, obenan die englischen und norwegischen. Und wie schlicht sagt Goethe:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn“,

und schöner hat doch niemand Italien gemalt, auch Onkel Erwin nicht mit seinen beständigen „Flammenküssen der Sonne“ usw. Wohl ist das nicht nur geistreich und phantastisch, sondern auch mit eigner, wahrer Empfindung gedacht, die man bisweilen sehr wohl nachfühlen kann, aber mustergültig ist's doch gewiß nicht.“

Und trotz, und vielleicht gerade wegen dieser Verhaltenheit, fühlt man Speckters innere Wärme und Begeisterung bei den wirklich großen Dingen.

Speckter hat Sinn für Giottos Monumentalität und schlichte Größe, für seine Fähigkeit nur das Wesentliche herauszugreifen und verschließt sich dem hohen Reiz des erzählenden, amüsanten Quattrocento nicht, für das alles nur Vorwand für Bewegung ist. Im Fresko sieht er das Bild nicht als ein Einzelnes, Losgelöstes, sondern betont den dekorativon Zusammenhang, das Verhältnis der Figuren zum Raum, zur architektonischen und ornamentalen Umrahmung. Darin liegt Raffaels Größe. Nicht in seinen Madonnen, und die Farben der Cecilia in Bologna können dem vorurteilslosen Blick des Malers natürlich nicht standhalten, aber „wie Raffael durch eine große, leere, perspektivisch sich verkürzende Bodenfläche seine großen figurenreichen Bilder räumlich zu machen weiß“, das nötigt ihm den unbedingten Respekt und die

unbedingte Bewunderung ab. — Wer hat denn solche Dinge, die so modern klingen, in den 70er Jahren gesehen? Die Wissenschaftler und Forscher gewiß nicht. Und wieder liegt es an diesem vorurteilslosen Betrachten der Kunstwerke, daß er den malerischen Reiz der Barockskulptur erkennt und darüber klagt, daß diese Epoche in Bausch und Bogen abgetan wird. Er geht nicht mit vorgefaßten Meinungen und einem ästhetischen System an die Dinge heran, sondern sucht in ihr Wesen einzudringen.

Jede Zeit sucht sich selbst in der Vergangenheit und spürt unbewußt in den Kunstwerken vergangener Epochen jene Tendenzen auf, die sie bestärken in ihrem eignen Ringen und ihrem oft noch latenten Wollen. Darum ist auch das Werturteil über Werke, von denen uns Jahrhunderte trennen, kein festes, sondern beständigen Schwankungen unterworfen. Die Historie läßt im Stich, wenn es gilt, den lebendigen Gehalt eines Kunstwerks zu erfassen; sein Geheimnis offenbart es nur nach Maßgabe dessen, was ihm der Beschauer entgegenbringt. Das gilt auch dann, wenn man im Kunstwerke nicht sucht nach Willkür und überhitzter Phantasie, sondern nach Gesetzmäßigkeit, es nicht betrachtet als ein bedingungslos Gewordenes, sondern es zeitlich einzureihen und zu begreifen sucht aus dem Geist seiner Epoche. Die Dinge behalten ihre Größe, auch dann, wenn die Menschen achtlos oder nichtachtend an ihnen vorübergehen, aber es kann Jahrhunderte dauern bis die Seelen wiederkommen, die auf ihren Ton gestimmt sind, die Schönheit der Dinge erkennen, genießen, verkünden.

Die Geschichte des Sehens, die zu den interessantesten psychologischen Schlüssen Anlaß gäbe, ist noch nicht geschrieben, so wenig wie jene andere, mit ihr in Zusammenhang stehende; wie spiegelt sich Italien im Laufe der Jahrhunderte in den Augen seiner Betrachter? Von Winckelmann und Goethe bis zu Hans Speckter ist der Weg ein weiter. Er führt von einer Epoche, die auf italienischem Boden das klassische Altertum allein gesucht und gefunden, zu jener anderen, die in gefühlsmäßiger Ekstase in der vorraffaelischen Periode geschwelgt hat. Die Briefe der Nazarener, namentlich auch jene Erwin Speckters, die Hans,

der Neffe, so häufig zitiert und heranzieht, geben nur selten eine sachliche Schilderung des Geschauten. Sie bleiben stecken in nebelhaft romantischen Betrachtungen, aus denen höchstens ersichtlich ist, wie das Kunstwerk auf den Betrachtenden gefühlsmäßig gewirkt hat. — Wenn in den 50er Jahren abermals deutsche Maler über die Alpen ziehen, Feuerbach und Hans von Marées, so suchen sie nach den ihnen verwandten Erscheinungen und finden sie bei den Venezianern und der Kunst der Hochrenaissance. Sie befragen die Dinge nach dem, was sie ihnen nützen und bringen ihnen nur selten das „interesselose Wohlgefallen“ entgegen.

Darin unterscheidet sich Hans Speckter, der den Dingen gerecht zu werden sucht, ohne zu fragen, wie sie ihn fördern, von seinen Vorgängern. Aber nicht darin allein. Hat Schnorr von Carolsfeld das Verlangen, die „Italiener zum Tempel hinauszujagen“, fühlt er, der Künstler, sich als rechtmäßiger Besitzer des italienischen Bodens; „das eigentliche, wahre Rom gehört doch zu uns“, empfindet Feuerbach trotz aller Klagen Rom „als seinen Boden“, so ist Speckter sich des Vorübergehenden seines Aufenthalts wohl bewußt. Er ist der Moderne, für den der Süden und das klassische Land nur die Zwischenstation sind, der der nordischen Natur und der nordischen Menschen, mit denen er verwachsen ist, bedarf zum Schaffen. Wie Goethe drängt es ihm, seinen Fasanenkahn an der heimatlichen Küste zu landen, um dort zu nützen, zu wirken.

München, 30. Oktober 1876.
Montag Abend.

Lieber Onkel Heinrich!

Ich habe fast eine Woche verstreichen lassen, bis ich Deinen Brief beantworte! Ich wollte aber nicht eher schreiben als mit der Hinzufügung, daß ich jetzt am letzten Blatt arbeite. Das kann ich heute. Soeben ist der vorletzte Holzstock abgeschickt und wird morgen früh in Hamm sein . . .

Florenz bleibt doch einmal die Hauptsache; und obendrein für mich, dem dort für die kalten Abende ein behagliches deutsch-englisches Zimmer winkt, ist es ja doch ohne Frage das Vernünftigste, dort mein Hauptquartier aufzuschlagen . . . Erst jetzt habe ich wirklich rechte Sehnsucht dorthin.

Bis dahin nahm mich die Arbeit und die Freude an ihr (namentlich da die Holzschnitte teilweise so sehr gut geworden sind) noch zu sehr in Anspruch. Weniger das hiesige Künstlerleben, welches mir ebensowenig gefällt wie damals; von dem „frischen Hauch" desselben spüre ich herzlich wenig. Petersen, dessen ernstes Streben ich so hoch schätze, ist meist ganz für sich, läßt sich Abends nirgends blicken, wenigstens nicht unter den Deutschen, da beide Vereine: die „Allotria" und die „Künstlergenossenschaft" ihm nicht behagen. Und ich kann es ihm nicht verdenken. Letztere ist der Versammlungsort von meist älteren Herren, unter denen, da sie zum Teil auf einigen nicht ganz unverdienten Lorbeeren ruhen, nicht viel frischer Hauch zu spüren ist. Anregende Naturen wie Asher oder Günther Gensler habe ich noch nicht darunter gefunden. Die Allotria nennt diese Gesellschaft nur das Spital. Ich war erst

zweimal dort. Schönleber pflegt dort zu verkehren, den ich in seiner stillen Weise ebenso gern habe wie damals in Hamburg Nonnenkamp, Schlesinger usw. sind ebenfalls dort vorhanden. Die Allotria vertritt das moderne lebendige Element hier. Von ihr pflegen die prächtigen Kostümfeste auszugehen, ihr gehören die zum Teil ja wirklich genialen „Jungmünchner" an: Gedon, Diez, Seitz, Lenbach usw. Da pflegen auch Piglhein und Neubert zu verkehren . . . So arg wie ichs erwartete, habe ich das nun freilich nicht gefunden, aber recht lustig und witzig auch keineswegs. Die Gesellschaft unterscheidet sich in nichts von der des Weimarischen Künstlervereins, als das dort in Weimar an einem Tisch mehr wirkliche Bildung und am andern mehr Urwüchsigkeit herrschte als hier. So'n gesunder Kerl, als Mensch wie als Künstler wie Piltz ist unter all meinen hiesigen Bekannten nicht, ausgenommen einzig und allein Schönleber, denn selbst Petersens Wollen ist nicht mehr ganz naiv und gesund, sondern, obgleich in der guten (die alten Meister studierenden) Richtung „angemünchnert".

Ein Genrebild wie das Piltzsche letzte habe ich hier weder im Glaspalast noch in der Kunstausstellung gefunden, so wirklich, im guten Sinne naturalistisch, so studiert in der Farbe. Daß man Figuren im Freien malt und nicht im Atelier und nachher irgend einen landschaftlichen Hintergrund hinzufügt, kommt hier so gut wie gar nicht vor, ist auch bei der ungeheuren Ausdehnung der Stadt kaum ausführbar. — Das Ende vom Liede ist, daß ich nicht im allermindesten den Wunsch habe, je für länger wieder hierher zurückzukehren; mir ist der Volkscharakter, die Stadt und das moderne Kunstleben noch heute gerade so unsympathisch wie damals, eigentlich noch unsympathischer, da ich mehr Selbstgefühl bekommen habe — einige Freunde sagen sogar, ich sei arrogant geworden, freilich gerade die, welche mich früher am meisten zu größerer Selbständigkeit zu bringen suchten, aber nicht glaubten, daß ich mich gerade von ihnen selbst am gründlichsten emanzipieren würde.

Piglhein vermünchnert und verpiglheint immer mehr, als Mensch wie als Künstler. Ich fürchte jetzt, es wird nichts aus

seinem großen Talent. Schade, daß sein Vater ihm so viel Geld hinterlassen hat. Ein Bankerott oder eine ernste Neigung zu einem Mädchen, das in jeder Beziehung über ihm steht, könnte ihn vielleicht noch einmal gründlich anspornen. Aber er mag sich keine Mühe geben. Was er nicht spielend erreichen kann, versucht er lieber gar nicht zu erreichen, weil er zu eitel ist, um sich einem möglichen Mißlingen auszusetzen.

Ein durch und durch selbständiger Künstler ist ohne Frage Hans Thoma. Den würde ich außerordentlich gern kennen lernen, aber er ist nicht hier. Die Jury des Glaspalastes hat mehrere seiner Bilder refüsiert, darunter einen Charon, der mir so ziemlich das interessanteste ist, was ich hier überhaupt gesehen habe. Schönleber und Fritz Kaulbach, die mit in der Jury sitzen, sind auch noch heute ganz entrüstet darüber. Aber freilich verstehen „berühmte Meister“ wie Carl Becker aus Berlin (der Atlasmaler) so etwas nicht. Piloty wohl ebenfalls nicht, dessen mir stets so unangenehmes „berühmtes Meisterwerk“ Seni an der Leiche Wallensteins diesmal zwar den besten Platz und die erste Medaille erhalten hat (diesen alten Schimmel produziert er nun seit zwölf Jahren immer noch!) aber selbst von seinen Verehrern mit Kopfschütteln betrachtet wurde. Es hing zu gut. Man sah wie wenig eigentlich selbst in der Mache daran ist. Doch genug des Geschimpfs und addio für heut.

Hans.

München, Dienstag den 7. November 1876.

Liebe Mutter!

Zum 9. November, sende ich Dir einige Probedrucke und hoffe Euch allen dadurch Freude zu machen. Es sind mehr als die Hälfte, die andern werden auch bald dazu kommen. Dann wünsche ich die besten davon in Hamburg auszustellen, aber nach eigener Auswahl und Arrangement.

Der letzte Holzstock ist schließlich doch erst Montag Abend um $4^1/_4$ auf die Post gekommen. Er war Sonnabend so gut wie fertig, als ein guter Freund von mir noch einen vortrefflichen

Rat gab, den ich „meiner kritischen Natur“ nach nicht umhin konnte anzunehmen und alles wieder abzuwaschen. Doch denke ich jetzt sagen zu können: Ende gut, alles gut. Wenigstens habe ich nichts übers Knie gebrochen und bin jetzt nur neugierig, wie sich die Bilder im Text ausnehmen werden. — Donnerstag früh $^{1}/_{2}$7 geht's fort, vermutlich nur bis Innsbruck. Ich liebe die überstürzten Eisenbahnfahrten nicht, fahre lieber 3. Klasse und bleibe an hübschen Orten über Nacht. Innsbruck im Schnee denke ich mir nett und behaglich. Dann Freitag bis Trient, Sonnabend Nachmittag bis Verona, Sonntag: Hochamt in San Zeno dort, Dienstag oder Mittwoch Mantua und ca. Sonnabend in Florenz. So das vorläufige Programm.

Daß Onkel Octavio sich auch auf mein Kommen freut, ist mir natürlich äußerst lieb zu hören, ebenso das Lob meiner Photographien durch Asher. Ich denke oft an ihn und bin recht dankbar, daß er mein Lehrer war und nicht Piloty. Richtige Anschauungen über das eigentliche Wesen der Kunst sind so viel wert, und die habe ich durch Asher bekommen. Wie vielen fehlen sie so ganz! — Heute habe ich mehrere Atelierbesuche gemacht, viel schöne Schränke, Krüge, Gobelins, Stoffe usw. gesehen, auch manche vorzügliche Studien, talentvolle Köpfe oder Stilleben, gute Kopien nach alten Meistern, aber wirklich Interessantes, Eigenes, von innen heraus Geschaffenes oder der Natur Abgelauschtes fast gar nicht! „Leben atme die bildende Kunst“ usw. hätte ich gern den meisten gesagt, aber man hätte mich für einen verrückten, altmodigen Pedanten gehalten.

Auch war ich im seligen Gefühl meiner Freiheit endlich wieder in der alten Pinakothek. Das ist doch wirklich herrlich!

Morgen wird nun gepackt, Abends mit Förster in der „zwanglosen Gesellschaft“, was vermutlich höchst langweilig für mich ist, aber doch interessant, mal dagewesen zu sein . . .

Trient, 12. November 1876.
Abends 8 Uhr.

Da wäre ich also in Trient! und mein Vorsatz, recht ausführliche Reiseberichte zu liefern, sowohl Euret- als auch meiner selbst wegen wird durch keinerlei interessante Zerstreuung wankend gemacht. . . .

Wenn ich gründliche Reisebeschreibung leisten will, so muß ich eigentlich vom Dienstag, den 7. ds., beginnen. Bis dahin war ich ja noch tätig und eigentlich kein Reisender. Dann aber ging das Reisen los. Zunächst beschränkte sich das freilich auf das Umherreisen in den Straßen Münchens, die mir diesmal besonders weitläufig vorkamen. . . .

Dienstag also machte ich, meist interesselose, Atelierbesuche, war in der alten Pinakothek, ließ mich dreimal von Maler Dehn matt machen (einem vortrefflichen Schachspieler und höchst überflüssigen Maler) und war abends mit Schönleber zusammen in der „Kunstgenossenschaft". Mein Nachbar an der andern Seite war Rothbarth, von welchem in demselben Jahrgang der Münchner Bilderbogen, in welchem Papas Froschkönig und Rapunzel, die Sternthaler sind, ein freundlicher, stiller Mann schon über Fünfzig.

Bei der Gelegenheit will ich noch etwas von Schönleber erzählen. Sein Atelier ist sehr hübsch eingerichtet. Alte Schränke usw. wie in den meisten anderen, aber außerdem eine Masse von interessanten Schiffsmodellen, aus allen Gegenden der Welt und aus den verschiedensten Zeitaltern stammend. Sein Prachtstück wird ein Modell aus dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts werden, prächtig geschnitzt, welches er kürzlich für ein Heidengeld (viele hundert Gulden) in Augsburg aufgetrieben hat und nun allmählich selbst restauriert. Zurzeit sieht es noch sehr unfertig aus, zur Aufrichtung der Mastbäume hofft er selbst jetzt schon nicht vor nächstem Winter zu gelangen, aber dann wird es einen prachtvollen Anblick geben, mit seinem hochragenden Gestell, den originellen Masten (die zum Teil erhalten sind) und den großen seidenen Segeln, auf welche seine Schwestern ihm

nach seiner Angabe farbige Wappen sticken müssen. Das Gebäude wird schließlich über mannshoch und ebenso lang sein und in der ganzen Welt seinesgleichen suchen, das Modell des Bucentaur in Venedig natürlich ausgenommen. — Auch allerlei alte Segelfetzen, Tauwerke, Fischernetze usw. in malerischer Anordnung geben dem Atelier ein eigenartiges Gepräge. Daß diese Ausstattung bei ihm jedoch nicht wie in so vielen anderen die Bilder auf der Staffelei vergessen macht, brauche ich nicht hinzuzufügen, obgleich er gegenwärtig nur kleine Sachen in Arbeit hat... Übrigens hat Sch. auch gezeigt, daß er ganz prächtige Zeichnungen zu Mobilien entwerfen kann. Die Einrichtung seiner Schwester zwar, die ganz nach Zeichnungen von ihm gemacht worden ist, kenne ich nicht, aber die seines eignen Schlafzimmers, worunter ein geschnitzter und eingelegter Renaissance-Kleiderschrank, der zu dem Allerbesten gehört, was ich in der Art gesehen habe. Hätte er ihn im Glaspalast ausgestellt, so hätte er von Rechts wegen prämiiert werden müssen, scheint mir.

Mittwoch war ich u. a. lange in der Glyptothek und Ludwigskirche, besonders der Corneliusschen Fresken wegen. Abends, nachdem ich den obenerwähnten Dehn beinahe matt gemacht hatte, bei Försters zum Tee, wo ich mich weit mehr zu Hause fühlte, als je sonst. Ich sprach sogar mit dem Alten über Cornelius, lernte manches und drückte mich, ohne doch zu lügen oder Bewunderung zu heucheln, wo ich sie nicht fühlte, geschickt um alle Kollisionen mit ihm herum. Es freute ihn offenbar, daß ich die Fresken ziemlich genau kannte und richtig herausgefunden hatte, was Cornelius selbst gemalt hat. Das ist nämlich ohne alle Frage das beste, sieht auch in der Farbe meist ganz anständig aus, namentlich der Fleischton ist bisweilen wirklich schön gelungen. Schließlich dedizierte er mir einen Band seiner „Geschichte der italienischen Malerei“ und nach acht gingen wir zusammen in die „zwanglose Gesellschaft“, eine seit 1827 oder 1837 existierende Vereinigung von Künstlern, Gelehrten usw., die wöchentlich zusammenkommen, sich Vorträge halten, kneipen und unterhalten. Es war wirklich recht gemütlich dort. Mein Nachbar, der alte Dürk, Freund von Onkel Erwin und Asher, läßt letz-

teren bestens grüßen. Heyse war leider nicht da. Ich hätte ihn gern getroffen, extra zu ihm zu gehen, mochte ich nicht. Donnerstag wurde morgens gepackt, bei den genaueren Freunden Abschied genommen und nach Tisch: Galerie Schack, die ich mir bis zu allerletzt aufgespart hatte. Und meine Erwartungen, oder wie nennt man das — ich kenne sie ja längst — wurden wieder gänzlich übertroffen. Die Böcklinschen Landschaften sind so unendlich schön, so einfach, nobel, echt, wahr und ideal zugleich, daß wirklich gar nichts darüber geht. Wenn Oswald Achenbach uns Italien zeigt wie es ist und Preller wie es, durch die klassische Brille gesehen, sein könnte und beide Meister ersten Ranges genannt werden müssen, so setze ich Böcklin doch weit über beide hinaus, denn das ist ein idealer Realismus oder realistischer Idealismus, wie man es nennen will, der die ganze Seele erfüllt, so daß nichts zu wünschen und auszusetzen übrig bleibt. Daß das aus doktrinärer Voreingenommenheit doch immer nur noch von verhältnismäßig wenigen erkannt wird, ist geradezu unbegreiflich. Ich wollte nur, Schack könnte vermocht werden, die zehn oder zwölf besten im nächsten Jahre nach Paris zu schicken, damit die ganze Welt sie einmal zu sehen bekommt. Ebenso wünschte ich mir schon zwölf seiner kleinen Schwinds dahin. Je öfter ich die Sachen sehe, um so größer, einziger erscheint Schwind mir auch als Kolorist. — Doch genug davon. Es war der schönste würdigste Abschied, den ich von München nehmen konnte! —

Dann die Koffer nach Florenz expediert, Geld gewechselt, mit einigen Freunden zusammen in der Allotria gekneipt, um Mitternacht ins Bett, am andern Morgen um $^1/_2$6 auf und richtig um $^1/_2$7 abgefahren. In München ist schon seit fast acht Tagen ganz regelrechter Winter. Schnee nicht nur auf den Dächern und Bäumen, sondern ganz munter auch auf den Straßen liegen bleibend, so daß er morgens früh unter den Füßen knirscht und unter den schweren Rädern der Brauwagen quietscht, daß es eine Art hat. Rote Nasen und Ohren, kalte Finger und Füße, Schneemänner, schlittschuhlaufende Jungens auf dem überfrorenen Schnee des Trottoirs, mit einem Wort: richtiger Winter. Daß

ich in dem kurzen Sommerüberzieher trotz der hohen Stiefel eine frostige Erscheinung bildete, namentlich wenn ich mal neben dem dicken Piglhein ging, in seinem opulenten, bis auf die Füße reichenden modernen Duffel, bedarf keiner Bestätigung, selbst „stramme Haltung“ konnte keinen Ersatz dafür bieten. Für die Reise hatte ich mich freilich mit doppeltem Unterzeug . . . versehen, außerdem natürlich mein Plaid. Trotzdem war's anfangs bitterkalt. Die Fensterscheiben dick gefroren; wenn man mit Mühe und Aufbietung aller Puste ein Loch verfertigt hatte, sah man auch draußen nur eine weite hellgraue Fläche, Himmel und Erde ganz uniform, nur die Telegraphenstangen zeichneten sich schwarz darauf ab. Der schlechte Tabak der Mitreisenden, italienische Arbeiter, erwärmte nicht einmal. Ich schlief viel, teils aus Müdigkeit, teils aus Kältigkeit. Hinter Rosenheim wurde es besser, die Sonne hatte ihre belebende Kraft bewährt. In Kufstein eine halbe Stunde Aufenthalt, durch das Städtchen geschlendert, mich an den beschneiten Bergen erfreut, zu Mittag gegessen und dann sehr fidel nach Innsbruck weiter. Dort gegen 4 Uhr angelangt . . . sofort in die Franziskanerkirche und solange es noch hell war, mich an den Figuren des Maximiliangrabes erfreut, dann einen längeren Spaziergang gemacht nach einem hochgelegenen kleinen Kirchdorf mit Kapelle und Überblick über das dunkelnde Tal und liebe Städtchen. . . .

Heute morgen, als ich aus dem Gasthof trat, war's wunderschön!!! Die Bergriesen zeigten sich ringsum in vollster Klarheit, nur noch von ganz wenigen Nebelwölkchen verhüllt. Der Schnee so blendend weiß und die Luft so blendend blau darüber, daß ich meine blaue Brille aufsetzen mußte. Bitterkalt natürlich dabei, aber man spürt das nicht bei solcher Gelegenheit. Noch nie war mir die gewaltige Schönheit des Gebirges so entgegengetreten.

Ich hatte Zeit, mich noch ein bischen in der Stadt herumzutreiben. Es war Sonnabend, also Markttag, und manche lustige und charakteristische Tiroler Erscheinung zu sehen. Die Bauart mit den vielen, oft hübsch ornamentierten Erkerchen, mit den überwölbten Gängen unten und den vielen, weit in die Gasse hinausragenden

schmiedeeisernen Gewerkszeichen und Gasthausaushängeschildern kennst Du ja! Auch ein Portemonnaie kaufte ich noch. Das ist ja die Gegend der Lederarbeit. — $^1/_2$10 ging's fort. Nette Bauern im Coupé, resp. Abschnitt, auch ein ziemlich hübsches echt Tiroler Mädchen, das aber bald ausstieg. Rechts das schluchtenreiche Tal, alles weiß und hell leuchtend in der Sonne, die Tannen alle wie mit Zucker bestreut, links meist die steilen Bergwände, von denen kolossale Rieseneiszapfen massenweise herabhängen, oft ganze Eiszapfenwände bildend. Dabei gar nicht kalt, wenigstens fühlte man's nicht. Unter Null war's draußen trotzdem, denn die Scheiben wollten immer wieder überfrieren, man mußte fortwährend mit Tüchern oder den Fenstervorhängeu wischen, um Aussicht zu behalten; übrigens wurden schon in Kufstein, also sobald man österreichisches Gebiet betrat, Wärmer in die Wagen getan, sogar bisweilen durch frische ersetzt.

Mittags waren wir auf dem Brenner. Einen kurzen Gruß von dort wirst Du erhalten haben. Die leiblichen Genüsse bestanden nur in Wein und Schnaps (ich hielt mich an letzteren) und schlechten Dampfwürstchen. Sobald man die Höhe hinter sich hat, ändert sich das Tempo des Zuges; so langsam die Lokomotive hinaufgekeucht war, so rasch rasselt sie hinunter. Auch die Landschaft ändert sich merkwürdig rasch: die beschneiten Bäume hören auf, und zeigen ihr buntes, herbstlich gelbbraunes oder dunkelgrünes Laub, der Schnee beschränkt sich mehr und mehr auf die höheren Gipfel, die Eiszapfen werden zu rieselnden Bächlein, und schon nach einer Stunde sieht man keinen Schnee mehr liegen, außer in engen Felsenecken, wohin die Sonne nicht scheinen kann, oder an nach Norden fallenden Abhängen. In Brixen liegt gar kein Schnee mehr, und ich hoffte schon, das ginge so weiter, und ich würde die Ebene von Bozen an, wenn auch nicht mehr im Altweibersommer, so doch im schönen Spätherbstwetter prangend antreffen. Aber da irrte ich mich: in Klausen sah ich plötzlich wieder lange Eiszapfen zum Eisak hinunterhängen, die Schnee-Eckchen nahmen nicht ab, sondern zu, auch die Luft wurde, da es zum Abend ging, wieder kühler, und in Bozen, wo die Sonne gerade noch die höchsten Gipfel der

Roßzähne rotgoldig anstrahlte, war's so unbehaglich kalt, daß es fast angenehm war, zu zehn im Coupé zu sitzen. Es waren außerdem nette Leute, großknochige, wohlhabende und schlaue, echt südtirolische Bauern. Als dieselben dann, nicht lange danach, ausstiegen, kam eine italienische Bürgerfamilie, sehr anständig gekleidet und äußerst liebenswürdig. Ich bemühte mich, ihrer Unterhaltung zu folgen, konnte es aber noch nicht recht. Die eine Tochter hatte eines der klassischsten vornehmsten Profile, das ich je gesehen habe. Sehr hübsch war der Verkehr mit dem Dienstmädchen, welches fast ganz zur Familie zu gehören schien. Diese erste wirklich italienische Bekanntschaft war geeignet, das günstigste Vorurteil für die ganze Nation zu erwecken, wenn es nicht schon vorher der bescheidene, hübsche, vielstimmige Gesang der welsch-tiroler Bauern getan hätte. Als ich hier ankam, war's dunkel. . . . Ich trottete etwas durch die Straßen, in denen die italienischen Namen und die wenigen Laute, die man hörte, zum erstenmal das Gefühl gaben, nicht mehr in Deutschland zu sein. Auch machte ich meine erste Besorgung auf italienisch: una chiavetta d' orologio (Uhrschlüssel). Etwas mußte ich doch in Innsbruck, im ersten Gasthaus, das ich seit urdenklichen Zeiten besuchte, liegen lassen! Jetzt ist's zehn, und ich werde zu Bett gehen.

Dein Hans.

Verona, 13. November 1876.
Albergo San Lorenzo.

Caro Zio!

Ersiehst Du aus dieser Anrede, wenn Du es nicht etwa schon aus dem Poststempel und der „Bulla" gemerkt hast, daß ich mich jetzt wirklich in Italien (auch im Königreiche dieses Namens) befinde? Und zwar in der Stadt der Scaliger, Romeos und Juliens usw. usw. (siehe Gsell Fels oder sonst von der Art). . . .

Schon auf dem Wege dahin gefiel mir Trient. Es ist bekanntlich die erste italienische Stadt, wenn man vom Norden kommt, in vieler Beziehung Bozen sehr ähnlich. Aber dies hat

doch noch keine stattlichen alten Palazzos aufzuweisen mit kräftigem Untergeschoß und Eckpfeilern, zierlich profilierten Fenstern in den oberen Stockwerken und den kleinen Balkons davor, reich — auch figürlich — bemalten Wandflächen und weit vorspringenden tiefschattenden Dächern, wie man sie aus den Photographien venetianischer und florentinischer Paläste ja genugsam kennt, aber dergleichen nun wirklich zu sehen, und obendrein da, wo man es eigentlich noch nicht vermutete, erfreut und entzückt doppelt.

Die Hauptsache ist aber die überaus herrliche Lage der Stadt. Das Etschtal ist hier noch viel enger und die schöngeformten, schneebedeckten Berge einem noch viel näher als ich geglaubt hatte. Der Platz vor dem alten Dom, mit mittelmäßigen aber üppigen und stattlichen Neptun- und Tritonenbrunnen und kleinen lustig bemalten und profilierten Häusern ringsum, ließ mich die trockne Kälte und den Schnee auf dem Pflaster ganz vergessen. Der Schnee hatte übrigens dort etwas ziemlich Harmloses, mehr Provisorisches, nicht den definitiven Charakter wie in Innsbruck und München.

Im Dom war ich wohl zwei Stunden! Ich wüßte sechs Bilder daraus zu malen. Kirchen müssen entweder voll sein („in voller Tätigkeit") oder ganz leer. Ersteres ist mir das interessantere, letzteres oft das wirkungsvollere — und jedenfalls viel leichter zu malen!! Hier war alles in Arbeit. Die Musik, sehr verschieden von dem feierlichen Ernst des deutschen katholischen Gottesdienstes, an dem ich mich in München wieder so erbaut habe, recht munter italienisch, wenig verschieden von der großen Hamburger Drehorgel, die ja auch den Troubadour und ähnliche italienische oder französische Opern (besonders aber immer den Troubadour) mit Vorliebe kultiviert. Aber mir deucht: zu dem pomphaften Hokuspokus auf dem Hochaltar paßt diese naive, süßlich-kindliche Musik vortrefflich. Man glaubt dabei den Himmel offen zu sehen, aber nicht den Himmel Dantes, Raffaels usw. usw., voll heiligernster Propheten, Apostel und Märtyrergestalten, sondern mehr den der Barockzeit, erfüllt von dem liebenswürdigsten Durcheinander von Wolken und halbnackten

Engelchen, die in seligem Nichtstun (deutsch dolce far niente) da oben herumschwimmen und deren heilige Wohligkeit auf jedes dafür empfängliche Gemüt ansteckend wirken muß. Dann entsteht jener „negative Zustand“, welchem nach Schiller der Spieltrieb entspringt, die Wurzel aller Kunstempfindung und Kunstleistung.

Immer neue Bilder schuf der Sonnenstrahl, der durch das südliche Kreuzschiff eindrang und langsam von Pfeiler zu Pfeiler weiterrückte: zuerst vergoldete er den Hochaltar mit seinem barocken Überbau, von üppig gewundenen Säulen getragen, und die glitzernden Altargeräte und Stolen der fungierenden Geistlichen, während die Gemeinde im Vordergrund und die Versammlung der Domherren und höheren Geistlichen im Chor dahinter, im Schatten verschwand. Dann streifte er das schöne rotmarmorne Weihwasserbecken (schlichte Frührenaissance) und die immer wechselnde Schar von Bauern, alten Weibern, niedlichen Kindern und einzelnen jungen Damen, die das heilige Naß benutzten (von hinten in den kleidsam drapierten Schleiern scheinen sie alle schön zu sein) — darauf eine Ecke im Seitenschiff, die ich nachher aus der Erinnerung zu skizzieren versuchen will, ferner die lustigen beiden Bengels, welche unter den Augen ihres buckligen und ebenso wohlgefällig wie sachverständig dreinschauenden Papas die Glocken ziehen durften, was den kleinen Mädchen nahebei eine ganz besonders andächtige Freude resp. freudige Andacht bereitete usw.

Als das Hochamt alle war und ich mich drücken wollte, bestieg ein interessant fanatisch durchgeistigt aussehender Franziskaner die Kanzel und predigte über die christliche Demut. Gewiß kannte er sie; aber vielleicht den christlichen Hochmut noch besser aus eigener Erfahrung. Aber er predigte nicht schlecht und sprach so überaus wohllautend und so deutlich, daß ich die ganze Zeit dablieb und es als Lektion benutzte. Wohl die Hälfte oder mehr verstand ich Wort für Wort; freilich in gewöhnlicher Unterhaltung noch immer niente parola. — Den schönen Passus: „im Kaffeehaus“ aus meinem kleinen „Deutschen in Italien“ hätte ich so gern schon in Trient an den Mann ge-

bracht und trank deshalb dreimal Kaffee in drei verschiedenen Cafés, aber es wollte mir nicht damit glücken: jedesmal wurde auf meine Forderung nach einer tazza di caffè gleich gefragt: „schwarz oder weiß“. Die Leute können in den Läden und Cafés dort oben alle noch Deutsch, mit Ausnahme natürlich der ganz untergeordneten, in die ich mich, meinen Mammon und meine Sprachkenntnis betrachtend, nicht getraute. Ein Barbier war der erste, der mir Gelegenheit zum italienisch sprechen gab, aber es ging höchst mangelhaft, und infolgedessen wollte er mich beim Cambiare (Wechseln) beschuppen. Als ich es merkte, wurde er jedoch extra höflich: „ja, so sind sie, ja, so sind sie“ — doch das schöne Lied kennst Du wohl schwerlich . . .

Dienstag abend, 14. November.

Es wird mir heute schwer, in meiner Beschreibung des Sonntags in Trient fortzufahren, denn ich kenne jetzt Verona und das Bessere ist immer der Feind des Guten. Darum fasse ich mich kurz: nach Tisch machte ich einen Spaziergang auf die nächsten Höhen, holte mir um drei (früher war das Bureau nicht geöffnet) die Erlaubnis zur Besichtigung des alten erzbischöflichen Palastes (jetzt Kaserne!), sah manche hübsche Wandmalereien daselbst, besonders einen sehr schönen Hof, und blieb da bis Dunkelwerden . . . Dann retirierte ich mich in mein Hotel, studierte Verona im Gsell Fels und Burckhardt und bedauerte schließlich doch fast, nicht schon am Abend nach Verona gefahren zu sein. Die Morgenbeleuchtung Montag früh hob jedoch alle Reue wieder auf. Das war imposant schön! — $^1/_2$9 sollte der Zug abgehen, es wurde aber fast 10, und erst um 1 Uhr war ich in Verona. Die Fahrt war weniger interessant, als ich erwartet hatte. Mit Ausnahme der Stromenge (mit Befestigung) der „Veroneser Klause“, bekannt durch die Rettung des deutschen Heeres vor italienischem Hinterhalt von Otto von Wittelsbach, den Barbarossa nachher zum Lohn dafür mit dem Heinrich dem Löwen abgenommenen Herzogtum Bayern belehnt, früher eins meiner liebsten historischen Fakta, von Ernst Förster in den Arkaden zu München verewigt — eine

Leistung, die freilich ganz allein schon seinen Übertritt zur Kunstschriftstellerei rechtfertigt! —

Also um eins in Verona. Als prattico (ich bin nämlich wirklich auf der Reise praktischer, als die meisten mir zutrauen) ließ ich mein Gepäck im Deposito der Bahn und bummelte vogelfrei in der Stadt herum. Zuerst wurde ich enttäuscht. Die Piazza d'Erbe hatte ich mir schöner vorgestellt, den Unterschied der hiesigen Palazzos von den Trientinern, von denen kein Mensch spricht, größer, die Scaligergrabmäler enttäuschten mich vollends usw. usw. Auch war mir's doch etwas unbehaglich zwischen den vielen Menschen, die ich alle nicht verstand, und die in so mancher Beziehung, schon in der Kleidung allein, so ganz anders waren, als ich's gewohnt war. Ich bin sicherlich keiner von den Deutschen, die alles daheim für allein gut und richtig halten, aber zuerst ist man doch in Gefahr, es wie jener X wunderlich zu finden Brot: pain oder bread, pane oder sonstwie zu nennen, anstatt ganz einfach Brot, was es ja doch ist! ..

Dann bummelte ich ein Weilchen in der Stadt herum. Der Blick in den gewaltigen Raum der S. Anastasia — es war schon fast dunkel — war einer der überraschendsten Augenblicke meines Lebens. Die Kirchen sehen fast alle von außen klein resp. mittelgroß aus, und wenn man eintritt, öffnet sich dann eine in der Grundanlage einfache, im einzelnen reich geschmückte, oft überreiche, weite Halle, daß man ganz baff ist. — Bis nach sieben lief ich dann noch in den dunklen Straßen umher, verlief mich natürlich ein paarmal, fühlte mich dann aber vollständig orientiert, aß in Gesellschaft mit einem langweiligen Tiroler Knoten, Bierbrauer in Meran, zu Nacht, und nachdem derselbe ins Bett gegangen war, schrieb ich den Anfang dieses Briefes, schließlich durch den Ärger über einen Landsmann unterbrochen. . . .

Der Hauptmeister von Verona ist der Architekt Michele Sanmicheli, dem man auch ein schlechtes Marmorstandbild errichtet hat. Seine Hauptforce ist der Festungsbau und die gewaltigen Stadttore. Die kraftvollen Verhältnisse derselben und viele Anwendung von Rustika — im Erdgeschoß eigentlich stets —

kennzeichnen seine Richtung. Ein Prachtkerl! Zuerst sah ich einige Tore von ihm (die Hauptpalazzos liegen in meiner Straße, die kannte ich schon) und bewunderte zugleich die schöne Lage der Stadt, nicht allzuweit vom Fuß der Alpen (gutes Morgenlicht auf deren Gipfeln), dann in der Kirche S. Bernardino seine berühmte zierliche Cappella Pellegrini, die schönste Renaissance, die ich noch gesehen habe....

Ich beende meinen Brief mit dem Ausruf: Verona ist wundersuhön, kolossal interessant, alle Zeiten sind hier vertreten, die Lage überaus schön und malerisch, die Architekturen zum Teil herrlich! An Malereien nicht viel los, aber doch auch einiges sehr anregende (Morone z. B.), die Menschen mit all ihren Schwächen freundlich und liebenswürdig — und ich kann Dir nicht dankbar genug für diese Reise sein. Nächstens mehr von Deinem Hans.

Mantua, 16. November 1876.

Lieber Onkel!

Ich fahre fort.

Wenn Verona am ersten Nachmittag meinen Erwartungen nicht ganz entsprochen hatte, so lag das an der Witterung. Dienstag und Mittwoch hatte ich den herrlichsten Sonnenschein und mittags war's so warm, daß man ganz gern seinen Überzieher auszog. Wenn ich morgens aus der Tür des Gasthauses trat, war der Anblick köstlich (mein Zimmer lag leider nach hinten): zu den Füßen die grüne Etsch, links die plumpe, rote Backsteinmasse des alten Kastells aus der Zeit des großen Scaliger Congrande II (an dessen Hof Dante lebte und dessen Denkmal Dir bekannt sein wird), mit gewaltigen Zinnen gekrönt, in derselben Weise die alte Brücke daneben, am jenseitigen Ufer Gärten und Wiesen in feinen goldigen Herbsttinten und hinten die Alpen in schön geschwungenen Linien, im lichten, klaren Morgensonnenschein schwimmend, der höchste (Monte Balbo am Gardasee) an seinem Gipfel eine weiße lange Nebelwolke fest-

haltend. — Von Sanmichelis urkräftigen Stadttoren in Rustika und seiner zierlichen Rundkapelle aus weißem Marmor, in der ich einen deutschen Studiosus traf, habe ich schon berichtet; aus derselben Bernhardskirche muß ich aber noch die Fresken von Morone nachholen (im Refektorium des seit 1866 aufgehobenen Klosters), die mir in ihrer naiven, noch streng symmetrischen Anordnung und dabei so individuellen Köpfen und würdigen Bewegungen ganz besonders gefallen haben. An den Langseiten zwischen jedem Fenster je zwei lebensgroße Mönchsgestalten, an der schmäleren Hauptwand geradeaus eine thronende Madonna, rechts und links steif im Profil kniend der Donator und seine Frau, hinter jedem $^1/_2$ Dutzend Schutzheilige, meist Mönche, alles in einer offenen Halle auf hellem landschaftlichem Hintergrund und hellblauem Himmel vor sich gehend. Noch andere mir sehr sympathische Sachen dieses Morone habe ich hier gesehen. Ich liebe die, auf weite Entfernung hin erkennbare, deutlich symmetrische Komposition der älteren Schule überhaupt, und er hat oft besonders noble Verhältnisse, auch schöne Farbe und Ausdruck der Köpfe.

S. Zeno ist neben S. Miniato in Florenz eine der wichtigsten Kirchen Italiens. Es klingt schon famos altertümlich, und wenn man in einem öden Stadtteil plötzlich die imposante Fassade vor sich liegen sieht, so wird einem ganz wunderlich zumute. Das Portal mit seinen ungeschickten alten Reliefs und seinen unumgänglichen, liegenden, säulentragenden Löwen, alles natürlich aus dem prächtigen roten Marmor der Gegend, liegt ganz öde auf weitem kahlen Platz, dem sogar die Staffage der alten Bettelweiber fehlt! Das Innere ist großartig, aber schwer zu beschreiben. Der Chor liegt sehr hoch und wird durch die zur Krypta hinabführende breite Treppe wie durch eine tiefe Schlucht vom Schiff getrennt, was höchst imposant wirkt. Ein berühmtes Bild von Mantegna, hinter dem Hochaltar, nicht ganz meinen Erwartungen entsprechend. Höchst barbarische alte Bronzetüren und das Grab eines Pipin (Sohn Karls des Großen) versetzen in die allerälteste Zeit; der Bau selbst ist dagegen erst vom Ende des 12. Jahrhunderts, kommt einem viel älter vor.

Neben den römischen Überresten (Arena, Theater, zwei alte Tore, das eine quer durch eine belebte Straße durchschneidend) gibts hier übrigens auch noch einige frühmittelalterliche, namentlich eine kleine Felsenkirche mit Malereien aus dem vierten oder sechsten Jahrhundert usw. Verona erinnert mich auch hierin, wie überhaupt von Anfang an an Trier. Der älteste Teil, das Castel S. Pietro, welches die Stadt beherrscht, hat eine wunderschöne Aussicht. Ich stieg, nachdem ich an den Türen einiger anderer Kirchen vergeblich gerüttelt hatte, in der Mittagswärme hinauf. Teilweise in Ruinen, überwachsen, lag es in der stillen Mittagssonne da, auch die nötigen kletternden Ziegen fehlten nicht. Hier war also das Römerkastell gewesen, dann die Burg Dietrichs von Bern, hier hatte Rosamunde ihrem Alboin aus dem Schädel ihres Vaters zutrinken müssen usw. Jetzt steht das neue Kastell dort.

Aussichten zu beschreiben, ist ein schlechtes Ding. Daß Verona zahllose Türme hat, daß die Etsch sich in einem großen Bogen (fünf Brücken) durch dieselben schlängelt, daß im Vordergrund links der berühmte, sich an eine steile Felswand lehnende Giardino Giusti mit seinen himmelhohen uralten Zypressengängen das Bild abschließt, möge genügen. Die Aussicht aus dem übrigens höchst interessanten Garten selbst ist lange nicht so schön.

Von den vielen anderen Kirchen will ich nur noch S. Giorgio erwähnen, von Sanmicheli in den kräftigen Formen seiner Hochrenaissance umgebaut, dessen Hochaltarbild (in dem ursprünglichen noblen Marmorrahmen Sanmichelis) ein Martyrium des h. Georg von Paolo Veronese eins der schönsten Bilder ist, die ich je gesehen habe. Von der Farbe und Verteilung von Licht und Schatten gar nicht zu reden, aber auch wie schön und nobel und lebendig gezeichnet! Daneben sollte Makart seine Sachen einmal stellen! Das „Schwelgen in der Farbe“ allein macht den Paolo Veronese noch lange nicht!

Meine Lieblingskirche aber blieb immer die Sta. Anastasia, die schon am ersten Abend einen so großartigen Eindruck auf mich machte. Die weite von gewaltigen Säulen (nicht mit Pfeilern

abwechselnd) getragene Halle, auch wenn die Sonne scheint noch feierlich dunkel, aber dann so wärmend und behaglich, daß die Großartigkeit nicht kalt abstoßend wirkt! Im einzelnen ist ebenfalls viel sehr Schönes darin, aus den verschiedensten Zeiten, aber ohne unharmonisch zu wirken; sogar einige, besonders eine moderne lebendige Marmorbüste von 1788, ist so schön umrahmt und so geschickt placiert, daß ihr Platz gar nicht schöner ausgefüllt sein könnte. Es gibt Kirchen, denen ein buntes Durcheinander der Möblierung vortrefflich steht, andere, in denen der Purismus berechtigter ist (zu letzteren gehört S. Zeno). Kirchliche Bilder wirken doch immer am schönsten in der Kirche, zumal wenn sie noch, wie man das hier oft sieht, ihre ursprünglichen, oft so überaus reizenden Umrahmungen behalten haben. So in Sta Anastasia.

Doch ich komme zu sehr ins Aufzählen! Drum nur noch kurz die schönen, kraftvollen Paläste erwähnen und die vielen Fassadenmalereien, durch die Verona besonders groß dasteht und die mich natürlich sehr interessierten; dann das Museum, in welchem einige sehr gute Bilder von Libri, Morone usw. usw., und dann noch ein paar Worte über Land und Leute, so weit sie mich angingen, denn im allgemeinen hast Du ja schon genug von Eingeweihteren gehört und gelesen. Verona macht gleich einen echt italienischen Eindruck: da sind die vielen Bettler, das lästige Sichaufdrängen von Führern, gegen welche man sofort sein Herz verhärtet; zugleich aber auch alle liebenswürdigen Seiten: Gefälligkeit, Freude, wenn man was verstanden hat, überhaupt viel hübsche, liebenswürdige Gesichter und ein richtiges Volksleben; auf dem Gemüsemarkt am Fluß die Wäscherinnen, die Kerle mit ihren buntbetroddelten Maultieren vor dem zweirädrigen Karren, die manchmal sehr schwer bepackt sind, z. B. sah ich einen voll Stroh, aus dem nur die vordere Hälfte des Pferdes hervorsah und an allen Seiten schleifte es auf dem Pflaster. Am Brunnen oft hübsche Gruppen, überall schon die großen Kupfergefäße, unter den Kindern zahllose Passinische Erscheinungen, Massen von schwarzen Geistlichen mit den großen schwarzen Schlapphüten, viel charakteristische Gesichter darunter.

Unter den Soldaten viel Bersaglieri, mit den großen malerischen Hahnenfedern auf den etwas schlappenden Hüten.

Mit zwei Stuttgarter Architekten, die ich am zweiten Tag traf, pflegte ich in einer echten Trattoria zu frühstücken: wir brachten uns Salami und Brot mit, gerade wie man es in München auf den Kellern macht, und erhielten für billiges Geld einen vorzüglichen Valpolicella-Wein, der wächst in der Gegend, nach dem Gardasee zu, und ist ein herrlicher, feuriger und nicht leichter Stoff. Der Wirt war ein liebenswürdiger, hübscher junger Kerl, mit freundlich zugekniffenen Augen.

Im Theater wurde eine recht gewöhnliche italienische Oper gegeben, die Primadonna war hübsch, spielte und sang wundervoll; der Tenor schrie entsetzlich und hatte ein derartiges Kümmelkostüm — ebenso der Chor — wie man's in Deutschland auch auf kleineren Bühnen nicht häufig mehr finden wird. Auch bewegte er sich ohne jede Spur von italienischer Grazie oder Noblesse. Eins fiel mir auf: daß das Publikum gerade so aufmerksam war wie bei uns. Sonst war nichts Bemerkenswertes und wir gingen nach dem zweiten Akt wieder fort. Die Schauspiele in der Arena sind nur im Sommer, im alten Theater (Sanmichelis) um Fasten. — An mich und diese zwei netten Schwaben drängte sich noch ein blaubrilliger, kalbskopfartiger Commis-voyageur heran, merkte aber schließlich doch, daß wir ihn zu schlecht behandelten, um die Freundschaft fortzusetzen. Es wimmelt von Deutschen, man kommt kaum dazu, italienisch zu radebrechen. In der Eisenbahn saß ein Landsmann aus Augsburg, ein alter Antiquitätenhändler neben mir, hier in Mantua ist ein Berliner Architekt mit polnischem Namen — man hat mehr zu tun, die Landsmannfreundschaften sich vom Leibe zu halten als sie aufzusuchen.

17. November, Mantua, Vaterstadt Vergils, der Gonzagas und Giulio Romanos Wirkungskreis! Gestern $^1/_2 8$ kam ich hier an, schon im leichten Regen, stieg im Leone d'oro ab, studierte Burckhardt und Gsell Fels und schrieb obiges. Um 11 Uhr legte ich mich in ein großmächtiges, sauberes Bett, fror erst etwas, schlief dann aber ganz herrlich bis heute morgen um 7 und entschloß

mich erst gegen 8 aufzustehen, denn es regnete tüchtig und war sehr dunkel. Zuerst konnte ich denn auch gar nichts sehen, als ich in die große Andreaskirche eintrat, das Hauptwerk von Alberti, ein großartiger, strengrömischer, einschiffiger Bau mit kassettierten Tonnengewölben usw., das Prinzip römischer Thermen und Palastbauten auf christliche Kirchen übertragend. Gewiß für moderne Architekten ungemein lehrreich! Die enormen Raumverhältnisse sind hier wunderbar schön überwunden, natürlich ohne ihrer Größe Eintrag zu tun. Aber doch ist es eine kalte Großartigkeit, im Vergleich z. B. zu Sta Anastasia in Verona. — Der Dom ist ganz von Giulio Romano umgebaut und hat eigentlich auch recht schöne noble Verhältnisse, besonders eine sehr reizende Verteilung von Weiß und Gold und eine Seitenkapelle, deren Flächeneinteilung geradezu meisterhaft ist. In dieser Beziehung steht mir Giulio Romano überhaupt sehr, sehr groß da. Alle Architekten und Maler sollten ihn gründlich studieren. Im Palazzo Ducale und Palazzo del Tè ist in dieser Hinsicht Unübertreffliches geleistet. Auch in den kleinen Figürchen und nach seiner Angabe gearbeiteten ornamentalen Skulpturen ist eine unermeßliche Fülle von Grazie und Phantasie enthalten. Onkel Erwin hat ihn ja ganz besonders geliebt, studiert und teilweise nachgeahmt (teilweise auch wohl noch übertroffen in dem Abendrothschen Eckzimmer, mit Ausnahme der Farbenverteilung freilich). Seine größeren Fresken Sala di Troja, selbst Sala di Psyche (mit Ausnahme einiger Teile) sind aber noch weit manierierter als ich erwartet hatte und die berüchtigte Sala dei Giganti wirklich zu scheußlich brutal! Ich kann das eigentlich nicht einmal mehr genial nennen — „unverschämt" tut's auch schon. — Der Regen ließ allmählich nach, auch gewöhnt sich das Auge ja an das Licht, so habe ich denn viel gesehen und gekritzelt — dabei sehe ich wirklich ganz mit aller Aufmerksamkeit — zum Aufbewahren ist es fast schon zu flüchtig.

Mantua macht gar keinen italienischen Eindruck. Schon die Leute sind viel ruhiger und „städtischer", obgleich Mantua ja viel kleiner ist als Verona. Sie betteln nicht, drängeln sich nicht an, sind aber auch lange nicht so interessant. Auf dem Wege

zum Palazzo del Tè und zurück längs der Festungsmauer vergaß ich ganz, daß ich in Italien war. Mantua könnte gerade so gut in Holland liegen als in der Lombardei. Deiche, gerade, breite Gräben, verkrüppelte Weiden, hohe, halb kahle Ellern und Pappeln u. dgl., rote Ziegelmauern zum Teil mit abfallendem Kalkbewurf darauf, und eine trübe, regnerische, milde Herbstatmosphäre, im modernen Sinne eminent malerisch; koloristisch das Feinste, was ich noch auf der ganzen Reise gesehen habe, an die Villevieilles bei Wesselhöft und anderes derart erinnernd, so daß ich mehrfach Thomas Herbst herbeiwünschte!

Gute Nacht!

Hans.

Bologna, 19. November 1876.

Lieber Onkel!

Mein heute morgen abgeschickter Brief mit Berichten aus Verona und Mantua kam mir, als ich ihn zum Schluß noch einmal durchlas, recht nüchtern vor. Ich hätte ihn fast gar nicht abgeschickt. Jedenfalls lag das daran, daß ich nicht täglich frisch die Eindrücke der Reise niederschrieb, sondern erst so lange nachher, daß die Reflexion eintreten konnte. Darum will ich es heute anders machen!

Heute morgen mußte ich mein schönes geräumiges Bett in Mantua schon recht früh verlassen, nämlich um 5 Uhr. Es war kalt, stockfinster, und man hörte den Regen draußen klappern, aber was half's, ich hatte keine Wahl: zwischen morgens 6 und nachmittags 2 Uhr geht kein Zug von Mantua nach dem Süden. Zwar hätte ich gern noch etwas in den beiden Giulio Romanoschen Schlössern Raumeinteilung studiert, hätte namentlich gern die kleine Seitenkapelle des Doms weiter skizziert — worin mich eine beginnende Messe unterbrochen hatte — glaube auch, daß der Kastellan mir die eigentlichen Mantegna-Zimmer im Palazzo ducale gar nicht gezeigt hat, denn die, welche ich gesehen habe, sind so ruiniert, daß ich nicht verstehen würde, wie Burckhardt so viel herrliches daraus gesehen haben kann — aber ich reiste

trotzdem. . . . Entweder gründliche Dekorationsstudien machen, und dazu hatte ich jetzt weder Zeit noch Lust, schon der Kälte wegen, die in dem alten Gemäuer herrscht, dann auch der kurzen dunklen Tage wegen oder weiter; schließlich hatte ich ja all mein Material gleich nach Florenz vorausgeschickt und nicht einmal Aquarellfarben bei mir. Für ein flüchtiges Studium hatte ich sie mir ja immerhin schon leidlich gründlich angesehen und z. B. noch an keinem Tag der Reise so viel Seiten meines Skizzenbuches vollgeschmiert — also reiste ich! Ich war ziemlich müde und die flache Gegend in leichtem Regen und allmählich zunehmender Morgendämmerung machte mich nicht munterer. Ich war ganz allein im Coupé und vergaß wieder ganz, daß ich in Italien war. Die Namen der Stationen und Haltestellen, die ich im halben Schlaf hörte, paßten gar nicht zu dem norddeutschen Flachterrain, durch das die Fahrt ging. Auch wäre ich wirklich in der größten Verlegenheit, wenn ich den Unterschied zwischen der großen Eisenbahnbrücke über den Po und der Wittenberger oder sonst einer angeben sollte. Der kann nur in der Konstruktion sein!

In Modena kam ich gegen $^1/_2$9 an, ließ meine Sachen im Deposito und hatte den ganzen Tag zur Besichtigung des „freundlichen Residenzstädtchens“, wie Burckhardt es nennt. Darin hat er recht; wenn die Sonne scheint, wird es natürlich noch viel mehr der Fall sein. Aber eigentlich ist’s doch recht charakterlos und langweilig. Auch die Menschen so gut und anständig und fleißig philiströs, daß man ihnen bei so äußerlicher Bekanntschaft wenig abzugewinnen weiß. Ich sehnte mich noch mehr als in Mantua nach dem lieben alten Verona zurück, wo alles Hand und Fuß hat, und von dem ich mir wohl die Behauptung eines Italieners erklären könnte: Wenn ich nicht in Rom leben kann, bin ich am liebsten in Verona!

In Modena gibt’s zweierlei Interessantes: 1. den alten Dom, einen der allerältesten in ganz Italien, 2. den Palazzo ducale der Estes (jetzt Reale) mit der Estensischen Bibliothek und Galerie.

Der Dom liegt mitten in der Stadt, rings umher lebhaftes Getriebe von Grünwarenhändlerinnen und Schlachtern, viel Geflügel

hauptsächlich, auch Fische, darunter einige mir noch ganz unbekannte Formen. Heute, am Sonnabend, war's besonders rege. Außer den vielen, teilweise von Deutschen herrührenden, lustig barbarischen Reliefs, Fratzen und schönem Ornament interessierten mich an der Außenseite des Doms besonders die buntbemalten, gedruckten Aufforderungen: Bittet bei Gott für die Seele des . . ., gestorben den . . ., womöglich mit prächtigem Wappenschmuck oder mit blauen, roten oder gelben Urnen, Leuchtern, Kränzen usw. auf schwarzem Grund, geziert. Vor Modena sah ich das noch nicht. Gewiß ist es weiter südwärts überall Sitte. Recht barbarisch-kindlich! Aber die bunten, halbabgerissenen Lappen wirken überaus malerisch auf dem schwarzen, uralten Mauerwerk. Eine schöne Marmorplatte zur Erinnerung an die Modenenser, die 1176 in der Schlacht bei Lugano fielen und die italienische Freiheit gegen den Imperator „sueviae" Barbarossa verteidigten, ist in diesem Jahre eingefügt. Der Turm ist einer der höchsten und schönsten Italiens. Innen war's so dunkel, daß ich so gut wie gar nichts sah, mich nur über den kunterbunten Aufputz des Gebäudes ärgerte, zu dessen simpel-ernsten gedrungenen Verhältnissen die roten Tuche, Spitzen, Gardinen und brutalen Goldflitter besonders schlecht stimmten.

In der Galerie hat mich manches sehr interessiert, was, will ich Dir nicht aufzählen. Doch ist es durchaus eine Galerie zweiten Ranges, wie wir sie in Deutschland auch mehrfach aufweisen können. Doch war ich lange da und habe meinen Frank Eintrittsgeld gründlich herausgeguckt. Die Aufstellung zeigt von guter sorgfältiger Leitung der Anstalt. Die Galerie ist königlich — der Veroneser sah man an, daß sie städtisches Eigentum war, um welches sich niemand recht zu kümmern den Beruf fühlt. Nach dem Essen sah ich dann in zwei (sonst sehr langweiligen) Kirchen berühmte und wirklich sehr schöne Skulpturen von Begarelli — aus Modena —, spazierte dann etwas in den Wallanlagen, da der Regen aufgehört hatte, und sogar die Sonne ein wenig hervorleuchtete und war schließlich nochmals im Dom, wo ich von einigen, in meinen Büchern verzeichneten Bildern wenigstens einen ungefähren Begriff bekam. Recht sehen kann man

sie freilich nur bei elektrischem Licht, so dunkel ist's drin, selbst bei Sonnenschein und trotzdem blendend durch den kirschroten Seidendamast, mit dem alle Säulen und die ganzen Wände des Chors ausgeschlagen sind. Es war Messe, die erste wirkliche Messe (inkl. Musik), die ich im wirklichen Italien erlebte. Die Musik sehr mäßig, nicht nur noch lustiger als in Trient, sondern auch technisch so miserabel, besonders die sechs Streichinstrumente! Das sonntägliche Hochamt des Dorfes Sarnthein in Tirol war besser ausgestattet und ausgeführt als hier im Dom einer Stadt von 56000 Einwohnern. Bezeichnend war es, daß die Musiker den liturgischen Gesang des Priesters ganz unverfroren zum Stimmen ihrer Instrumente benutzten.

Nachdem ich auf dem Wege zur Bahn schließlich noch den Innenhof des großen herzoglichen Palastes gesehen hatte, u. zw. durch das Schlafzimmerfenster des Kastellans, denn die Kadetten hatten gerade Exerzierunterricht, und es durfte niemand hinein, war ich mit Modena ganz fertig, kam sogar noch eine halbe Stunde vor der Zeit im Wartesaal an und konnte mich im Gsell Fels auf Bologna präparieren, besonders den Plan der Stadt ansehen.

Endlich kam dann der treno — im Coupé natürlich wieder zwei Deutsche! — um $^1/_2$6 war ich hier in Bologna, im Gasthaus zu den tre Re. . . .

Die schönen Glocken der zwei schiefen Türme läuteten gerade den Sonntag ein, als ich bummeln ging. Gesehen habe ich bis jetzt nichts außer der besondern Eigentümlichkeit Bolognas, daß alle größern Straßen an beiden Seiten (oder wenigstens an einer) Arkaden haben, sowohl im Sommer wie im Winter höchst angenehm. Die neuesten, zum Teil höchst kurios angelegt, von gewaltig hohen und weiten Verhältnissen. Das sollte man in Hamburg wirklich auch energisch durchführen. Wie oft schon sind Projekte der Art gemacht worden, wenigstens die Alsterarkaden bis zur Elbe fortzuführen. Aber freilich — — mir fallen die Augen zu, drum morgen mehr!

Sonntag Abend, den 19.

Als ich — ziemlich spät leider, da meine Uhr stehen geblieben war — die Fensterläden öffnete, strahlte mir heller Sonnenschein entgegen. Über viele Dächer und Schornsteine weg sah ich im Morgenduft die zwei schiefen Türme und noch etliche andere in größerer Entfernung aufragen. . . . Als ich auf die Straße und besonders als ich auf den Hauptplatz kam, zweifelte ich zunächst, daß wirklich Sonntag sei und fürchtete schon, ich hätte mich verrechnet und müßte, um Onkel Octavio nicht warten zu lassen, bereits heut Nachmittag wieder abreisen: so unsonntäglich war der Lärm vor dem Dom, das Geschrei der Verkäufer, selbst mehrere Soldaten sah ich in der „vierten oder fünften Garnitur“ herumlaufen und Säcke schleppen. Aber es war dennoch Sonntag und die Kirchen ziemlich voll. In einigen sehr fidele Musik — Einleitung zu einem Straußschen Walzer z. B. — in einer aber auch ganz würdige. Den schönsten Eindruck der Art hatte ich freilich, als ich am Nachmittag noch einmal wieder in den gewaltig großen Dom trat und von hinten ganz sanft und gedämpft eine wundervolle süße Sphärenmusik ertönen hörte. Ich kam leise näher, sie wurde immer deutlicher — aber ich begriff doch nicht, woher sie kam. Das Rätsel wurde gelöst, als eine Hintertür geöffnet wurde und man draußen eine Militärkapelle ihre sonntägliche Wachtparadenmusik abspielen sah. Gott weiß, was für eine Ouvertüre es war, jedenfalls habe ich noch keinen feierlicheren musikalischen Eindruck hier gehabt.

Der Dom von Bologna ist ganz unfertig geblieben. Man wollte den Florentiner übertreffen und projektierte ihn deshalb in einer ganz kolossalen Größe. Nur das Langschiff und die Seitenschiffe sind fertig geworden. Daran sollte sich dann ein noch fast ebensogroßes Querschiff, mit Chor und Kapellenkranz, Kuppel und vier Türmen anschließen. Doch daraus wurde nichts! Stil: italienische Gotik in Backstein. Die Fassade mit Marmorbekleidung ist nicht weit gediehen. Innen ist der Raum durch monotonen, gelbbraunen Anstrich langweilig, reinlich anzusehen, und der erste Eindruck lange nicht so packend wie der von S. Andrea in Mantua. In den Seitenkapellen manches Schöne,

auch farbige Glasfenster, meines Wissens die ersten, die ich in Italien gesehen habe. Die Fenster des ganzen Kapellenkranzes sollten eigentlich farbig werden. Die schönsten von Jacob von Ulm 1450. Aber noch andere altitalienische Glasfenster sind wunderbar schön. Namentlich eins von noch ernsterem, harmonischerem Gesamtton als das farbenprächtige des deutschen Meisters. In zwei anderen Kapellen sind auch moderne italienische, die mir sehr gut gefielen, eines markig, fast etwas roh, das andere bildartig, mit schön gezeichneten Engeln vor dem Thron der Madonna, es würde wohl von manchem den Vorwurf der Süßlichkeit erhalten, aber mir gefielen beide sehr. Moderne Grabmäler von Napoleons I. Schwester Elisa und ihrem Manne, dem hiesigen Fürsten oder Grafen Bacciochi gefielen mir ebenfalls recht gut, soweit ich sie durch das Gitter hindurch sehen konnte. Überhaupt habe ich mir heute absichtlich gar nichts aufschließen lassen, sondern nur gesehen, was man als gewöhnlicher Sterblicher auch zu sehen bekommt, und das ist hier in Bologna mehr als genug für so kurzen Aufenthalt. Auf der Rückreise muß ich hier entschieden länger Halt machen und betrachte die $1^1/_2$ Tage jetzt nur als Orientierungsstreifzug.

Nur in der Dominikanerkirche bin ich durch die Freundlichkeit eines behaglichen alten Dominikaners (weiß und schwarze Kutte, reine weiße Strümpfe und gewöhnliches Schuhwerk) hinter einige Kulissen, vielmehr Gitter gekommen. Dieses Dominikanerkloster nämlich hat das Glück, das allererste zu sein und den wirklichen Leib des Heiligen — † 1220 — zu besitzen. Der marmorne Grabschrein desselben (Arca di S. Domenico) scheint mir in der italienischen Skulptur eine ähnliche Rolle zu spielen wie Peter Vischers Selbaldusgrab in der deutschen. An dieser Arca haben die bedeutendsten Bildhauer von vier Jahrhunderten gearbeitet, und trotzdem wirkt sie wunderbar einheitlich! Zunächst Niccolo Pisano und seine Schüler. Ihm werden der ursprüngliche Entwurf und die Hauptreliefs zugeschrieben. Wie ich soeben gelesen habe, erlaubt Burckhardt dieselben nicht sonderlich schön zu finden — ich würde es freilich auch ohne seine Erlaubnis gewagt haben! Das ist noch eine arg unselb-

ständige Beeinflussung antiker Sarkophagskulpturen. Der reiche Deckel mit schönen Statuetten ist von einem andern Nicola, der seinen Beinamen dell'Arca sich hier geholt hat; am liebsten sind mir die kleinsten Reliefs von Alfonso Lombardi 1532, für gewöhnlich durch das geschmackloseste Altargeräte der Welt verdeckt! Auf dem Altartisch sodann noch zwei kleine kniende Engel in langen Gewändern, Kandelaber tragend, von denen der eine allgemein als Jugendwerk Michelangelos gilt. Wenn ich den Frate richtig verstanden habe, spricht man ihn ihm jetzt ab, was mir nicht ganz überraschend sein sollte; wenigstens hat er mit Michelangelos spätern Arbeiten wenig gemein. Einige andere Figürchen könnten eher von ihm sein. Die Nische darüber mit Fresken von Guido Reni.

Die Kirche selbst in der Zopfzeit umgebaut, hat aber unten in den Bildern, Gestühlen und dergl. viel Schönes aus frühern Zeiten. Die Kirchen, die ich sonst noch gesehen habe, fast alle in blühendem Barockstil, schwer voneinander zu unterscheiden, aber oft von großartigen Verhältnissen und doch dabei behaglich durch den reichen und im einzelnen oft sehr schönen Schmuck. Ich kann jener Zeit oft meine hohe Bewunderung nicht versagen. Namentlich in den Skulpturen finde ich außer dem Schwung und Pathos doch auch manches wirklich empfundene, von der Liebenswürdigkeit so mancher Engelchen gar nicht zu reden! Unter den Bildern sehr viel Tüchtiges aus der Zeit der Caracci und später!

Am meisten interessierte mich eigentlich ein praktischer Gesichtspunkt für unsere norddeutschen Architekten: nämlich die durchgehende Anwendung von Backsteinen auch für Gliederungen und selbst für reiche Ornamentierung der Pilaster usw. Da gibt es einige Kirchenfassaden aus der Frührenaissance und mehrere Paläste, Palasthöfe namentlich, die ganz wundervoll sind und doch, was die Herstellungskosten anlangt, gar keine Umstände machen würden. Überhaupt ist das so hübsch hier in Bologna: die Stadt ist kein Kadaver und interessant als Ruine — wie doch eigentlich ganz Verona und besonders die Schlösser von Mantua — sondern in ihr pulsiert frisches, modernes Leben. Auch heute

wird hier gebaut und zwar teilweise recht lobenswert, die alten Traditionen fortsetzend, in den Säulengängen promenieren Menschen, da sind elegante Toiletten, Läden, Schaubuden und Equipagen — das einzige, was fehlt, ist eine Pferdebahn, und diese sollte womöglich nach dem Campo Santo hinausführen. Dahin ging ich gegen Abend. Gsell Fels sagt: Tour von einer Stunde, und ich meinte hin und zurück zu Fuß — also warum nicht? Besonders wenn er wirklich „einer der schönsten von Italien" ist. Aber ich war etwas enttäuscht. Erstlich ist der Weg recht weit und immer durch Arkaden! Selbst das Gute kann einem zuviel werden. Wenn man als neugieriger Fremdling in der Stadt umherläuft und das noch nicht gewohnt ist, wird man schließlich ganz konfus davon. Auch erhalten die Straßen dadurch eine gewisse Ähnlichkeit, so daß man sich, zumal da es gar kein Wasser und keine Brücken gibt, nicht leicht zurechtfinden kann. Die Lage der Stadt ist überhaupt nicht schön, weder mit der Veronas, noch der Hamburgs zu vergleichen.

Doch ich wollte vom Campo Santo erzählen. Als ich endlich draußen war, schloß mir der Custode, ohne weiter zu fragen, was ich wollte, eine eiserne Gittertür auf und zeigte mir eine Glocke, um zu läuten, wenn ich wieder hinaus wollte. Ich ging also in den Säulengängen umher, sah einige recht hübsche, viel mittelmäßige, mehrere unglaublich geschmacklose moderne Grabmäler, konnte aber die alten nicht finden. Ich schlug meinen Gsell Fels auf: „rechts 14. und 15. Jahrhundert", also rechts in den Nebenhof — aber wieder nur modernes Zeug und abermals rechts und dann auch mal links, ich lief von einem Hof zum andern, um schließlich auf gut Glück zu finden, was ich suchte — aber nein, schließlich kehrte ich wieder um und läutete an der bezeichneten Glocke, was ich nur konnte. Nach längerm Harren kam der Kastellan, der gar nicht erstaunt war, daß ich die „antiken" nicht hatte finden können. Das hätte ich sagen müssen. Und dann öffnete er mir eine andere Tür, und da war denn auch wirklich rechts 14. und 15. Jahrhundert usw. Am interessantesten waren mir die ältesten Grabsteinreliefs von Pro-

fessoren der Universität, meist sie selbst in der Mitte auf hohem Lehnstuhl und zu beiden Seiten je drei Schüler emsig nachschreibend. Aus der Hochrenaissance nicht sehr vieles — dagegen hatte ich in der Dominikanerkirche ein prächtiges Grabmal gesehen. Erst im Dunkeln kam ich heim, zweifelte anfangs, ob ich nicht in Wagners Rienzi gehen sollte, der hier Tagesgespräch ist, zog aber doch Burckhardt und Briefschreiben vor. Morgen Abend um acht in Florenz.

Dein Hans.

Florenz, 24. November 1876.

Lieber Onkel Heinrich!

... Vor allen Dingen freut es mich, daß Dir meine Reisebriefe Freude gemacht haben, daß sie Dir nicht zu kritisch und nüchtern vorkommen. Agnes Förster schlug mir den Titel „nüchterne Briefe aus Italien“ vor, so erstaunt war sie über die unbegeisterte Ruhe, mit der ich dem großen Vorhaben entgegenging. — Doch ehe es zu spät wird, laß mich heute noch kurz den letzten Tag vor meinem (ganz andersartigen) Aufenthalt hier in Florenz beschreiben.

Am Montag Morgen war das schöne Wetter wieder flöten gegangen. Schon Sonntag Abend auf dem Heimweg aus dem Campo Santo hätte ich es mir denken können. Der violette Nebeldunst lag da gerade so dicht in den Straßen, wie er es in Hamburg zu tun pflegt, roch auch ebenso, und die trüb flackernden Öllämpchen der Kastanien-, Brot-, Limonen- usw. Verkäufer schienen gerade so rot durch den Dunst hervor, wie sie es bei uns in der Markthalle oder auf dem Steinweg tun. Mein erster Weg war in die Pinacoteca, und ich blieb wohl zwei Stunden da. Raffaels Heilige Cäcilie war mit einem dichten quadratischen Netz überzogen, und der unvermeidliche Freund und Kupferstecher auf stattlichem Gerüste saß mit der Nase dicht davor und knuffelte an einer Zeichnung in kleinem Maßstabe. Warum immer neue Stiche danach!? und nicht lieber Photographien? Doch war ich nicht besonders traurig darüber, denn, daß die

Farbe noch unharmonischer ist, als ich erwartet habe, sah ich nur allzu deutlich durch die Maschen des Netzes hindurch. Die Schönheit des Bildes gibt eine Photographie nach dem Original nicht nur ganz wieder, sondern sie hebt sie — für mich — sogar noch, weil man sich eine schönere Farbe dazu denkt. Im übrigen ist die Pinokothek in Bologna besonders wichtig für Francesco Francia.

Ich bin nun einmal ein aufrichtiger Ketzer! Ich kann mich nicht für diesen Meister begeistern, am allerwenigsten für das bei Gsell Fels mit zwei dicken Sternen bezeichnete Bild. Diese rotäugigen „zipp tuenden“ Madonnen mit den schiefen Köpfen sind nicht mein Fall. . . . Ein musizierendes Engelchen freilich nehme ich aus. Das ist so wunderschön, wie ich selten was gesehen habe, geradezu entzückend; wenn Leute von weniger kühlem Blut als ich davor aus der Haut fahren, dann verstehe ich es vollkommen und beneide sie vielleicht darum. Wenn sie es vor den Madonnen tun, dann muß ich mich zusammennehmen, keine Zweifel in die Aufrichtigkeit dieser Entzückung zu setzen. Hier sah ich ein, daß der große Francia in München wirklich eins seiner Chefs d'oeuvre ist. Das hätte ich mir früher nie recht denken können. — Um das aber gleich hier zu erwähnen, sah ich nachher in einer Kirche noch ein Altarbild, welches wirklich sehr schön ist, und daneben in einer Kapelle der heiligen Cäcilia Fresken, ihr Leben schildernd, einige von ihm, andere von ihm beeinflußt, die mir ebenfalls sehr gefallen haben und jedenfalls seinen hohen Ruhm erklären und rechtfertigen.

In der Pinakothek war dagegen ein großer Perugino, der mir außerordentlich gefiel. Dessen auch etwas süße Lieblichkeit kann ich sehr gut vertragen. Die erscheint mir wirklich naiv. Ein Ferrarese Costa und ein anderer noch früherer Ferrarese Cossa, namentlich letzterer, waren mir von den ältern Herren ferner von besonderm Interesse.

Sodann die Schule der Caracci, die Elektiker. Guido Reni konnte ich schon immer gut leiden, ohne blind gegen seine Schwächen zu sein. Hier sieht man nun besonders viel gute

Sachen beieinander. Das schönste freilich ist vielleicht ein Christus am Kreuz, lebensgroß, in Modena, um dessentwillen allein schon ich auf der Rückreise doch vielleicht noch einmal in Modena aussteigen werde. Hier nun der berühmte bethlehemitische Kindermord usw., alles lebensgroß, immer ernst, nobel, einfach; ein wirklicher voller Nachklang der goldenen Zeit, nicht mehr naiv zwar, aber oft bewunderungswürdig und erhebend, wenn auch nicht oft wirklich erwärmend.

Lodovico Caracci, der Gründer der Schule, erscheint in all seinen Sachen als der feine, gebildete Mensch und Künstler, ein anspornendes Beispiel, wie tüchtiges und erfreuliches, bisweilen geradezu sehr schönes, was man bei ruhiger, willensstarker Verstandesarbeit erreichen kann, auch wenn man kein Genie ist. Von Annibale, seinem Neffen (dem bekanntesten und genialsten), ein paar sehr schöne Sachen. Guercino gefällt mir ebenfalls zuweilen ganz gut, seine Marter des heil. Petrus in Modena ist sogar ein Prachtbild, ferner Cavedone! — Zampieri (Domenichino) dagegen ist mir in allen Sachen bisher widerwärtig gewesen; wie Hugo v. Blomberg (siehe Hausbuch, erste Auflage) ein derartig begeistertes Gedicht über ihn hat machen können, „Fresko von St. Gregorio“ ist mir bis jetzt unbegreiflich. Vielleicht werde ich auch noch zu ihm bekehrt. — Die Galerie ist nicht groß, recht gut aufgestellt, nicht fußkalt, sondern mit Strohmatten versehen und nicht mit Kopisten überfüllt; alles sehr beachtenswerte Vorzüge, nach denen man sich hier in den Uffizien vergebens zurücksehnt. . . .

Trotz des trüben Wetters war die Fahrt (nach Florenz) herrlich. Es regnete nicht, sondern nässelte nur ein wenig feucht herunter. Die Bahn ist eine der schwierigsten, die je gebaut sind, die tunnelreichste, die mir je vorgekommen ist. Zwei Tunnels sind horrend lang, durch den einen fährt man etwas über fünf Minuten. Die höchste Höhe ist beinahe halb so hoch wie der Brenner. Zuerst geht es immer längs des Reno, an dem auch Bologna liegt (wovon man aber nichts merkt), ihn Gott weiß wie oft auf Viadukten überbrückend. Gerade diese trübe Herbstbeleuchtung erschien mir besonders schön. Die Landschaft hat

ein Etwas, was sie bei uns nicht hat, und was man wohl oder übel mit dem so oft mißverstandenen und mißbrauchten Wort Stil bezeichnen muß. Sie ist einfach, aber nie arm, reich aber nie überladen, bewahrt stets das edle Maß, welches das eigentliche Wesen des Stils ausmacht. Die Größen- und Höhenverhältnisse sind ja nicht im entferntesten mit denen der Alpen zu vergleichen und können natürlich auch nie Eindrücke hervorbringen wie meine Brennerfahrt war, die mir stets unvergeßlich bleiben wird, aber alles ist so ausdrucksvoll hier, nichts scheinbar überflüssig, sondern alles künstlerisch wohlerwogen und wie mit Vorbedacht an seine Stelle gerückt. Man wird gar nicht müde aus dem Fenster zu sehen. Ehe wir die Höhe erreichten (wo es am allerschönsten sein soll), war's leider Nacht. Das ist der Weg, von dem Onkel Erwin in seinen Briefen den schönen geistreichen „Bonbon" hat: wie ein Sommernachtstraum nach einem Wintermärchen. Es ist wirklich hübsch gesagt. Hier wars nun freilich weder Sommermärchen noch Winternacht. Letztere wurde aber doch durch eine zarte, silberne Mondsichel repräsentiert, die überaus reizvoll in dem dunstigen dunkelblauen Äther schwamm. Und man sagte sich dabei fortwährend: jetzt bist du in Toskana, und noch eine Stunde, nun noch eine halbe, nun noch eine viertel und du bist in Firenze, la bella. Auf der Reise, um das noch zu erwähnen, habe ich oft an den alten Koch und Preller, besonders aber auch an Ruths denken müssen, der das Wesen derartiger Gegenden doch oft besonders fein empfunden wiedergibt. Auch die Farbe war so wunderschön! Das graugelbe Flußbett, von dem grüngrauen mäßig schäumenden Wasser nur zum vierten Teil ausgefüllt, das graue Gestein, rotbraunes Laub, dazwischen einzelne saftige, schwarze und grüne Weiden, die edel profilierten Bergverschiebungen, oft (obgleich sie nicht hoch sind) von Nebelwolken unterbrochen, nur die Ferne in lebhafteren, kräftig ernsten Tönen, blau oder violett, der Himmel grau und weiß — was soll alle Beschreibung! „Das ist Italia!" sagt Eichendorff. . . .

Heute habe ich mir den Konsens zum Kopieren in den Uffizien und Pitti geben lassen und morgen fange ich an zu

arbeiten und zwar hauptsächlich auf Farbe ausgehend, um Dich zu beruhigen. Vorläufig mal in Aquarell. Ich muß in der Galerie erst gründlich zu Hause sein, ehe ich mich an eine zeitraubende Kopie in Öl begebe.

Florenz hat mich zuerst geradezu enttäuscht: Stadt, d. h. Architektur, Menschen und Leben, sogar die Galerien. Die Lage aber und die landschaftliche Umgebung entzückte mich gleich am andern Morgen, als Onkel Octavio nach langer sanfter Nachtruhe, üppigem Morgenkaffee nebst englischer Unterhaltung mit Tante und Baby (ein silbriges, niedliches, kluges, kleines Ding) mich mit in einen Giardino nahm, in dem er irgend eine vornehm und gut zahlende, reiche Fürstin behandelte. So ein Park mit seinen dichten dunkeln Lorberhecken, dazwischen die weißen Marmorfiguren, die Luft wieder klar und tiefblau, mit mächtig geballten weißen Wolken, das wenige goldene Laub der Platanen dazu, deren dürre Äste mit üppigem Efeu berankt werden, unten noch einzelne blühende Rosenhecken, alles so reinlich gehalten und von Jahrhunderte alter Vornehmheit durchweht — das ist etwas ganz Köstliches! Ebenso gestern der Boboligarten, mit der Fernsicht über die Stadt hin, auf die, schon etwas beschneiten Apenninen, ringsum Villen und abermals Villen und immer wieder Villen, alle schön in der Silhouette, mit ihren weit ausladenden Dächern und Türmen und Anbauten und Zypressen — man kennt es ja aus Bildern und Photographien, aber das Leben gibt's doch ganz anders! Der einzige, der es wirklich verstanden hat, im Bilde wiederzugeben, bleibt für mich — Böcklin. Morgen will ich zu ihm! Hans.

Florenz, Piazza Cavallegieri 2 bei Dr. Mayor.
25. Dezember 1876.

Lieber Onkel!

An einem schönen sonnigen ersten Weihnachtstag will ich endlich nach vierwöchentlicher Pause, über die Du Dich wahrscheinlich schon gewundert hast, nach all der Redseligkeit der ersten 14 Tage, in meinen Reiseberichten fortfahren.

Daß mein Aufenthalt in Florenz einen ganz anderen Anstrich haben würde als der der übrigen Reise, sah ich voraus. In Wirklichkeit ist der Unterschied sogar noch größer als ich's erwartet hatte, und es gibt Momente, wo ich meine beiden schwäbischen Architekten, die ich in Verona kennen lernte und die jetzt auch hier sind, beneiden möchte um ihre absolute Freiheit, um ihre Joppen und gänzlichen Mangel an Frack und dergl. Aber abgesehen davon, daß man sich stets in das Unvermeidliche fügen muß, und daß ich sehr frohe und behagliche Stunden in der Familie unseres lieben guten Onkels verlebt habe, die ich nicht entbehrt haben möchte, habe ich doch so mancherlei gerade durch die geselligen Beziehungen gelernt, bekomme so interessante Einblicke in mir bisher ganz unbekannte Verhältnisse, daß ich es gern verschmerze, wenn sogar das Kunstschwelgen ein wenig dadurch beeinträchtigt wird. Außerdem war auch die verhältnismäßig ungünstigste Zeit dafür: außer den kurzen Tagen so unglaublich viel Regen und stellenweis eine solche Dunkelheit, daß es in Hamburg nicht schlimmer sein konnte und daß es oft das ratsamste war, möglichst nahe dem Fenster sitzend, die Nase in irgend ein Buch zu stecken. Ich habe mancherlei gelesen. Besonders in Burckhardts Cicerone; aber auch E. Försters „Geschichte der ital. Malerei“ Band III (Florentiner Kunst des XV. Jahrhunderts), welchen er mir dediziert hat, habe ich pflichtschuldigst durchgearbeitet und natürlich auch manches daraus gelernt — besonders aber mache ich hier Bekanntschaft mit dem englischen Kunstschriftsteller Ruskin, dessen Art und Weise mir ganz besonders zusagt; er betrachtet alles im Hinblick auf unsere Zeit, und kommt dabei zu so interessanten Resultaten, erweckt namentlich dadurch so wirklich allgemeines Interesse aller Gebildeten an den Kunstschätzen der Vergangenheit, wozu sein eigentümlich schlichter Stil wesentlich beiträgt, daß ich ganz begeistert für den Mann bin. Ich finde da zum Teil in Wirklichkeit vorhanden, was mir als Ideal für die Zukunft vorgeschwebt hatte. Besonders sind es kleine dünne Hefte: „Mornings in Florence,“ in welchen er praktischen Rat zur Besichtigung irgend einer Kirche, oft sogar nur eines oder zweier

Bilder darin erteilt. und dann sich in so wunderschöner oft ganz allgemein menschlicher Weise (jedenfalls stets ohne viel Wissen von Daten und Namen und Zusammenhang von Schulen auszukramen) über die Arbeit oder den Künstler verbreitet, daß einem das Herz dabei aufgehen muß, und die wirklich so warme Freude vieler Engländer an Kunst kann man sicherlich wohl zum Teil seinem Einfluß zuschreiben. . . .

Florenz, 19. Januar 1877.
Via Maggio 30 II. Piano.

Lieber Onkel Heinrich!

Endlich ist Dein lange mit Sehnsucht und zuletzt sogar mit etwas Bangen erwarteter Brief eingetroffen! Bangen, weil ich glaubte, Du würdest schon längst auf eine ausführlichere Beschreibung meines Lebens und der Eindrücke hier ungeduldig sein und wenig erbaut von der genauen Schilderung meiner hiesigen englischen Geselligkeit.

Wie viele viele Seiten Reiseberichte ich Dir in Gedanken inzwischen geschrieben habe, kann ich freilich nicht sagen, denn ich habe mich wirklich schon lange danach gesehnt, endlich einmal con amore auskramen zu können. Aber da waren so viel Pflichtbriefe zu schreiben . . ., daß ich mir die Freude des ruhigen „Klönens“ nicht gönnen wollte, ehe sie absolviert waren. . . .

Doch nun endlich zu Florenz! Aber freilich wo anfangen? — Den ersten entzückenden Eindruck des Torrigiani-Gartens am ersten sonnigen Morgen habe ich damals gleich frisch berichtet, der zweite, der der Stadt, war geradezu enttäuschend, was man freilich später, wenn man alles genau kennt und so liebgewonnen hat, kaum noch begreift. Wirklich gefällt Florenz mir immer besser und jetzt, wo ich bald Abschied nehmen will, wächst die Liebe doppelt und ich begreife es gar wohl, daß so mancher gar nicht wieder wegfinden kann, vorausgesetzt, daß er gute Freunde gefunden hat und nicht fühlt, daß sein eigentlicher Wirkungskreis in der Heimat ist.

Also Florenz! Die Führer fangen natürlich immer mit dem Dom an. Etwas lieber ist er mir geworden als anfangs, aber im ganzen ist da doch der erste ungünstige Eindruck, den er auf ziemlich jeden macht, kräftig geblieben. Es ist eben kein recht geglücktes Werk, und es bleibt stets unbegreiflich, wie so außerordentliche Größenverhältnisse so klein wirken können (innen).

Überhaupt muß man sich ja erst an die italienische Gotik gewöhnen, aber stellenweise gewinnt man sie doch mit der Zeit unendllich lieb. Die ahnungsreich phantastischen hochragenden Pfeilermassen unserer nordischen Dome darf man freilich nicht erwarten. Die alten Italiener waren klarer, nüchterner, verstandesschärfer denkende Menschen als unsere Väter. Mit möglichst weiten Pfeilern und Gewölben möglichst weite Räume zu überspannen, das war ihr Streben, und wie bewunderungswürdig haben sie es oft gelöst! Namentlich auch im Dom, dessen Pfeiler jedesmal 35 meiner Schritte voneinander stehen.

Die zwei andern gotischen Hauptkirchen von Florenz sind Sta Maria Novella und Sta Croce, erstere zum großen Dominikanerkloster gehörig, letztere zum großen Franziskanerkloster, beide fast gleichzeitig mit dem Dom am Ende des 13. Jahrhunderts begonnen. Es muß eine herrliche Zeit gewesen sein, diese erste jugendliche Blütezeit der Republik. Was will es heißen, für eine Stadt von der Einwohnerschaft Altonas, in einem Zeitraum von 20 Jahren drei so kolossale Kirchen zu beginnen, dazu den gewaltigen Palazzo vecchio „zur Mehrung des Glanzes und Ansehens der Signoria“, den Palazzo del Podestà usw., usw. Wie groß und stolz mußte sich der Staat fühlen, der all das unternahm und was für Gemeinsinn unter den Bürgern herrschen! Was für Männer lebten aber auch damals! Cinabue und Arnolfo (statt da Lapo sagt man jetzt Cambio), beide im reifen Mannesalter, Dante in jugendlicher Manneskraft und, 10 Jahre jünger als er, der Hirtensohn Giotto, dieser wahrhaft große Meister, der der ganzen Kunst Italiens für hundert Jahre und mehr ihr eigenes Gepräge gab, der wahrhafte Wiedererwecker der Kunst. — Und das alles erblühte mitten im heftigen Parteigetriebe unter Kämpfen nach außen und innen (die z. B. sogar Dantes Verbannung zur Folge

hatten), und auch die religiösen Gegensätze mögen trotz der Einheit der Kirche oft heftig genug gewesen sein. Sind doch die vornehmen, die Reinheit der Lehre aufrechterhaltenden Dominikaner niemals gut Freund gewesen mit den werktätigen, volkstümlichen Söhnen des heiligen Franziskus — wieviel mehr damals so bald nach dem Tode der beiden großen Stifter, welche ihre ganze Zeit bewegt und beherrscht hatten, wie kaum je zuvor oder nachher sonst etwas in der Geschichte der Kirche (St. Dominikus † 1221, St. Franziskus † 1226).

Giotto hielt zu den Franziskanern, Arnolfo baute ihre Kirche, und von Dante weiß ich nur, daß die Vermählung des heiligen Franz mit der Armut in der Divina Comedia vorkommt (wenigstens in Genellis Umrissen dazu). Sicherlich war auch er eifriger Anhänger des heiligen Franziskus, schon weil die Dominikaner die allezeit getreuen Anhänger der Kurie gewesen sind, und Dante so eifriger Ghibelline war. — Auf dem Platze vor der Kirche steht denn auch sein großes Marmorbild, welches „das Vaterland" ihm dort 1865 setzte, eine der schlechtesten Arbeiten, die ich jemals sah. Noch schlimmer freilich sind die vier sitzenden Löwen am Postament, wahrhaft traurige kleine Biester. Hätte der betreffende Bildhauer sich doch nur einmal die prächtigen Tiere von Rauch ansehen wollen, die knurrend und knirschend sich an das Postament Maximilians I. von Bayern schmiegen und es halbwegs tragen. — Aber der divina poeta hat leider in seiner Vaterstadt immer Unglück, selbst im Tode! Denn sein großes Monument in der Kirche Santa Croce ist nicht viel besser, und von den Marmorstatuen der 28 großen Florentiner, welche man in die Nischen des Säulenganges unter die Uffizien gesetzt hat, und unter denen sich mehrere ganz vortreffliche Figuren befinden, ist Dante ebenfalls eine der mindest gelungenen (dagegen steht in Verona eine außerordentlich feierlich-ernste Statue von ihm).

Dieser Platz von Santa Croce hat außerdem zwei der interessantesten und mir speziell sympathischsten alten Häuser von Florenz aufzuweisen. Eins davon über und über bemalt von 13 verschiedenen Malern in 27 Tagen vollendet! Das

mögen köstliche 27 Tage für die Freunde gewesen sein! (Ist doch die gemeinsame Ausmalung unsers Kneipzimmers in Weimar immer noch allen Beteiligten eine der hübschesten Erinnerungen!) Das betreffende Haus ist architektonisch nicht nur nichts Besonderes, sondern sogar nur eine ganz simple, lange „Mietskaserne‘ und kann nicht wohl den Anspruch auf den Namen Palazzo machen; fensterreich, wie unsere nordischen Häuser sind, und die Zwischenräume der Fenster ganz ungleich. Und trotzdem ist es noch jetzt in ziemlich verwittertem Zustand eins der lustigsten und nettesten, die man sehen kann. Der Gesamtentwurf ist von Giovanni da San Giovanni (1599—1636). Es gehört zu den Dingen, die ich auf der Rückreise malen muß, — jetzt ist's wegen der Kälte nicht möglich.

Doch wieder zu Santa Croce! Die Fassade ist hagelnagelneu, freilich mit Zugrundelegung vorhandener alter Entwürfe, aber nicht recht im alten Geist. Aber selbst wenn sie besser wäre, würde sie mir nicht gefallen, denn diese ganze italienische Kirchenfassaden-Gotik ist nicht recht mein Fall, weder die Architektur, noch auch die bunte Marmorinkrustation. Zumal wenn sie noch so blitzblank ist, wie hier, macht es immer einen eisigkalten Konditoreindruck auf mich. Wo die Jahrhunderte den weißen Marmor „angeraucht“ haben, sieht es viel besser aus, namentlich an dem berühmten Baptisterium gefällt es mir außerordentlich, besonders wenn ich mir statt unsrer schwarzen und grauen Menschen die alten Florentiner in ihren langen roten Gewändern davor denke. — Das Figürliche und Ornamentale dieser modernen Fassade ist natürlich technisch vorzüglich gearbeitet und teilweise recht hübsch komponiert — nur so modern, so gar nicht im Geist der Zeit und am allerwenigsten in dem des heiligen Franziskus. Doch nun hinein, denn ich habe die Kirche unendlich lieb und kenne sie am genauesten von allen Kirchen der Welt. Wohl 14 Tage oder mehr war ich alle Vormittage dort, sehend und zeichnend, und immer, wenn ich in die Gegend komme, zieht es mich aufs neue hinein. Ich habe nun einmal die Sympathie — wogegen ich mich jedesmal geradezu zwingen muß, in die Uffizien zu gehen, so

unangenehm ist mir der Raum durch das Chor der gewerbsmäßigen Kopisten.

Der Raum von Santa Croce ist sehr, sehr groß, das Mittelschiff fast 30 meiner Schritte breit, die ganze Kirche fast 117 m lang. Aber alles mit den einfachsten Mitteln hergestellt: je sieben 6eckige Pfeiler mit schlichten großblättrigen Kapitellen tragen schmucklose, weitgespannte Bogen, aber Gewölbe sind nicht da, sondern ein einfaches Holzdach, dessen Konstruktion und Sparrenwerk sich deutlich zeigt, deckt Haupt- und Seitenschiffe, sowie auch das Querschiff. Nur die Apsis des Chors und die vielen kleinen Nebenkapellen sind gewölbt. Der Fußboden ist von roten Klinkern. So schufen sich die Brüder des heiligen Franz ihrer Ordensregel gemäß ihr Gotteshaus, welches aber gerade in dieser absichtlich schlichten, nur fürs Bedürfnis eingerichteten Grundgestalt von sonderbar ergreifender Wirkung ist. Aber kahl sollte es darum doch nicht sein, denn fast alle Glasfenster sind gemalt — und wie! — und die schlichten Wände der Kirche und besonders der Kapellen überzog die Giottosche Schule mit dem reichsten Freskenschmuck, den man sich denken kann und von dem immer mehr und mehr wieder zutage gefördert wird. Es war nämlich alles oder so gut wie alles durch neuen Bewurf und einfarbig graue Übermalung verloren gegangen, so daß z. B. Onkel Erwin, wenn er sich hier aufgehalten hätte (warum er es nicht getan hat, verstehe ich nicht), nichts davon gesehen hätte, besonders auch die besten aller Fresken Giottos nicht. — Ich hatte eigentlich kaum gedacht, daß ich soviel Interesse an den Bildern dieser Zeit nehmen würde, wie ich es denn doch tue. Die Innigkeit und Naivität wirken aber immer wohltuender, je länger man sich damit abgibt, und ich lerne billiger über diejenigen denken, die sich schließlich so ganz dahinein gelebt haben, daß sie eigentlich für nichts mehr rechten Sinn haben und namentlich über alles Moderne schlankweg den Stab brechen. Aber auch vom ausschließlich dekorativen Standpunkt aus sind diese Arbeiten bewunderungswürdig und lehrreich im höchsten Grade. Vor allen Dingen die Art, die Bilder ornamental teppichartig zu umrahmen und dann vorsichtig in der

Anwendung lebensgroßer und besonders überlebensgroßer Figuren vorzugehen, die so oft dem architektonischen Gesamteindruck des Raumes schaden, bei alten wie bei modernen Werken, z. B. vor allen Dingen bei der hiesigen Domkuppel, dann bei manchen von Cornelius Glyptothekbildern, noch mehr bei Schnorrs geschichtlichen Sälen im Schloß (in den Nibelungensälen ist's besser) und am meisten bei den Bildern aus der bayrischen Geschichte im Nationalmuseum (von Piloty, Ramberg usw. usw.), die, wenn sie nicht durch ihre Kolossalität in den verhältnismäßig kleinen Räumen von vornherein einen abstoßenden Eindruck machten, teilweise gewiß viel mehr beachtet und bewundert werden würden. Onkel Erwins Arbeiten, an die ich hier fast überall denken muß, zeigen auch wieder sein feines Gefühl für das „göttliche Maß", z. B. Simson und Delila, die Fresken bei Abendrot, die Auferweckung des Lazarus: alles ungefähr Giottos und Fiesoles-Maß. Wer wirklich was Gutes und Bedeutendes zu sagen hat, braucht nicht immer zu schreien. Das tun nur die schlechten Schauspieler. Die guten sparen sich ihr Pathos für die wenigen wichtigen Momente auf. So macht es auch Giotto: an einzelnen hervorragenden Bogenzirkeln z. B., die sich gegen das Hauptschiff öffnen, da malt er wohl einige übermenschlich große Propheten oder Apostelgestalten, die denn von bedeutender Wirkung sind, aber wenn er erzählen will, das Leben des heiligen Franziskus z. B. oder Johannes des Täufers oder des Evangelisten, dann genügen ihm zwei Drittel oder drei Viertel Lebensgröße, und er teilt lieber seine Wände in drei, auch wohl vier übereinander liegende Streifen (ganz naiv, geradeso machen's die Bänkelsänger, wenn sie irgendeine Schauertat, horribile misfatto, in Farben setzen) und schafft sich dadurch Raum zu einer behaglichen verständlichen Geschichtserzählung. Daß manches Bild dabei wenig gesehen wurde, weil es zu hoch sitzt, kümmerte die damaligen Maler wohl wenig. Malten sie doch hauptsächlich zur eignen Befriedigung, zum Preise ihres noch lebendigen Glaubens. Auch war das Publikum wohl ein dankbares, hatte vor allen Dingen mehr Zeit als heutzutage und ließ sich die Freude am aufmerksamen Besehen nicht dadurch ver-

kümmern, daß man sich manches erst mühsam zusammensuchen mußte. Heute muß dagegen alles gleich auf den ersten Augenblick klar sein. Zwar nicht mit Unrecht, nur sollte diese Verständlichkeit des Ausdruckes nicht so oft mit allzu billiger Flachheit des Inhalts verbunden sein, aber nur zu viele unsrer Poeten resp. Künstler sind „heruntergestiegen und Diener der Menge geworden", um Platen wieder einmal zu zitieren. Unsre Kunsthändlerwirtschaft hat uns nur zu schrecklich auf den Hund gebracht! So eine Ausstellung moderner italienischer Meister, oder in den Schaufenstern die Photographien „in Imperialformat" nach den großen Düsseldorfer oder Münchner Meistern ist wirklich nicht zu ertragen, und ich glaubte eigentlich in Deutschland, widerwärtiger könnte mir diese Art von Kunst gar nicht mehr werden. Aber es war doch noch möglich. Wenn ich hier jetzt die Grütznerschen Kulturkämpfe oder „Der kleine Liebling", „Der kleine Übeltäter", „Auch ein Kriegsgefangener!" usw. usw. von Hiddemann, Sonderland sehe — auch Ed. Halliers ekelhafter fliegenfangender Schusterjunge von Geertz hängt hier aus —, dann überkommt mich wohl ein gewisser Stolz, daß ich es noch nicht soweit gebracht habe, unter diesen Kollegen zu figurieren. . . .

Daß Böcklins „Meeresidyll" Dir nicht gefällt, begreife ich vollkommen. Ich habe selten eine größere Enttäuschung erlebt als bei meinem Besuch hier in Böcklins Atelier. Ich habe das Gefühl mitgenommen: er ist fertig! Wie ist das traurig, besonders wenn man noch gar nicht alt ist. Beim alten Preller ist's etwas andres, der hat sein Werk vollbracht, aber von Böcklin, so Herrliches er geleistet hat, hoffte man doch immer das Allerbeste käme noch. Aber das hofft man jetzt freilich wohl vergebens!

Aber wieder zu Giotto zurück! Die interessanteste Kapelle ist die zunächst dem Chor, in der er die Geschichte des heiligen Franziskus gemalt hat. Auf dem Altar steht ein sehr altes, vom Alter gebräuntes Bild des Heiligen, auf Goldgrund, welches als Porträt galt. Das ist's nun freilich kaum, aber es macht einen sehr ehrfurchteinflößenden Eindruck. Giottos Fresken sind alle sehr hell im Ton und bisweilen von einer Farbenschönheit, die alle

Erwartungen weit übersteigt. Mit den reizendsten mosaikartigen Umrahmungen (von denen ich die besten kopiert habe) läßt er gern den schönsten blauen Himmel und eine lichte, gelbliche oder rosige Architektur in eine prachtvolle Harmonie zusammenfließen, zu der dann die blassen Mönche in hellgrauen und braunen Kutten, häufig vor schmutziggrünen oder fahlroten Zimmerwänden einen wirksamen Kontrast bilden. Die dramatische Klarheit der Komposition kann oft gar nicht übertroffen werden. Er gehört durchaus zu den right thinkers, auf die Asher, stets mit Recht, soviel Wert legt. Manche überdrastische Bewegung berührt uns natürlich komisch, andre aber, und besonders der einfache große Faltenwurf, sind von unvergleichlicher Feierlichkeit. Überall spricht die Überzeugung des Künstlers, von dem was er malte, z. B. in der eigentümlichen Darstellung von Franziskus' Tod, wo alle seine Schüler sofort über die Leiche herstürzen und sich aufs eingehendste von dem wirklichen Vorhandensein der Wundenmale überzeugen. Bei den Schülern streift manches geradezu an Busch. Besonders der arme Teufel spielt oft eine urkomische Rolle. Aber das macht gerade das Besehen derartiger Werke so interessant und so wenig ermüdend. Ich muß gestehen, daß ich über jeden neuen lustigen Fund derart immer ganz besonders erfreut bin. . . .

Besonders auf den heiligen Nikolaus bin ich jetzt versessen, und wo ich irgend etwas Fideles von ihm finde, sammle ich es sofort. Denn mit der Ausschmückung unsrer Nikolaikirche muß doch gelegentlich mal vorgegangen werden. Im Hinblick darauf studiere ich namentlich die hiesigen Glasmalereien, besonders an dunklen Tagen, wo alles andere nicht zu sehen ist. Es gibt hier sehr schöne. Die im Dom sind von einem gewissen Livi da Gambassi, der in Lübeck gelernt hatte, nach Entwürfen von Ghiberti und Donatello. In Santa Croce sehr schöne gotische, aber ohne jene fürchterlichen Türme von Baldachinen mit Fialen und Krabben ohne Ende, welche die Figuren ganz erdrücken (wie in unsrer Petrikirche), aber auch wunderschöne aus der Frührenaissance, oft nach Entwürfen der größten Meister. Sehr zierliche, mit ganz lichten Farben, aus der Zeit Raffaels, eignen sich vorzüglich zu

Privatwohnungen, die durch farbenprächtige zu dunkel werden würden.

Doch noch einmal wieder zu Santa Croce! Außer diesen frühen Fresken ist nämlich noch viel andres Sehenswertes da, welches freilich den ursprünglichen Charakter der Kirche beeinträchtigt hat. Vasari war der Sünder, der in den Seitenschiffen großmächtige Renaissancealtäre errichtete, mit Ölbildern seiner Freunde versah (meist Kreuzabnahmen und darunter ganz Tüchtiges) und zwischen jedem Altar Platz für gewaltige Grabmäler schuf, so daß Santa Croce jetzt gewissermaßen der Campo Santo der großen Florentiner ist. Das beste ist wohl das nach Vasaris Entwurf von verschiedenen Bildhauern ausgeführte Grab Michelangelos; ihm gegenüber, schon fast zopfig, Galileis; nicht weit davon Macchiavells; tanto nomini non par est elogium, dann der moderne große Dichter Alfieri (von Canova); Dante, dessen eigentliches Grab jedoch in Ravenna ist, habe ich schon erwähnt; modern ist auch das (sehr bedenkliche) große Grabmal, welches der letzte aus dem altvornehmen Geschlecht der Alberti seinem großen Ahnen Leon Battista Alberti, neben Brunellesco, dem Bahnbrecher der Renaissance, errichten ließ; ganz hübsch das Cherubinis; auch der Kupferstecher Raphael Morghen hat hier sein Grabmal; besonders scheinen adlige Polen sich hier gern ihre Grabstätten gewählt zu haben, darunter einige recht hübsche moderne Arbeiten; auch einige Bonapartes (Charlotte und Julie) liegen hier, mit der stolzen, aber doppelsinnigen Inschrift: Digne de son nom. Diese Kapelle war neulich ganz schwarz verhängt, ebenso die Bänke davor, und zu der Trauermesse fand sich die ganze hiesige Bonapartistenklique ein, natürlich alle mit Veilchen im Knopfloch, meist unangenehme Gesichter, aber sehr interessant zu sehen. Eugenie ist wirklich noch immer eine sehr schöne und anmutige Erscheinung. Man muß sich Mühe geben, seinen Haß nicht in ein gewisses Mitleid mit der gefallenen Größe zu verkehren. Lulu müde und etwas dumm, aber ganz elegant, wie die Photographie ihn zeigt.

Die alten Florentiner begnügten sich natürlich mit schlichteren marmornen Grabplatten, welche, auf dem Boden liegend,

meist gerade so abgetreten sind, wie anderwärts auch. Um manche ist es sehr, sehr schade, namentlich um die eines der Vorfahren Galileis aus dem 15. Jahrhundert, eines Professors der Medizin, dessen Relieffigur selbst in ihrer jetzigen Gestalt noch etwas wunderbar ernst Mildes hat. Ruskin schreibt sehr schön darüber. Besser gehalten haben sich die mit schwarzem und rotem Marmor eingelegten Ornamente, von denen ich eine ganze Anzahl in Pausen mitbringe. Es macht mir oft ganz besondere Freude, diese alten Grabsteine zu studieren und mich für kurze Zeit mit denen zu beschäftigen, die darunter ruhen. Je älter, desto schöner sind meist die Ornamente und desto kürzer und schlichter die Worte. Mein besondrer „Freund", möchte ich sagen, ist ein gewisser Johannes Sandri de Portinaris. „Hier ruht ein rechtschaffner Mann, der Kaufmann Joh. S. de P. (vir probus, mercator). Er starb am 5. Mai 1387 ‚requiescat in pace'." Dazu ein so schönes, einfach ernstes Ornament, in der Mitte das Wappenschild ganz schwarz, so liegt er vor dem ersten Pfeiler, der Giottoschen Kapelle des heiligen Franz zugewendet; man denkt sich allerlei bei der Arbeit. — Auch die Familie der Bardi hat hier ihre große Kapelle und ihre prächtigen Grabmäler aus Nicolò Pisanos Schule.

Prächtig ist die große Sakristei mit herrlichem, hoch hinaufgehendem, eingelegtem Holzgetäfel ringsum. Darüber ebenfalls Fresken aus der Schule Giottos, trefflich erhalten, und mit ihren reichen Umrahmungen, aus denen Propheten mit langen Spruchrollen und christliche Tugenden hervorgucken, den vollendetsten teppichartigen Eindruck von allen machend, obgleich die Bilder selbst geringer sind. Hier in der Sakristei habe ich manchen Tag gesessen und mich neben meiner Arbeit an den Geistlichen und deren Tun erfreut. Die Leute sind hier von einer unerhörten Liebenswürdigkeit. Fällt auch für einen der Frates hier und da einmal ein Trinkgeld ab, so ist's doch meist nicht viel, aber stets sind sie freundlich und gefällig und lassen einen auf alle Weise gewähren. Es geht in so einer Sakristei eigentlich ganz zu wie in einer Wachtstube. Einer der Frates ist quasi Feldwebel, der Regierer des Ganzen. Die Herren

Patres haben nur rechtzeitig zu erscheinen, sich von ihm anziehen zu lassen und dann zur vorgeschriebenen Zeit die Messe an diesem oder jenem Altar zu lesen. An einem Tag ist viel zu tun, am andern weniger. An solchen wird dann gefegt und gescheuert. Eine große und wichtige Rolle spielen die bambini (Chorknaben), die viel zu tun haben, aber ein ganz amüsantes Leben führen und durch wenige Soldi (ein 5-Centime-Stück heißt allgemein ein Soldo) sehr leicht zu begeisterten Freunden zu machen sind, die einem den nötigen Stuhl, Wasserglas usw. besorgen und, wenn man am Altar vorübergeht, wo sie Dienst tun, vergnügt verständnisvoll zugrinsen. — Die Toleranz der Katholiken hier ist sehr groß. Die Kirche ist hier wie ein alter kümmerlicher Mann, der ganz vom Gefühl seiner Ohnmacht durchdrungen ist und sagt: „Tu' mir nichts, tu' mir nichts, ich tu' dir ja auch ganz gewiß nichts.“ Traurige, alte, vertrocknete, kleine Priester sieht man sehr viel. Aber auch die dicken sehen weder boshaft noch üppig aus. Man behandelt die Kirche ja wirklich so schlecht, daß es eigentlich ein Jammer ist. Sie kann kaum leben, und auch die Erhaltung ihrer Bauten mit den Kunstschätzen mag oft schwer fallen. Die Aufdeckung der Giottoschen Fresken scheint mir auch aus diesem ganz erklärlichen Grunde jetzt zum Stillstand gekommen zu sein. — Wie handwerksmäßig und gedankenlos die Religion hier betrieben wird, sieht man natürlich bei einem derartigen Aufenthalt in der Sakristei besonders deutlich. Wenn z. B. ein Priester, ehe er die Messe liest, sich durch Gebet an einem dazu stehenden Pult vorbereitet und zu lange macht, so ruft der Bruder Feldwebel, der schon das Meßgewand in der Hand hat und nicht länger warten mag: „Venga, venga, Signore.“ „Kommen Sie, kommen Sie, Herr, es ist keine Zeit mehr.“ Und dann kommt er sofort ganz gehorsam und läßt sich anziehen, zuletzt schon das Heilige in den Händen noch ein bißchen zurechtzupfen — wie gesagt, gerade wie wenn ein Einjähriger auf Posten zieht, von seinem Putzer vorher noch einmal „visitiert“ wird. — Ein paar schöne jüngere Männer waren auch da, die in eifrigen Gesprächen meist an den großen Tisch, der in jeder Sakristei in der Mitte steht, sich lehnend, oft die schönsten

Passinischen Gruppen bilden, besonders wenn so ein alter, frierender Herr seine dürren Finger oder großen Handschuhe an dem Kohlentopf wärmend, halb teilnahmlos zuhörend, die Gruppe vervollkommt. In den dunkelbraunen Schränken die schönsten alten Meßbücher, Kelche, Kreuze usw. usw., alles für jedermann zu sehen, und mich ließen sie sogar ein paarmal über Mittag ganz allein unter all der Kostbarkeit sitzen!

31. Januar 1877.

Fertig bin ich mit der Beschreibung von Santa Croce noch immer nicht; wenn auch mit der Kirche selbst, so bleibt doch noch der Kirchturm und Kreuzgang zu erwähnen. Beifolgende Photographie gibt einen Begriff von beiden. Freilich ist der Eindruck ungleich anders und geradezu überraschend, wenn man dies selbe Bild, umrahmt von den Säulen und Bogen der andern schattigen Seite des Kreuzgangs zuerst erblickt. — Die Kapelle ist eines der allerfrühesten Werke der Renaissance (von Brunellesco), der dekorative Teil, die farbig-glasierten Tonskulpturen von den Robbias. Von derartigem Zusammenarbeiten der beiden großen Meister später ausführlicher. Ich kenne diese Kapelle noch nicht genau genug, um mehr als einen allgemeinen Eindruck von ihr zu haben. Nur von der großen Haupttür und Vorhalle weiß ich, daß sie mit Recht als die schönste Tür der Frührenaissance gilt. Im alten Refektorium sind ebenfalls noch interessante Malereien, darunter ein berühmtes Abendmahl Giottos, aber auch hierüber weiß ich wenig zu sagen. Ich war beide Male, als ich es sah, nicht in Stimmung dafür. Von Pförtnern und dergleichen Leuten herumgeführt zu werden, stört zwar immer den Genuß, aber ganz besonders bei den Arbeiten jener Zeit. Mit denen muß man ganz allein sein. Aber ich bezweifle fast, daß das Bild selbst den Eindruck auf mich machen würde, denn das Bessere ist nun einmal der Feind des Guten, und man wird nicht umhin können, dabei an Lionardo zu denken. Das einzige Abendmahl, das sich mit diesem allenfalls vergleichen läßt, ist in einer kleinen Kirche hier vor dem Tor von Santa Croce, gemalt von Andrea del Sarto, welches ich

heute endlich gesehen habe. Ich werde nächstens eine Photographie danach schicken.

Der Kirchturm von Santa Croce ist mir der liebste von allen, die ich bis jetzt in Italien gesehen habe. So einfach, kräftig und schlank (in der Photographie legt sich das Querschiff unglücklich davor, so daß es zu kurz erscheint). Meine Wohnung Piazza Cavallegieri war dicht bei Santa Croce, und mein Weg dahin führte an einem großen Garten vorüber, zwischen dessen dunkeln hohen Zypressen, Lorbeeren und Pinien der Turm in lichtem silbrigen Morgenduft oft ganz unbeschreiblich schön herübersah und sich frei und klar in den kalten sonnigen Winterhimmel hob. Bei den meisten Kirchtürmen hier sieht man deutlich die Glocken hängen, was mir ungemein gefällt. — Und noch eines habe ich zu erzählen vergessen, nämlich, daß der eine der Chorknaben Dante heißt, aber nicht mit Alighieri verwandt ist, auch keine Verse macht. Aber es klingt wunderlich, wenn durch die Räume derselben Sakristei, die Giotto und sein Freund wohl manchmal in Überlegung der auszuführenden Malereien auf und ab geschritten sein mögen, wenn eben da heutzutage laut und durchdringend Dan-te! Dan-te gerufen wird, und dann ein frierender kleiner Bengel mit fidelem, kindlich pfiffigem Spitzbubengesichtchen den scaldino (Kohlentopf) zwischen den verklammten Händen erscheint, um neue Befehle oder Zurechtweisungen entgegenzunehmen. Ob mir nicht jedesmal, wenn ich den Namen Dante höre, zunächst dieser bambino in den Sinn kommen wird?

Doch nun zu Santa Maria Novella. Diese Kirche ist von zwei Dominikanern erbaut, und Michelangelo pflegte sie seine Braut zu nennen. Ein schöner Bau, eigentlich wohl schöner als Santa Croce, aber doch lange nicht so eigenartig und interessant. Freilich mag die letzte Restauration in den 50er Jahren viel Schönes zerstört haben. Die neuen Glasfenster im Längsschiff sind geradezu störend schlecht. — Auch diese Kirche ist in der T-Form gebaut, d. h. an die drei Längsschiffe zieht sich das Querschiff als langer Querbalken, und die Apsis, die bei unseren nordischen Kathedralen oft eine so außerordentliche Länge hat,

schließt ganz kurz ab. Ich liebe das sehr. Dadurch kommt der Hauptaltar, der in unseren Kirchen oft den Blicken der Gemeinde beinahe entrückt ist, mitten ins Gotteshaus zu stehen und es macht sich an Sonntagen beim Hochamt oft wunderschön, wenn bis zu den Stufen des Altars hinan sich die Menge in den verschiedenartigsten Stellungen aufbaut; vorn natürlich immer einige Kinder, auch wohl ein Hund, denn die Anwesenheit von Tieren in der Kirche hält man hier durchaus nicht wie bei uns für unpassend oder gar profanierend. Im Dom sind z. B. beständig zwei schöne große Kater anwesend, die sich wie die eigentlichen Hauseigentümer zu benehmen pflegen und wesentlich zur Behaglichkeit beitragen. Neulich war großer Hokuspokus, der Erzbischof — ein ekelhaftes Gesicht — in vollem Ornat vor Langeweile gähnend, und eine große Schar von gleichgültigen Priestern und halbgleichgültigem neugierigen Volk hinterher — da saß ich in einer Ecke auf einer Bank, betrachtete die Sache von weitem, streichelte meinen schnurrenden Kater und dachte, er wäre doch außer mir der allervernünftigste in der ganzen Gesellschaft! Sollte sich nicht die Einrichtung von Kirchenkatern auch für Hamburg empfehlen? S. Nicolai z. B. würde gleich zehn Prozent wohnlicher werden. . . .

Sta Maria Novella ist die einzige von allen hiesigen Kirchen, deren Fassade fertig geworden ist, freilich nicht in der ursprünglich beabsichtigten Weise, und die beiden Patres, die sie begonnen haben, hätten sich wohl manchmal im Grabe umgedreht, wenn sie gesehen hätten, was Leon Battista Alberti daraus gemacht hat! — Der untere Teil freilich gefällt mir; mir scheint, daß das große rundbogige Renaissanceportal sich ganz harmonisch den ursprünglichen Spitzbogennischen und gotischen Nebentüren einfügt; — nach oben aber wird's fürchterlich!! Dieser schon mehrfach erwähnte L. B. Alberti war ein echter großer Florentiner jener außerordentlichen Zeit, darum laß mich ein wenig von ihm erzählen. Er war von vornehmer Familie Sein Palazzo steht heute noch und das Wappen: ein Ring von vier Ketten gehalten, sieht man gar häufig. Er liebte Waffen und Pferde, Musik, Malerei, Bildnerei, studierte in Bologna das Recht, schrieb

in seinem 20. Jahre eine lateinische Komödie, die für echt antik gehalten wurde, legte sich dann mehr auf Philosophie und Mathematik, trat wegen literarischer Arbeiten in enge Beziehungen zu Piero di Medici, wurde schließlich geistlich und erst 1447, 43 Jahre alt, begann seine Tätigkeit als Architekt. Ganz der vielseitig unruhige moderne Mensch vom neuen Geist der Renaissance durchdrungen! Und doch nicht 20 Jahre jünger als Fra Angelico, der für den beseligenden, friedeatmenden Geist des Mittelalters den höchsten Ausdruck fand und seine Madonnen malte zur selben Zeit als Alberti, „der italienische Vitruv", dieser ganzen christlichen Kunst gern den Garaus gemacht hätte. Denn für ihn gab es eben nichts als nur das Altertum, und, wo er gotisch begonnene Bauten vollenden sollte, verfuhr er in derselben pietätlosen Weise wie später die Zopfzeit. Er war eben ein radikaler Revolutionär. Gewiß tun derartige Persönlichkeiten in der Weltgeschichte und in der Wissenschaft manchmal Not, aber in der Kunst haben sie, scheint mir, keine Berechtigung. Wie ganz anders der so viel größere Brunellesco, der zwar auch mit vollster Entschiedenheit den neuen Weg ging und sogar noch viel früher als er (Alberti wurde erst nach Brunellescos Tode Architekt), aber doch nie in dieser kalten, einseitig verstandesscharfen Weise vorging. Ich kann diesen Alberti nicht recht leiden, aber ich bewundere ihn trotzdem. Zum Siege der klassischen Architektur soll seine schriftstellerische Tätigkeit ganz Außerordentliches beigetragen haben, aber seine eigenen Arbeiten sind (mit Ausnahme des schönen Palazzo Rucellai hier) meist verunglückt.

Die beiden Obelisken vor der Kirche vom Jahre 1608 sind das Ziel der großen Wagenwettrennen, die früher am Abend vor St. Johannis hier abgehalten wurden; leider keine altrepublikanische Einrichtung, sondern erst von Cosimo I. 1563 gestiftet, also wohl mehr Volksbelustigungsmittel eines sich noch nicht ganz in seiner neuen Herrschaft sicher fühlenden Fürsten.

Die eigentliche Schönheit der Kirche liegt im Querschiff und in dessen Kapellen, an beiden Enden desselben ist nämlich je eine Kapelle, zu der man (weil darunter Grabgewölbe sind) auf

engen hohen Treppen, wohl 10—12 Stufen, hinansteigen muß. Das macht sich nun sehr malerisch, und der Einblick von diesem erhöhten Standpunkt aus, in die Kirche, hat etwas eigentümlich Schönes. In der einen dieser Kapellen befindet sich u. a. eine große hochberühmte Madonna von Cimabue (Giottos Lehrer), sein Hauptwerk, welches die Florentiner von 1270 in solchen Enthusiasmus versetzte, daß „das Bild mit großer Pracht und Trompetenschall in feierlicher Prozession vom Hause des Malers nach der Kirche getragen wurde“. . . . Wenn wir das Bild ansehen, begreifen wir es freilich kaum! Es ist doch noch schrecklich steif und leblos und längst nicht so weit von den byzantinischen Arbeiten unterschieden als ich erwartet hatte. Für mich beginnt die neue Zeit doch erst mit Giotto. Aber was grau vor Alter ist, das ist uns heilig und darf es, soll es sein. Wie oft mag Dante als Knabe in Gebet und Bewunderung diese steifholdselige Himmelskönigin betrachtet haben! Und Beatrices höchster Wunsch war vielleicht, diesem Bilde zu gleichen!!

In der Capella Strozzi gegenüber sind berühmte Fresken von Orcagna, Giottos Schüler, das jüngste Gericht, der Himmel und die Hölle. Letztere ganz nach Dante, mehrfach übermalt und überaus komisch anschaulich, geradezu Bänkelsängerbildern zu vergleichen. Der Himmel „bezeichnet den höchsten Grad von Lieblichkeit, dessen die Schule fähig war“, sonst eine wunderlich militärisch-wohlangerichtete Komposition, aber in den einzelnen Köpfen allerdings teilweise sehr holdselig. Lustig finde ich es, daß die heiligen Männer im Himmel immer ein niedliches Engelbackfischchen zwischen sich haben (bunte Reihe), wogegen die heiligen Frauen unter sich bleiben. Auch das Altarbild ist von Orcagna, überhaupt die ganze Kapelle wie aus einem Guß. . . .

Dann ist noch eine andere Capella Strozzi von Filippino Lippi ausgemalt und dazu ein Glasfenster nach seiner Zeichnung, welches Burckhardt mit Recht „wohl das schönste von Florenz“ nennt, und hinter dem Hochaltar endlich der ganze Chor ausgemalt von Domenico Ghirlandajo, dem Lehrer Michelangelos, dessen Lehrlingsanteil an der Arbeit noch heute gezeigt wird.

Auch hier herrliche Frührenaissance-Glasfenster, die freilich den Raum sehr verdunkeln und überreiche Intarsien an den Chorstühlen, und so könnte ich noch lange aufzählen, ohne doch ein anschauliches Bild zustande zu bringen. — Nur noch einige Worte über die beiden gotischen Kreuzgänge, der eine, der größte von Florenz, überhaupt der größte, den ich je gesehen habe, wird jetzt meist zu Gewehrgriffen benutzt, denn die meisten Klöster sind hier ja Kasernen geworden. Er ist ausgemalt wie die meisten hiesigen Kreuzgänge mit Heiligen-Geschichten aus später Zeit, Ende des 16. und meist 17. Jahrhunderts. Neben vielem Faden und Manierierten findet man doch hier und da, wenn man sich die Mühe gibt, die Bilder wirklich anzusehen (nicht nur die Unterschriften zu lesen und dann weiterzugehen), auch schwungvolle graziöse Bewegungen, bisweilen sogar eine tiefe echte Empfindung, worüber ich immer ganz besonders erfreut bin. Denn ich halte es immer mit den Epigonen — sind wir doch selbst welche! — und ich kann nicht leiden, wenn man tut, als ob die Zeit bis Raffael für Empfindung und Naivität ein Privilegium gehabt hätte und sie den Späteren ganz fehlt. Man muß freilich oft lange suchen! Aber bisweilen wird man doch glänzend belohnt. Burckhardts Cicerone zeichnet sich auch durch besondere Vollständigkeit und Unparteilichkeit aus, während Gsell Fels, der doch ein weniger wissenschaftliches Ziel verfolgt und mehr für den Durchschnittstouristen bestimmt ist, jeden Perugino oder Botticelli gleich mit Sternen und Ausrufungszeichen anpreist und viele gute und dem modernen Geist doch viel näherstehende nachraffaelische Sachen ganz mit Stillschweigen übergeht, so daß nur ein sehr selbständiges Laienherz dieselben, ohne die schriftliche Sanktion des Reiseführers, wirklich schön zu finden sich herausnehmen wird. Die meisten jedoch gehen natürlich ganz daran vorbei, denn hier ist ja so viel zu sehen, daß auch ich nur durch den langen ruhigen Aufenthalt hier dazu gekommen bin, manches herauszufinden. Meine ganz besonderen Freunde sind die großen Plafondmaler Pietro da Cortona und Luca Giordano, an deren üppiger Fidelität und Festeslust ich mich gar zu gern erfreue und ihnen manche

Flüchtigkeit der Zeichnung, Häßlichkeiten, fade Allegorien usw. usw. ganz gern verzeihe. Es bleiben immerhin höllisch geniale Kerle, und ich sollte denken, selbst ein Raffael würde sie bisweilen bewundert haben, wenn er diese liederliche Leichtigkeit des Schaffens noch mitangesehen hätte. Bisweilen sind geradezu seiner würdige Gestalten darunter zu finden, namentlich bei Pietro da Cortona, dessen Plafonds im Palazzo Pitti wohl das prächtigste sind, was es überhaupt geben kann: ein unsinniger und doch mit kühnster Sicherheit gehandhabter Bau von Ornamenten, Pilastern, Wappenschildern, Delphinen, Karyatiden, Putten, Festons, Tritonen, Nereiden und eingefügten Bildern; ein Zusammenwirken von dekorativer Plastik und Malerei, dabei oft ein so feines Gefühl für die Anwendung der Vergoldung, daß ich doch eigentlich nicht behaupten kann, die Plafonds wirkten protzig überladen, was viele minder reiche aus späterer Zeit tun. Zur Nachahmung derartiger Pracht wird man freilich schwerlich je Gelegenheit haben, denn, gibt es auch vielleicht noch heutzutage ähnliche Reichtümer, so ist doch die naive Freude am Schwelgen in diesen unermeßlichen Besitztümern nicht mehr da; man weiß was „Nützlicheres“ mit dem Gelde anzufangen, als es als totes Kapital zur Vergoldung seiner Wohnungen auszugeben. Bis zu einem gewissen Grade mag man da vom nationalökonomischen Standpunkt Recht haben. Das Übertreiben dieser Theorie von der „nützlichen“ Anwendung des Kapitals ist aber sicherlich mit schuld an unserer Kalamität jetzt. Die Franzosen waren weniger ängstlich darum besorgt, ihre große neue Oper kann sich wohl an Pracht mit diesem Medicäerluxus messen — und das alte Lied vom Reichtum Frankreichs durch seine Industrie wird hier gerade so laut gesungen wie in Deutschland.

Doch noch einmal zurück zu Santa Maria Novella und zwar zum kleineren Kreuzgang, welcher Chiostro verde heißt, weil er ganz graugrün in graugrün ausgemalt ist, mit Szenen des Alten Testaments in vorraffaelischer naiver Zeit, aber ich habe den Bildern noch kein tieferes Interesse abgewonnen. . . . Von diesem Kreuzgang aus kommt man in die Cappella degli Spagnuoli, den alten Kapitelsaal der Dominikaner, mit ziemlich den

interessantesten Fresken von ganz Florenz und also von ganz Italien. Auch sachlich sind sie von allerhöchstem Interesse, namentlich die beiden sich gegenüberliegenden Hauptwände, auf deren einer die streitende und triumphierende Kirche dargestellt sind, darunter zahlreiche Porträts (Giotto, Boccaccio, Petrarca, Laura, Gaddi, Memmi usw. usw.), auf der anderen eine Verklärung der rechtgläubigen Theologie, in der Mitte auf goldenem Thron Thomas von Aquino, unter seinen Füßen die besiegten Irrlehrer Arius usw., und auf je sieben Stühlen zu seinen beiden Seiten die allegorischen Gestalten der Grammatik, Rhetorik, Dialektik usw., und unter diesen je ein geschichtlicher Repräsentant dieser Wissenschaft, so z. B. Justinian, Cicero, Tubalkain (Musik), Aristoteles usw. Auch der altheilige Kalauer betreffs des Namens der Dominikaner (Domini-canes, des Herrn Hunde, die nämlich den eingedrungenen Wölfen und Füchsen [den Irrlehrern] die Schafe wieder abjagen) ist hier sehr lebendig und anschaulich abgemalt. Es ist ein eigentümlicher, feierlicher Raum, quadratisch, von einem ziemlich niedrig ansetzenden, aber scheinbar um so höher sich wölbenden Kreuzgewölbe bedacht, welches ebenfalls reich bemalt ist, aber minder interessant. Auch die farbige Wirkung ist bemerkenswert: im Gewölbe herrschen lebhaftere Farben vor, besonders der tiefblaue Grund, während die Wände mehr blaß, weißlich, gelblich, grünlich sind, mit einzelnen lebhaft roten und schwarzen Stellen darin (Sieneser Schule), aber außerordentlich lebendig und charakteristisch in jeder Hinsicht — z. B. eine Szene, wo St. Domenikus mit Ungläubigen, Ketzern und Juden disputiert und sie teils bekehrt, teils wenigstens nachdenklich macht, während andere, auf das Alte Testament sich berufend, auf ihrer Meinung beharren.

In diesem, den Triumph der Kirche und ihrer Lehre mit allem wissenschaftlichen Scharfsinn verherrlichenden, hochgewölbten Kapitelsaal der Dominikaner und der kleinen Giottoschen Seitenkapelle in Santa Croce mit dem Leben des heiligen Franziskus charakterisieren sich die verschiedenen Richtungen der beiden Orden ganz besonders schön und bezeichnend, glaube ich.

Nun einmal zu etwas anderem, nämlich zum Palazzo Strozzi

und dessen Galerie, die nur einmal wöchentlich für zwei Stunden zugänglich und sehr wenig bekannt ist; sie hat auf mich eigentlich den schönsten Eindruck unter allen Galerien hier gemacht. Vom Palazzo Strozzi selbst etwas zu sagen, ist eigentlich untunlich, denn eine ungefähre Idee verbindet wohl jeder mit dem Namen und beschreiben läßt sich dergleichen nicht. Ich habe keine Photographie da von hier, schicke aber statt dessen den alten Medicäerpalast (später Riccardi), den Cosmus der Große anno 1430 von Michelozzo Michelozzi erbauen ließ, und mit dem der 50 Jahre später von Benedetto da Majano, „als letzte und höchste Form des Palastbaues der Frührenaissance“ entworfene Palazzo Strozzi doch immerhin noch manche Ähnlichkeit hat.

Das ist so schön hier in Florenz, daß viele der alten Geschlechter noch heute existieren und ihre Paläste bewohnen! Und nirgends überkommt einen das ehrfürchtig-wohltätige Gefühl dieses engen Zusammenhanges mit der Vergangenheit stärker als im Palazzo Strozzi. Wie viele andere Geschlechter sind in den 400 Jahren zugrunde gegangen! oder hinaufgegangen und haben Throne mächtiger Reiche gewonnen! Aber selbst das imponiert kaum so wie eine Familie, die heute nicht mehr ist als damals, aber doch noch dasselbe, an deren Felsenhaus im Herzen der Stadt keine Veränderungen zu sehen sind!

Noch zwei andere Privatgalerien sind dem Publikum zugänglich: Corsini und Torrigiani. Erstere ist sehr reichhaltig, ein großer weiter Palast am Arno herrlich gelegen, wo einst Macchiavells Landhaus stand, von Papst Clemens XII. (Corsini), anno 1610 mit aller Pracht jener Zeit, großen Treppen, riesigen Sälen usw. erbaut, aber, da die Familie nie in der Stadt lebt, sondern immer auf einer der vielen Villen ringsum, doch etwas die Spuren des Verfalls tragend. Im Vergleich mit den vier Zimmern mit etwa 40 Bildern, die man bei Strozzis zu sehen bekommt, machen die Räume doch einen fast parvenumäßigen Eindruck — während man in den Zimmern der Torrigiani-Galerie zuviel von ganz modernem Luxus und Komfort findet, der auf der anderen Seite freilich auch sehr behaglich stimmt. Im Strozzi ist keines von beiden: keine Spur von Verfall, jeden

Augenblick könnte die eleganteste Gesellschaft empfangen werden, ohne daß vorher ein Staubkörnchen weggewischt zu werden brauchte, aber keine Familienphotographien auf den Tischen oder gestickte Straminsofakissen und Nackenrollen oder Schalen mit Visitkarten und dergl. Zeichen modernen Luxus stören den Eindruck. Im Palazzo Corsini behält man den Hut auf, bei Torrigiano guckt man wohl gelegentlich mal in den Spiegel, ob auch die Kravatte gerade sitzt, oder betrachtet seine Handschuhe, weil man alle Augenblicke auf das Eintreten irgend eines Familienmitgliedes gefaßt ist — bei Strozzi nimmt man zwar sofort den Hut ab, aber nachher denkt man gar nicht mehr an moderne Menschen, sondern nur noch an die alten Herren der vergangenen Jahrhunderte, die gemalt oder gemeißelt einen umgeben. Meist sind es Familienporträts, aber was für welche! Von Velazquez ein Kardinal, von Tizian ein kleines Mädchen mit einem Hund, dann Bronzinos! Ein paar junge Leute von 15 bis 17 namentlich! Und von Sustermans, dem großen Niederländer, der hier lebte und eigentlich nur hier zu finden ist. Die Mutter des Papstes Clemens XII. war eine Strozzi. Hier hängt ihr jugendliches, im Palazzo Corsini ihr späteres Bildnis, beide von Sustermans. In dem größten Zimmer die militärischen Größen der Familie: Maréchal von Frankreich, Kommandant von Malta usw. — aber keine Allongeperücken darunter, alles 16. höchstens 17. Jahrhundert, in den Ecken noch einige Rüstungen. Und mitten in der sonst durchgängig vornehmen Rokokoeinrichtung einzelne Prachtmöbel aus der alten Zeit, namentlich eine Riesentruhe, zwei zierliche Stühle und ein prachtvoller „Hochsitz“. Das ist das einzige entsprechende Wort dafür; „Thron“ würde einen falschen Begriff geben, „Sofa“ einen noch falscheren. Diese Sachen gehören zum Schönsten, das man an reinen Renaissance-Schnitzereien sehen kann. Natürlich tadellos erhalten und neu vergoldet, aber es stört hier nicht, mag es auch vorher malerischer ausgesehen haben. Dann vor allen Dingen die alten Marmorbüsten: auf der großen Truhe steht der alte Filippo Strozzi, der den Palast bauen ließ, vom Baumeister Benedetto da Majano gemeißelt, ein altes häßlich-kluges, gutmütiges

Gesicht, mit kurzgeschorenen Haaren, jede Runzel und Furche der lederartigen Haut getreulich nachgeahmt, mit fast Dennerscher Treue. In einem anderen Zimmer, auch von den beiden besten Bildhauern ihrer Zeit, die Büsten seines Sohnes, mit energischem angenehmen Bonvivantgesicht und dessen Frau mit halbgeschlossenen Augen, sanft lächelnd niederblickend, wunderhübsch. Dann ein bronzener Johannes Baptista von Donatello, eine kleine bronzene Wiederholung von Michelangelos Pietà durch Gian da Bologna, ein bronzener Löwenkampf (ob antik oder Renaissance, weiß ich nicht mehr), der im Motiv mit Kiss' Amazone in Berlin verglichen werden kann, ein herrlicher Kandelaber, genug, man ist in der gewähltesten Gesellschaft, und daß die Quantität nicht übergroß ist, trägt wesentlich zum Genuß bei. Aufs reizendste und taktvollste ist stets vom Strozzischen Wappen Gebrauch gemacht. Es besteht aus drei goldenen Halbmonden auf rotem Grund; . . . dies Wappen sieht man nächst den sechs oder sieben „Pillen“ der Medicäer am häufigsten in ganz Florenz. Aber vom vollständigen Wappen mit Helm und Helmdecke machten die Leute überhaupt selten Gebrauch, am wenigsten an Bilderrahmen; ... nur die einzelnen Teile des Wappens wurden ganz ornamental bearbeitet, und niemandem als Wappen kenntlich, häufig und reizvoll angewandt, so z. B. die Halbmonde als zierliche Friese, der Falk, der sich seine Federn ausrupft (im Wappen auf dem Helm sitzend), als Füllung einer leeren Kreisfläche, an Ecken des Kandelabers usw. Das vollständige Wappen erinnere ich mich nur flach in Holz geschnitzt, an zwei Stuhllehnen gefunden zu haben, und zwar kleiner als dieser Briefbogen!

Die schönen venezianischen Kronleuchter, zwei altpersische Teppiche als Ottomanen usw. will ich nur erwähnen, um das Bild zu vervollständigen und Dir schließlich auch die einzige Disharmonie nicht schenken: das moderne Porträt der jetzigen Marchesa im letzten Zimmer, in lebensgroßer, gelbseidener Krinoline!! Wenn ich mich täglich viele Male glücklich preise, in einer Zeit zu leben, in der wenigstens den Frauen erlaubt ist, sich schön zu kleiden und in der man hier und da wahrhaft herrliche, den schönsten Trachten aller Zeiten zu vergleichende

Gestalten zu sehen bekommt — dann tat ich es da erst recht. Wie war es möglich?!!! Und kann dergleichen wieder möglich werden?!!! ...

Wenn Du diesen Brief erhältst, Mittwoch, will ich eigentlich in Arezzo sein, und dann Sonntag früh in Rom.

A reviderla!

Hans.

Cortona, 8. Februar 1877.

Lieber Onkel!

Ich habe also zunächst zu melden, daß ich Florenz verlassen habe, mich bereits im Flußgebiet des Tiber befinde und ein Drittel des Weges nach Rom hinter mir habe. Frühmorgens machte ich mich auf, mit Zurücklassung eines Koffers und aller Ölfarben, da ich doch schwerlich zum Malen kommen werde, und mit den letzten Resten meines Mammons sowie meines Schnupfens ausgestattet, beide für bescheidene Ansprüche vorläufig genügend. $^1/_2$7 ging der Zug ab, und es dauerte nicht lange, so wurde die Gegend im Morgengrauen sichtbar. Den ersten Teil des Weges, zugleich den schönsten, kannte ich bereits von einem Ausflug her. Bis dahin ist das Ufer felsig, und schöne Brücken, auch halb zerstörte, schwingen sich über den Arno, der jetzt freilich höchst friedlich dahin schleicht und von seiner gelegentlichen Wildheit nichts ahnen läßt. Aber man sieht hier allerlei Spuren davon. Übrigens gab er uns im Dezember auch in Florenz ein Beispiel seines eigentlichen Charakters, indem er sein Bett, welches er z. B. meiner damaligen Wohnung gegenüber nur halb ausfüllt, bis dicht unter den Brückenbogen hinauf brausend und schäumend erfüllte, so daß einem um den alten Ponte vecchio mit all seinen Juwelenläden Angst und Bange werden konnte. — Das Land ist hier wunderschön, überall Spuren menschlicher Tätigkeit: Städtchen, Dörfer, Villen, Kastelle, Klöster und einzelstehende Häuser, wohin man sieht. Das Land mit größter Sorgfalt bebaut, die Furchen mit einer so sauberen Akkuratesse gezogen, wie ich es sonst nirgends gesehen habe; dazwischen Maulbeerbäume

mit Weingeranke daran, jetzt freilich in der dürren Kahlheit ein trister Anblick, meist sehen sie aus wie Karikaturen auf den Laokoon, der sich den Schlangen zu entwinden sucht, oder, wenn man weniger klassisch gestimmt ist, wie ein stämmiger Kerl, der von einem dünnen, lebhaften Lackel geprügelt, geschupst, geknufft wird, sich aber im Gefühl seiner Kraft ziemlich ruhig dagegen verhält; nur selten sieht man ein Ringerpaar, bei welchem der dürre Wein durch irgend einen kühnen unverschämten Sprung seinen Gegner wirklich zu überwinden oder doch wenigstens gehörig „beim Krips“ zu haben scheint. Ihr seht, die Lektüre von Onkel Erwins Briefen mit ihrem Bilderreichtum wirkt ansteckend. Aber ich verfalle dabei ins Prosaische!

Die toskanischen Häuser haben eine einfache Grundform, das Türmchen dient meist als Taubenschlag, das Erdgeschoß als Stallung. Durch An- und Umbauten aller Art entsteht jedoch die größte und reizvollste Mannigfaltigkeit, die sich denken läßt, keines gleicht dem andern, und unsere norddeutschen Strohdachhäuser, so hübsch sie in ihrer Art sind, scheinen im Vergleich damit doch höllisch langweilig. Unter den kleinen Kirchtürmen mit ihren offenen Glockenstühlen herrscht ebenfalls der größte Wechsel.

Gegen zehn kommt man in Arezzo an, welches bergwärts ziemlich steil liegt. Es hat ca. 40000 Einwohner und macht einen leidlich lebhaften Eindruck. Jch dachte an Nordhausen, was freilich ein schlechtes Kompliment für Arezzo ist, von dem dort herrschenden allgemeinen Branntweinduft ganz abgesehen. Es gibt viel Schönes hier zu sehen. Obenan den Dom, „eine der schönsten gotischen Kirchen Italiens“. Mit Ausnahme der S. Anastasia in Verona, jedenfalls die schönste, die ich bisher gesehen habe; eine Ähnlichkeit mit S. Maria Novella in Florenz fällt sofort auf, aber die Pfeiler stehen dichter und das Gewölbe ist höher oder es scheint wenigstens so. Dazu keine Restaurationsverpfuschungen wie in fast allen Florentiner Kirchen. Besonders interessant die Glasfenster vom Dominikanermönch Wilhelm von Marseille, ohne architektonische Umrahmung, wirkliche Bilder nachahmend, also ganz modern, aber doch von angenehmer

Wirkung. Die Farben schön und bunt, aber oft große architektonische Hintergründe wie bei Paolo Veronese. In einigen anderen schmäleren Fenstern übrigens auch einzelne große Heiligengestalten unter Baldachinen, teilweise von großer Schönheit, alles derartige in Florenz übertreffend. Von demselben Wilhelm von Marseille in einer anderen Kirche sehr feine kleine Glasfenster, die in der freien schwungvollen Benützung des Ornaments mich an den Münchner Rudolf Seitz erinnerten. — Außerdem im Dom ein überreich geschnitzter Marmoraltar von Giovanni Pisano, anno 1286 und große und schöne Grabdenkmäler eines berühmten ghibellinischen Erzbischofs und eines Papstes (Gregor X.) aus ähnlich früher Zeit, einige der schönsten und größten Robbias, die ich gesehen habe, und schließlich sehr interessante Gewölbemalereien, ebenfalls von Dominikanern gemalt, gleichzeitig mit den Glasfenstern; Geschichten des Alten Testaments mit allegorischen Figuren in den Zwickeln, in denen zum Teil michelangelesker Einfluß aus der sixtinischen Kapelle zu erkennen ist. Zuerst glaubte ich schon Vorbilder Michelangelos gefunden zu haben!! Der ganze Raum herrlich einheitlich, dunkel, obendrein von nicht gerade unangenehmen Knabenstimmen unisono erfüllt. Nur einen Sonnenstrahl hätte ich mir gern erbeten, aber damit war's den ganzen Tag nichts, nur am Spätabend auf der Weiterfahrt schob sich die dunkle Wolkenwand wie eine Riesenkulisse allmählich beiseite und ließ den goldnen Abendhimmel mit vielen rosigen Lämmerwölkchen sehen. Hoffentlich schiebt sie sich über Nacht nicht wieder davor, denn Sonnenschein gehört eigentlich doch dazu, und ich nehme lieber einige Grad Kälte mehr dafür in Kauf. Lieber freilich ohne diese.

Von den vielen anderen Kirchen will ich Dir nichts erzählen, da es doch nur auf eine Aufzählung der Namen herauskäme, die obendrein doch immer dieselben sind: S. Domenico, San Francesco, Santa Annunziata usw. — Übrigens sah ich hier wenigstens einen schwachen Versuch zum Karneval. In Florenz ist nämlich absolut nichts los, weniger vielleicht als in Hamburg. Aber hier durchzogen doch einige maskierte Personen, meist in langen weißen Nachthemden, mit bunten Bändern und

Schärpen herausgeputzt, die Straßen; wohl meist Landleute, die sich in der Stadt „amüsieren“ wollten und sich nun wahrscheinlich ziemlich hereingefallen vorkamen. Sie wurden nur mit einem gewissen höhnischen Mitleid angeguckt und gingen ziemlich trübselig dahin, oder schrien und piepten etwas, um ihre ungemütliche Stimmung zu verbergen. Gerade als eine Militärkapelle auf einem kleinen Platz am Corso zu spielen begann, was die Sache vielleicht etwas fideler gemacht hat, wurde es Zeit für mich, an die Bahn zu gehen.

Arezzo ist die Geburtsstadt vieler großer Leute: Pietro Aretino, Petrarca, Guido von Arezzo, der Erfinder des Notensystems (11. Jahrhundert), dem man auch ein Standbild gesetzt hat, welches ich jedoch nicht finden konnte. Ich hatte schon an den anderen genug.

Ferner lebte Vasari hier, baute auch eine recht interessante Kirche, Kaufmannsloggien usw. Sein Haus ist erhalten, und obgleich jetzt anderweitig bewohnt, noch gut in Stand, Fresken, Plafonds usw. alles von ihm selbst ausgemalt. Auch sein Garten hat damals schwerlich viel anders ausgesehen als heute, nur etwas ordentlicher. Aber die symmetrisch angeordneten Beete mit den engen Stiegen dazwischen, die kleinen Rosenlauben mit steinernen Tischen und Bänken, von denen aus man in die steile Straße hinabsehen kann, waren wahrscheinlich vor 300 Jahren ebenso angelegtt. Der große Baum freilich, den er sich in Ermangelung wirklicher, an die eine Wand seines Hauses gemalt hatte, ist arg verwittert und kaum noch zu erkennen. Ein gut Teil Phantasie mag, als er noch „frisch“ war, dazu gehört haben, um sich an ihm zu erfreuen. Bilder von Vasari sind natürlich in ziemlicher Anzahl hier zu sehen, auch außerhalb seines Hauses. Sie tragen alle denselben ziemlich nichtssagenden Charakter. Sie sind nicht schlecht, aber man vergißt sie sehr bald wieder. Viel besser sind seine Porträts, und dann war er für seine Zeit doch immerhin einer der tüchtigsten Architekten (die Uffizien in Florenz sind von ihm). Als Kunstschriftsteller bleibt er jedoch, trotz aller Unrichtigkeiten, unersetzlich.

Perugia, 9. Februar 1877.

Um $^1/_2$5 fuhr ich von Arezzo ab und war um sechs in Cortona. Die Sonne war schon untergegangen, und als ich oben in die Stadt ankam, war es Nacht. Cortona ist nämlich ein Felsennest, eine der alten 12 Städte Etruriens und liegt hoch auf einem 600 Meter überm Meer aufragenden Berg, also viel viel höher als z. B. Marburg. Der Omnibus braucht ca. $^3/_4$ Stunden von der Station bis zur Stadt hinauf. Anfangs beobachtete ich noch die schönen mannigfaltigen Silhouetten der Ölbäume gegen den roten Abendhimmel, dann aber döste ich ein und ging schließlich mit meinem vis-à-vis, einem „Reisenden“ (Commis voyageur), in den Albergo nazionale, den er mir dringend empfahl, indem er behauptete, die „Stella“, die in meinem Führer gerühmt war, existiere nicht mehr. Letzteres war freilich nicht wahr, aber ich bereute es doch nicht, mit ihm gegangen zu sein. Es war ganz gut und ziemlich originell. Zuerst glaubte ich, schrecklich hereingefallen zu sein. Das Wirtshaus war nämlich von außen vollkommen unkenntlich: man tappte eine enge dunkle Stiege hinauf, pochte heftig an eine Tür und wurde dann über einen langen dunkeln Korridor in das Wirtszimmer geführt, dessen Wände freilich, da die Leute bei dem geringen Fremdenverkehr nebenbei auch noch ein Maskenverleihungsgeschäft angefangen haben, dicht mit Maskenanzügen garniert waren. Das Abendessen war jedoch gut; der Wirtin Töchterlein zwar nicht hübsch, hatte vielmehr den hier häufig vorkommenden chinesisch katzenartigen Gesichtstypus mit Stumpfnase, hinkte auch ein wenig, war aber ganz munter; der Commis voyageur war ein ganz netter Kerl und amüsierte sich königlich, die paar Brocken Deutsch, die er bei einem Aufenthalt in Wien einmal aufgeschnappt hatte, wieder an den Mann zu bringen. Später kam noch einer seiner Freunde, ein Schweizer, der sich in Cortona niedergelassen hat, und von dessen vorzüglichem Deutsch er mir schon vorher viel vorgeschwärmt hatte. Bei Licht besehen, war das denn freilich so wenig, daß wir die Unterhaltung doch bald auf italienisch fortsetzten. Dieselbe war natürlich nichts weniger als geistreich, aber in fremder Sprache ist man stets genügsam, lacht laut über

Witze, für die man im Deutschen kaum ein Lächeln oder Achselzucken übrig gehabt hätte und kommt sich wie ein Voltaire vor, wenn man etwa selbst einen Kalauer geleistet hat, den man in der eignen Sprache entweder überhaupt sich verkniffen hätte oder doch wenigstens schamrot geworden wäre. — Die Freunde gingen dann noch etwas „ballare“ — wovon mein Freund anderen Tages Katzenjammer hatte — ich aber schrieb mit rotlila Tinte vorausgehendes und verfügte mich vor elf ins herrliche, große und prachtvoll gewärmte Bett.

Anderen Tages war wirklich Sonnenschein und richtiger Frühlingstag, zwar stand ich nicht so früh auf wie ich beabsichtigt hatte, aber der Tag war lang genug. Ich wurde ohnedies ganz müde von dem beständigen Treppauf- und Treppablaufen. Die Straßen sind teilweise von unglaublicher Steilheit, Fuhrwerk kommt in der Oberstadt denn auch gar nicht vor. Nach allen Seiten gibt es Terrassen mit Ausblicken in die Weite und Tiefe, zuerst sah man noch ringsumher den weißen Nebel liegen, der sogar noch um 11 Uhr, als ich die höchste Höhe — Santa Margherita, eine jetzt „gründlich“ in Restauration begriffene Kirche, mit Zypressenhain daneben — erstiegen hatte, mich nicht zum Anblick des Trasimenischen Sees kommen ließ; am Nachmittag dagegen sah ich ihn ganz schön und klar aus geringerer Höhe daliegen. Das Städtchen ist sehr arm, besonders die Oberstadt, aber die Leute betteln fast gar nicht. Hier hatte ich zuerst den Anblick verschiedener charakteristischer Züge des italienischen Volkslebens: alte Frauen mit Spindeln unter dem Arm auf den sonnenbeschienenen Haustreppen, Mütter, die ihre Kinder lausten, und gegenüber im Schatten, wo übrigens dicker Reif lag, irgend ein Söhnchen, welches seine Notdurft verrichtete.... Mir waren die Bilder der lausenden Mütter, mit Ausnahme des kleinen Gerard Dou in München, nie angenehm, selbst für den großen Murillo dort habe ich die allgemeine Begeisterung nie recht teilen können — Lebensgröße ist wohl etwas zu pretentiös für den Gegenstand — aber in natura hat die Sache wirklich etwas eigenartig Poetisches, ein großes Stück Mutterliebe spricht sich darin aus. Die Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf der einen

Seite, neben der vertrauensvollen, behaglichen Hingabe des Kindes hat etwas so Anziehendes, daß ich die Wahl derartiger Motive ganz erklärlich finden muß.

An Kunst ist nicht arg viel los: zwei hübsche Renaissancekirchen, im Dom Bilder von Luca Signorelli di Cortona, jenem ersten, der der Darstellung des Nackten mit Begeisterung anhing, auch überall, wo es gar nicht hinpaßt, auf Madonnen, auf sein Selbstporträt wenigstens im Hintergrund einige Nackedeis anzubringen wußte, und deshalb eine Art Vorgänger Michelangelos genannt wird. — Im Dom ist besonders ein sehr schönes Abendmahl sehenswert, bei welchem Signorelli, von der gewöhnlichen Darstellung abgehend, den Tisch wegließ, und Christus, durch die Reihen der knienden Jünger schreitend, das Brot verteilen läßt. Ebenda ein sehr schöner antiker Sarkophag, dessen Reliefs schon von Brunellesco und Donatello bewundert und studiert wurden. Ferner sind verschiedene Bilder von Fiesole vorhanden, der hier die ersten Jahre seines Mönchslebens zubrachte. Eins davon ist auch in den Uffizien, ich erkannte es natürlich gleich wieder, aber angesehen habe ich es doch erst hier. Was ist das doch für ein Unterschied, ob man ein derartiges Bild in Reih und Glied mit allen möglichen andern sehen muß, oder in der stillen, friedlichen, kleinen Kapelle oder Sakristei eines einsamen Bergstädtchens, wo man den frommen Mönch leben und einhergehen sieht, mit ihm die sonnigen Stiegen hinabschreitet, mit ihm an den Altan sich lehnt und hinausschaut in das weite üppige Land, bis zu den Ufern des Trasimenischen Sees, an denen Hannibal die Römer schlug. Wie gut kann man sich den stillen, den Beato Angelico hier vorstellen! Selbst im Markuskloster zu Florenz haben seine Fresken kaum den Eindruck auf mich gemacht wie hier die kleinen Predellen. In seiner Kirche ist ferner der vollständigst erhaltene Altar jener Zeit, mit unbedeutenden Bildern, aber im ganzen Aufbau aller einzelnen größeren und kleineren Bildchen, im prächtig vergoldeten gotischen Rahmenwerk macht es doch einen herrlichen Eindruck. Da ich fürchte, daß keine Photographien existieren, habe ich's mir flüchtig skizziert, bin überhaupt so skizzierlustig in diesen zwei Tagen gewesen wie

in Florenz in Wochen nicht. Das Wetter war aber auch zu schön! Der richtige Frühling! Und die ganze belebte Natur empfand das, besonders die Menschen; alle Fenster und Türen waren offen, und das Leben bewegte sich wirklich halb auf der Straße, aus allen Fenstern guckten die Mädchen heraus — hübsch freilich eigentlich nicht — und lachten und schwatzten mit den Nachbarinnen oder schauten schweigend in die sonnige dunstige Weite ihre Kater streichelnd. . . .

Nachmittags besah ich dann das Museum, ein kleines Zimmerchen, zu welchem der Weg durch verschiedene mäßig stattliche Bibliotheksräume führt, lang und schmal... aber mit weiter Aussicht über viele Schornsteine und Dächer weg, weit über Land und Berge und den See. In diesem Museum befinden sich allerlei recht interessante ägyptische und etruskische Kleinigkeiten. . . . Ich interessiere mich, seit ich das herrliche etruskische Museum in Florenz gesehen habe, sehr für diese alten Herren. Sie standen denn doch auf einer sehr respektablen Bildungs- und Kunststufe. In Florenz sind bronzene Rüstungen und besonders die lebensgroßen Statuen eines Redners und einer Minerva, die wunderschön sind und ebensogut römisch sein könnten. Die kleineren Dinge sind oft höchst komisch, aber stets lebendig und charakteristisch, besonders der Sinn für die Tierwelt sehr ausgebildet. — Nach der Besichtigung des Museums ging ich noch etwas bummeln, fand in einer garstigen Kirche zu meiner Freude auch ein Altarbild, und zwar ein recht schönes und würdiges von dem andern berühmten Cortonesen, Pietro nämlich, von dessen berühmten Plafonds im Palazzo Pitti ich das letztemal geschrieben hatte . . . und ging dann den Weg zum Bahnhof hinunter. Mein Nachtsack war der einzige Passagier des Omnibus. Dieser Bergabhang im milden Abendsonnenschein war das Allerschönste und entzieht sich jeder Beschreibung. Die glühende Wucht italienischen Kolorits kenne ich ja überhaupt noch nicht, aber ich kann mir kaum denken, daß ich sie diesem sanften Flimmern und Schwimmen der Farben vorziehen werde, wo Schatten und Licht der Berge, blau und purpurn ganz weich ineinander übergehen, wo das Grüngrau der Oliven, das Graubraun und Grau-

gelb der Häuser und Mauern, die einzelnen braunroten dürren Büsche dazwischen einen unbeschreiblich wohltuenden Grundakkord bilden, aus dem nur hier und da dunkle Zypressen und schneeweiße Häuser (auch die rosaroten sehen oft schön aus) als fortos und fortissimos hervorleuchten. Die Oliven sind immer charaktervoll, energisch und dabei graziös und lieblich. Der Baum hat in der ganzen Welt nicht seinesgleichen, weder in der Pflanzen- noch in der Menschenwelt.

Unterwegs besah ich noch eine interessante Frührenaissancekirche, ließ mir aufschließen von einem hübschen, aber nicht allzu freundlichen jungen Menschen, und als ich ihm Geld dafür geben wollte, schüttelte er mit liebenswürdig-stolzem Lächeln den Kopf und sagte: „Ich nehme nichts, wollet es diesen armen Leuten geben" — die sich natürlich eingefunden hatten. Selten hat mich etwas so erfreut!

Die Sonne ging rot und trübe unter, ehe ich die Station erreichte, und als wir an den Trasimenischen See kamen, war es fast Nacht. Von den drei hainbewachsenen Inseln, die aus „dem lichtgrünen Seespiegel hervortauchen", war nur wenig zu sehen. Das Spiegeln übernahmen die Sterne, die Luft war weich und lind, wie Frühlingsabende bei uns im März, und als wir am schilfigen Ufer des Sees entlang fuhren, und sogar ein paar Frösche leise zu quaken begannen, setzte sich das herrliche, ahnungsreiche Frühlingsgefühl des Tages auch in die Nacht hinein fort. Wohl drei Stunden fährt man hart am Ufer des Sees hin. Nach 8 waren wir an der Station Perugia, gegen 9 in der Stadt, die ebenfalls hoch und weitab von der Bahn liegt. . . .

Assisi, 11. Februar.

Zu Cortona ist noch nachzuholen, um das Bild des Weges bergab zur Station zu vervollständigen, daß viele jener, in ganz Italien üblichen, zweirädrigen Karren, wie immer rotgestrichen und leicht bestaubt, von einem oder zwei Eseln, Maultieren oder Pferden gezogen (eins seitwärts vors andre gespannt), ganz langsam und sacht den trefflich chaussierten Weg hinauffuhren, ohne Beschwerden und wie im Traum; die Männer lagen meist platt

auf dem Bauch im Karren und schliefen, die klugen Tiere finden den Weg allein. Neben der Kirche, deren junger Küster mich durch seine selbstlose Gesinnung so erfreut hatte, spielte eine Schar geistlicher Seminaristen eine Art von Diskuswerfen, welches man hier viel sieht. Auch das sah schön aus: all die schwarzen Gestalten in dem grauen Staub, unter den zierlichen Oliven; die meisten jungen Leute auf der Rampe der Straße hockend, wie immer, möglichst leise und gesetzt, unterbrachen auch sie die feierliche Abendstille nicht durch Schreien und Lärm.

Doch nun Perugia! Als ich gestern morgen aufwachte, war der Himmel wieder bewölkt. Die Schönheit der Stadt kam erst heute an einem Sonntagmorgen zur vollen Geltung. Trotzdem ist die Lage so einzig schön, daß sie auch ohne Sonnenschein schon imponierend genug wirkt. Perugia liegt 100 m minder hoch als Cortona, aber 500 m über dem Meer bleibt immerhin noch eine ansehnliche Höhe. Es hat 50000 Einwohner und macht einen ganz belebten Eindruck, weder kleinstädtisch noch arm. Die Hauptstraße, der Corso, mit Rathaus, Dom usw., läuft den Rücken des Berges entlang, und die Nebenstraßen fallen wie die „Gruben" in Lübeck nach beiden Seiten ab. Aber die Steigungen sind hier viel bedeutender und teilweise für Fuhrwerk ganz unpassierbar, der „Fahrweg" sogar bisweilen mit breiten Stufen versehen, für die guten Esel, die oft hochbepackt mit Säcken voll Holzkohle, trocknem Reisig, Körben voll Obst oder Geflügel ganz munter hinauf klettern. Und dabei sind sie hier nicht, wie in Florenz durchgängig, mit Troddeln und Schellen geschmückt. Die Fußwege zu beiden Seiten, ohne Stufen, sind sehr schwer zu benutzen. Ich kam sowohl beim Hinauf- wie beim Hinabgehen mehrfach ins Rutschen. Übrigens taxiere ich die Peruginer für gut bewadet. Dies viele Steigen muß sehr günstig darauf wirken.

Außer der größern Steilheit ist die Bildung des Terrains auch viel mannigfaltiger als in Lübeck, durch verschiedene Seitenarme des Hauptstocks, die dann wieder ihre eignen „Gruben" haben; es ist, um botanisch zu reden, der Unterschied eines gefiederten und doppelt gefiederten Blattes. Ich kenne keine schöner

gelegene Stadt. Der Reichtum an schönen, sich aufbauenden Silhouetten, mit Ausblicken in die Weite ringsum, ist unerschöpflich. Man sieht oft zugleich über Dächer hinweg, in Häuser hinein, andre ragen daneben steil und hoch empor. Dabei ist die Bauart im allgemeinen architektonisch wenig bemerkenswert. Der Reiz liegt darin, daß das Ganze so „gewachsen“ erscheint wie ein Naturprodukt. Ich denke mir, daß Ludwig Richter hier Studien gemacht hat. — Übrigens gibt's auch allerlei hervorragende Gebäude, die von der alten Herrlichkeit zeugen. Der Dom ist recht groß, seine gleichhohen Schiffe ruhen auf sehr schlanken, sechseckigen roten Marmorsäulen mit goldenen Kapitellen. Leider ist er in der schlimmsten Zeit der neuerwachenden Begeisterung für Gotik restauriert; namentlich erfreut er sich schauerlicher Glasfenster. Nur eins, wahrscheinlich aus allerjüngster Zeit, gegenüber einem alten, von dem schon mehrfach erwähnten Wilhelm von Marseille (Marcillot) ist sehr hübsch geraten und hat eine milde Kraft der Farben wie gute Peruginos. Von außen ist der Dom, wie beinahe alle gotischen Kirchen in Italien, die ich gesehen habe, unvollendet und sieht höchst ruppig aus. Daran bin ich aber schon gewöhnt. Ob er, wenn man die an einer Ecke begonnene Marmorinkrustation (rot und weiß) durchgeführt hätte, viel schöner aussähe, möchte ich sogar auch noch bezweifeln. Diese Hosenzeugmuster in Marmor sind in der ganzen Gegend beliebt.

An der andern Seite des Platzes liegt das Rathaus, ein herrlicher gotischer Bau, nicht so gewaltig wie der Palazzo vecchio in Florenz, aber reicher und liebenswürdiger und doch sehr ernst und stattlich. Besonders malerisch ist die Schmalseite mit ihren vielen Treppen und, hoch über einer Seitentür, auf weit vorspringenden Konsolen, zwei große Bronzebestien, Löwe und Greif, die von einem alten Brunnen stammen, aber schon 1358 hier angebracht waren; seit diesem Jahre tragen sie an einer langen Kette einen Wagenbalken, eine Siegestrophäe aus den Kämpfen mit Siena. Auf dem Platz steht ein riesiger dreischaliger Brunnen aus dem Jahre 1277, mit reichem Bildwerk von den Pisanos und Arnolfo di Cambio, dem Baumeister des Florentiner Doms. Im

Erdgeschoß sind die Räume des Bankkollegiums und Wechselgerichts der Stadt, das Cambio, ein größerer in der Mitte, ein kleinerer und eine Kapelle daneben. Der größere ist Peruginos Werk, und dafür sollen ihm all seine süßen Madonnen verziehen sein. Es ist das vollendetste, was ich in der Art kenne, ganz dem Bild entsprechend, das mir für einen derartigen Raum vorschwebte. Beschreiben läßt sich dergleichen nicht gut, besonders da das Dargestellte teilweise uns unverständlich gewordene Allegorien von Herrschertugenden (in der Luft sitzend, mit Schrifttafeln in der Hand) und antike oder alttestamentarische Repräsentanten derselben sind, die ohne Gruppierung nebeneinander stehen. Dagegen ließe sich wohl vieles einwenden. Aber alles ist so herrlich in den Verhältnissen und besonders so reich und satt und mild in der Farbe, daß man sich gleich beim Eintreten wünscht, Handelsrichter in Perugia zu sein. Da muß gut sitzen und Rechtsprechen sein! Auch die Intarsien und Schnitzereien, welche an der einen Seite, wo die erhöhten Sitze für die Richter sich befinden, bis zur Decke hinaufreichen, sind nach Peruginos Zeichnung und sehr berühmt. . . . Überhaupt gibt's viel schönes, holzgeschnitztes Stuhlwerk in Perugia. Doch will ich Euch nicht wieder mit der Beschreibung aller Kirchen und ihrer Sehenswürdigkeiten langweilen. Es kommt doch immer aufs selbe hinaus. Hier obendrein immer auf Perugino oder scuola Perugino, die man (ich wenigstens) bald satt kriegt, so schön manches ja ohne Frage ist. Die Galerie, sehr gut in einer unbenutzten zopfigen Kirche aufgestellt, macht zuerst etwa denselben monotonen Eindruck wie eine Melbye-Ausstellung, fast noch gleichmäßiger. Sehr wohl gefielen mir einige Pinturicchios, von besonders schöner Farbe, doch am liebsten waren mir auch hier wieder einige Fra Angelicos! Was seine kleinen, einzelstehenden Heiligenfiguren, oft nicht höher als ein Briefbogen (ursprünglich Füllungen in den goldenen Umrahmungen größerer Altarbilder), für eine Schönheit, Würde und Anmut haben, davon habe ich früher keine Ahnung gehabt. Die gewöhnliche Auffassung Frisoles ist ja die, daß er der Maler der selig Verklärten und der Süßigkeit des Paradieses ist. Aber daß er daneben auch die ernsteste Männlichkeit in strenger Feier-

lichkeit zwar, aber auch mit gründlichem Studium der Natur, besonders in den Köpfen, darstellen kann, das wird nur zu oft übersehen. Und bei Gestalten dieser Art werden auch seine Farbe und Zeichnung meist ganz anders: die Falten seiner Engelchen haben meist ein sehr allgemeines schablonenhaftes Gepräge (wie Onkel Erwins in früherer Zeit ja auch), und die Farbe besteht in Hellblau, Rosa, Zinnober und Gold, oft in unglaublich naiver Geschmacklosigkeit; das ist aber sowohl bei seinen Fresken in San Marco, wie auch besonders bei derartigen kleinen Figuren ganz anders. Da sind Zeichnung und Farbe oft nicht nur sehr ernst, sondern von geradezu hervorragender Schönheit.

Übrigens war gerade Markttag (Sonnabend) in Perugia, und ich konnte an den Typen und Kleidern der Leute merken, daß ich Rom näher kam. Die Haut war dunkler, Augen und Haar schwärzer als in Florenz, und der Schnitt des Gesichts oft von klassisch vornehmer Strenge, besonders bei Frauen von zirka 40 Jahren; Schönheiten sah ich jedoch nicht, nur ein blondes Backfischchen im Typus perugineskor Madonnen könnte ich dazu rechnen. Aber ihr süßes Lächeln war so schalkhaft, munter und unbewußt, daß ich sie all dem perugineskon Gehimmel bei weitem vorzog. — Die Tracht ist in der Form die allgemeine charakterlose europäische Bauerntracht, aber die Farbe wirkt heller und bunter, je weiter man nach Süden kommt. Bei uns ist Dunkelblau die Lieblingsfarbe, in Florenz sieht man Halstücher, Blusen und Schürzen vorzugsweise Rotgelb und Rotviolett, die Röcke und auch wohl die Wämser dagegen meist Braun, Grau und Schwarz. Hier sind Rot, Gelb und Weiß schon fast die allgemeinen Farben, auch für die Röcke, die oft aus Kattun sind, wie unsere Dienstmädchenkleider, nur größer und bunter gemustert. Ja, ich sah Bauerfrauen ganz in Weiß oder Hellgelb, so daß die Hände auf solchem Grunde von mohrenartiger Dunkelheit erscheinen. Dabei nimmt der Schmuck zu, die Ohrringe werden größer, die Halsketten länger und dicker, besonders sieht man auch viel große rote Korallenketten. . . .

Heute, Sonntag, morgen war himmlisch schönes Wetter, und ich glücklicherweise beizeiten auf. Ich ging gleich bis zum alten,

hohen, schwarzen Tor des Augustus, jetzt fast mitten in der Stadt, durch welches eine steile Straße zu einem netten kleinen Plätzchen hinabführt. Hier war munteres Treiben: man schlug Tribünen auf und schmückte sie mit bunten Fetzen, umwand die Säulchen über dem alten Tor mit grünen Lorbeergirlanden, Kränzen, Fähnchen und wimmelte in fröhlicher Festeserregung auf und ab. Sogar die Bettler vertauschten ihr: per la grazia della Madonna bisweilen mit per la grazia di Carnevale! Wer konnte da widerstehen?! Und in diesem ganzen ärmeren Stadtteil war dieselbe Stimmung: da sah man alte Mütterchen mit einem Packen rot-weiß-grüner Fähnchen unter dem Arm einherhumpeln, hübsche Mädchen ihr Fenster schmücken, Kerle auf langen Leitern stehend, Girlanden mit Papierlaternen über die Straßen spannen, oder Tribünen benageln u. dgl. Die Kirchen waren für einen Sonntag recht leer.

Mein Weg führte mich ans äußerste Nordende der Stadt, wo, hochgelegen, eine frühchristliche sechzehneckige Kirche mit Oberlicht steht, die ich noch besichtigen mußte. Das war bald getan. Aber viel schwieriger war es, sich von der Fernsicht zu trennen, die ich an der Außenseite der Stadtmauer hatte. Das war das schönste Sonntagmorgen-Panorama meines Lebens: die Stadt duftig, von hinten beleuchtet, unter mir die Täler noch voll Nebel, aber die Bergzüge klar und licht, und manche Giebel hellerglänzend von weißem Schnee, besonders gegen Osten zu, wo ich am Abend zuvor Assisi ganz deutlich hatte liegen sehen, den heiligen Boden, dessen Anblick auch mich mit Ehrfurcht erfüllte. Die Sonne schien so wohlig warm, einzelne Fliegen summten schon umher, sogar einige noch nicht verspeiste Vögel flatterten in der Nähe. Marienblümchen sproßten schon hervor, und der Frühling tat sich überall kund. Dazu ab und zu ein feierlicher Glockenschlag, und aus der Ferne einzelne fröhliche Menschenlaute und ein schlichtes, nur dank der Ferne melodisches Pfeifen — doch ich mußte fort in die Pinakothek, von der ich schon gesprochen habe. Ich verschiebe es meist bis zuletzt, die Galerien zu besehen, sie sind mir nun einmal unsympathisch, wie Du weißt. Von allen, die ich noch gesehen,

ist freilich die Aufstellung dieser in einer unbenutzten Kirche die angenehmste, außerdem das Licht vortrefflich. Viel länger als eine Stunde blieb ich aber doch nicht drin, sondern bummelte noch etwas herum, zuletzt nochmals im Dom. . . .

Bald hinter Perugia fährt man zum erstenmal über den Tiber, und dann eine Zeitlang neben ihm. Er ist trüb, graugrün, am Ufer standen zu beiden Seiten kahle, dünne Bäume, zum Teil von Efeu berankt. Nach einer Stunde ist man in Assisi. Sie hat unter all diesen Städten die vornehmste Lage! Sie liegt nicht oben auf der Spitze eines Berges wie die andern, sondern streckt sich auf halber Höhe, am Abhang eines großen, kahlen, oben schneebedeckten Berges, stolz und königlich aus, sowie man sich Sparta oder Korinth oder andere alte Königsstädte denkt, ganz anders freilich, als ich mir die Heimat des demütigen Apostels der Armut vorgestellt hatte. Aber eine weit größere Enttäuschung als diese folgt dann: der Kampf mit einem halben Dutzend Kutschern, die einem das Gepäck fast mit Gewalt entreißen, um sich der Fahrt zur Stadt hinauf zu versichern. Fremde sind hier ein ganz rarer Artikel, ich glaube, ich war der einzige im Zug. Sie täuschten sich diesmal alle, denn ich ließ mein Gepäck im Deposito an der Station und ging zunächst nach S. Maria degli Angeli, einer großen Kuppelkirche, die nahe der Bahn im Tal gelegen ist. Hier war es, wo St. Franziskus 1207 in einer ganz kleinen Kapelle, seinem Lieblingsaufenthalt, die Worte vernahm: „Ihr sollt weder Gold noch Silber in euren Gürteln tragen, weder Schuhe noch Stab haben!“ und ausrief: „Dies ist, was ich suche!“ Die kleine Kapelle steht noch mitten unter der hohen Kuppel und wirkt nicht größer als ein Altar. In ihrem Giebeldreieck malte Overbeck 1829 das bekannte „Rosenwunder des heiligen Franziskus“ (Karton in der Bibliothek zu Lübeck). Es war mir stets eine liebe Komposition und sieht hier sehr würdig aus. Auch die Farbe, obgleich etwas schwer, ist durchaus nicht unangenehm, nur die stehenden Engel gar zu altjüngferlich-lübeckisch. Aber ich fühlte mich doch recht stolz auf unsern Landsmann, der hier an solcher Stätte ein Werk geschaffen hat, welches alles, was ich von moderner Heiligenmalerei sonst hier

gesehen habe, so hoch überragt und wenn auch etwas nüchtern und ängstlich, sich doch immerhin neben manchem alten sehen lassen kann. Die große Kirche ist nobel, aber pomphaft barock, da hätte ein Bau wie Santa Croce stehen müssen! Die Zelle, in der Franz starb, ist jetzt Kapelle geworden und macht keinen rechten Eindruck. Zahllose Bettler lagern hier. Die Ankunft eines Fremden betrachten sie wahrscheinlich schon als Erfüllung ihrer Gebete und umdrängen ihn mit der größten Zuversichtlichkeit und Unverschämtheit. Es ist unmöglich, allen etwas zu geben. Es sind wirklich recht Bejammernswürdige unter ihnen. Besonders herrscht viel Blindheit und Augenleiden. So ein zerlumpter Alter von einem noch zerlumpteren Jungen geführt, sieht oft schrecklich traurig aus; noch rührender freilich ein blinder Junge von 14 Jahren, den sein kleiner Bruder leitete. Da kann einem wohl zumute werden wie den großen Aposteln der Menschenliebe, „die des Volkes jammerte“. — In meiner Kirche der Zukunft und am Hochaltar derselben, für den ich die Statuen zu wählen hätte, würde ohne Frage dem heiligen Franziskus eine der vornehmsten Stellen gebühren. Ich weiß gar wenig von ihm, werde mich aber später eingehend mit ihm beschäftigen, so sehr verehre ich ihn und seine Wirksamkeit.

Als ich endlich in die Stadt hinaufging, war der Nachmittag schon weit vorgeschritten, und die Schatten fingen an lang zu werden. Ich eilte und die Sonne brannte auf meinem Rücken. Aber der Weg war weiter als ich gedacht hatte, und es war nach vier als ich endlich vor S. Francesco anlangte. Dies ist die große, ihm geweihte Kirche, die auf kolossalen Substruktionen am linken Ende der Stadt aufragt, die erste großartige gotische Kirche Italiens 1228, 2 Jahre nach dem Tode des Heiligen, von einem deutschen Meister Jacob begonnen.

Zuerst kommt man in die Unterkirche, die einen sehr ernsten düstern Eindruck macht. Ungeheure kurze Pfeiler tragen wuchtige Gewölbe, alles ist von Giotto und seinen Schülern bemalt, alle Glasfenster farbig. Erst nachdem man sich $^1/_4$ Stunde an die Dunkelheit gewöhnt hat, kann man daran denken, das Einzelne zu besehen. Als ich gerade so weit war, begann eine

Messe, die ich natürlich nicht durch neugieriges Auf- und Abgehen und Operngucken stören mochte, da viel Volks anwesend war. Der monotone Gesang machte sich hier in den niedrigen Gewölben übrigens sehr feierlich, einige kniende Mönche, besonders einer, der beide Hände vors Gesicht gepreßt, an einer Treppe lag und betete, sahen wunderschön aus. Die Kerzen des Altars erleuchteten die Giottoschen Fresken am Gewölbe besser als das Tageslicht, so daß ich wenigstens das Feld mir gegenüber deutlich besehen konnte. Aber schließlich wurde mir die Sache doch langweilig, und ich drückte mich in die Sakristei, wo ebenfalls ein echtes Bild des Heiligen bewahrt wird, und durch diese dann in die Oberkirche. Dieselbe wird nicht benützt, und ist eines der schönsten heitersten gotischen Baudenkmäler, das ich kenne, ebenfalls reich mit Fresken und Glasfenstern geschmückt. Letztere sind die allerschönsten, die ich gesehen habe. Ein unerschöpflicher Reichtum von Mustern herrscht hier. Aber auch die Farben finde ich prachtvoll harmonisch. . . . Die Fresken sind ebenfalls von Giotto und seinen Vorgängern. Namentlich sind hier noch Reste Cimabuescher Fresken, die sehr interessant sein sollen. Ich war nicht in der Laune, mir das unendliche Gewirre von Überresten zu ergänzen und Gestalten daraus zu konstruieren, sondern zog es vor, durch den schönen vom Abendsonnenschein ganz rotgoldig durchglühten Raum auf und ab zu gehen und draußen vor der weit geöffneten, aber durch ein Gitter verschlossenen Haupttür einige Kinder auf dem grünen Rasen spielen zu sehen. Dann ging ich wieder in die Unterkirche, die Messe war bald beendet, und mit dem andern Volk ging auch ich ins Freie. Es war der richtige Spätsonntagmittag eines kleinen Städtchen: kein Mensch wußte recht wohin mit sich. Man stand in Gruppen und sprach nicht, hockte auf den Mauern und sah wie die Sonne ihre letzten Strahlen durch eine dichte Wolkenschicht über die weite Ebene warf; auch die Spiele der Kinder waren matt und gelangweilt — nur einige Geistliche . . . gingen im eifrigen, leisen Gespräch auf und ab.

Eine lange nur wenig ansteigende Straße führt durch die

menschenleere Stadt, endlich erweitert sie sich zur Piazza, und dort liegt der Tempel der Minerva, die besterhaltene römische Tempelfront Italiens, jetzt Kirche. Hier standen viele Menschen umher, ringsum den Brunnen, dessen vier wasserspeiende Löwen so humoristisch gemütlich aussehen, daß es eine Freude ist, aber auch diese Versammlung wußte nicht recht was tun. Erst um acht begann der große Karnevalball.

Noch weiter nach Süden verbreitert sich die Hauptstraße abermals zu einer großen Terrasse mit herrlichem Ausblick in die Ferne, die dämmerig und in tiefen milden Farben sich ausdehnte. Im Westen am Himmel noch ein heller gelber Abendstreif. Hier liegt die gotische Kirche Santa Clara, der Freundin des heiligen Franz geweiht. Eine ganze Weile ging ich da auf und ab, freute mich der schönen Formen und tiefen Farben von Stadt, Berg und Ferne und stieg dann endlich zum Dom hinauf, der auf einem höheren Absatz liegt als die Hauptstraße. Aber ich sah nichts mehr — hinein kam ich gar nicht — als nur die große schwarze Silhouette gegen den dunkelblauen Abendhimmel, spürte außerdem Hunger und verfügte mich in den sehr empfohlenen Lione. . . . Es war noch finstere Nacht als ich am andern Morgen abfuhr, und halb im Schlaf rasselte ich dahin, Rom entgegen. Davon morgen mehr.

Hans.

Rom.

Von der Reise hierher weiß ich wirklich nicht mehr viel zu erzählen! Anfangs wars noch halb Nacht und kalt und ich schläfrig; dann war die Gegend ziemlich charakterlos, sowie sie in Süddeutschland auch hätte sein können: Bergzüge mit etwas Schnee, kahle Bäume, trockne Wiesen, wenig Häuser. Hinter Spoleto wurde es schön, und die stets belaubten Oliven auf den Abhängen verscheuchten alle Gedanken an den Winter. . . . Erst in Orte bekam ich endlich um $^1/_2$10 Uhr etwas in den Magen und wurde von da an ein ganz genußfähiger Mensch. In Orte treffen sich die beiden Routen von Florenz über Siena und Florenz über Perugia, so daß von hier an, dem alten Sprichwort

zuwider, nur ein einziger Weg nach Rom führt. Zeitweilig geht's dann durch ein enges, brausendes Bergtal, ganz südtiroler Alpencharakter. Dann kommt die Ebene. Man fährt am Monte Soracte vorüber und erkennt in der Ferne die oft gesehenen Linien der Albaner- und Sabinerberge. Aber von S. Peter sah man noch nichts. Bald schoben sich wieder langweilige Hügel vor, und das Ausschauen wurde so langweilig, daß ich schließlich meinen Gsell Fels nahm und darin las. Als ich endlich wieder ausguckte, lag die Peterskuppel schon ganz groß und deutlich da, vom übrigen Rom aber war noch lange nichts zu sehen. Endlich auf der andern Seite die Aquädukte und antiken Reste, alles in schönen, von der Sonne beschienenen, roten Backsteinfarben, oft von dunklem Gestrüpp bewachsen. $^1/_2$1 waren wir da. Der Bahnhof ist groß und hell, echt modern; wenig Zudringlichkeit von Kofferträgern, großstädtische Ruhe und Ordnung in den Fiakern, und so befand ich mich sehr bald auf dem Weg ins Hotel Minerva. Wie anders war eine Ankunft in Rom vor vierzig, fünfzig, ja noch vor zwanzig Jahren! Wie anders malt man sie sich selbst heute noch aus!

Nachdem ich mich im Hotel, $4^1/_2$ Treppen hoch, aber trotzdem ohne Aussicht, gewaschen und umgezogen hatte, ging ich sofort zu de Boor, den ich auch sehr bald in einer Stube voll Sonnenschein fand, unverändert rings von Büchern umgeben. . . . Wir hatten uns lange nicht gesehen, waren aber so ganz auf demselben Fuß, daß wir uns eigentlich nicht einmal über die Erlebnisse der vergangenen Jahre Bericht abstatteten. Um drei schlenderten wir dann an den Korso, an dem ich schon vorher einige geschmückte Balkons bemerkt hatte. Freilich war dieser Schmuck nicht weit her, nicht annähernd mit der Ausstattung unserer Häuser in Hamburg beim Einzug der Truppen, beim Schillerfest usw. zu vergleichen. Ein paar rote Fetzen oder alte Teppiche genügten hier, Girlanden waren ganz selten. Der Korso ist eine sehr sehr lange Straße, fast das ganze Rom von Norden (Piazza del Popolo) bis Süden (Piazza di Venezia) durchschneidend, aber nicht besonders breit, meist schmäler als der „Neue Wall“, 11 bis 12 von meinen Schritten — gerade ein

Drittel der Breite des Hauptschiffes von St. Peter! Der Boden war mit Sand bestreut, aber vorläufig waren wenig Wagen da und auch noch nicht viel Fußgänger. Ich sagte schon: „na, so ist's in Hamburg denn auch noch.“ Aber es entwickelte sich bald anders; das Hin- und Herlaufen mit Blumensträußen begann und wurde bald allgemein. Von den Balkons herab und von unten hinauf in die Wagen, die bald in enger Folge, an der einen Seite hinauf, an der andern hinabfuhren, oder selbst zwischen den Fußgängern, die im langsamen Vorwärtsgewoge, bis hart an die Wagenräder und Deichseln gedrängt, fröhlich und ohne Gedrängel vorbeischoben. Es gefiel mir bald recht gut, und nachdem erst de Boor von einem Balkon aus arg bombardiert worden war, und dann sogar ich, der ich ganz fremd zu sein glaubte, von einem Wagen aus einige kräftige Sträuße an den Kopf bekommen hatte, als deren Urheberinnen ich, als ich meinen Kneifer wieder aufgesetzt hatte, einige Engländerinnen erkannte, die ich in Florenz kennen gelernt hatte, fühlte ich mich ganz zu Hause. Natürlich mußte ich mich auch mit Blumen versehen, um mich zu revanchieren. Und das Vergnügen ist viel billiger als man denkt. Erstlich kosten Blumen unter diesem gesegneten Himmel überhaupt nicht viel, dann aber wird jeder Strauß vier bis fünf mal geworfen, von Jungen wieder gesammelt und wieder verkauft, so daß man, wenn man nur recht unverschämt dingt, für zwei bis drei Soldi ganz nette, für fünf bis sechs sogar sehr hübsche Sträuße bekommt. Aber das Werfen ist nicht leicht, besonders nach oben zu den Balkons hinauf nicht. Ich brachte nur selten einen an die richtige Stelle. Die Schönheit der Römerinnen verdient ihren großen Ruf durchaus. Ich wenigstens war ganz entzückt davon. Manches Gesicht war freilich mit der Maske bedeckt, aber was man sah: Halsansatz, Nacken und Busen war fast durchgängig so schön, wie man's anderwärts ganz selten sieht. Die schönsten Vornehmeren auf den Balkons waren außerdem ja alle unmaskiert und in gewöhnlicher Toilette, nur bisweilen Schleier, Schleifen oder Blumen, dem Festtag Rechnung tragend. An der Piazza Colonna, einem Balkon gegenüber, auf den ich de Boor schon gleich beim ersten

Entlanggehen aufmerksam gemacht hatte, fand ich meine ganze Architektenklique wieder, welche den Weg über Siena genommen hatte und schon einige Tage vorher angekommen war. Sie waren im eifrigen Bombardement mit der Schönsten begriffen, auf welche die Natur wirklich in hohem Grade alle Schönheit und Lieblichkeit ausgegossen hatte, so daß alles ihr huldigen mußte. Namentlich unser Thiersch (Enkel des alten Professors in München), ein großer, schöner, lieber Mensch, gewissermaßen ein ins Männliche übersetzter Piglhein, ohne Frage die sympathischste Erscheinung, die ich seit langer Zeit gesehen habe, zeichnete sich durch wohlgezieltes Werfen zu dem hohen Balkon hinauf aus, sogar ein prachtvoller riesengroßer Strauß mit wohl 20 Kamelien, den ich zufällig für einen Frank erstand (der Kerl hatte vier verlangt, in Hamburg würde er leicht 10 Mark gekostet haben), wurde von ihm unter allgemeinem Jubel an seine Adresse befördert. Sie dankte den deutschen Herren sehr huldreich und befestigte den Strauß hoch über sich am Fensterladen, wo er den ganzen Nachmittag prangte. Als die Sonne sich neigte, gingen de Boor und ich zur Stadt hinaus, wo in den vielen kleinen Trattorien rechts und links das denkbar lustigste harmloseste Treiben stattfand. Hier war die Mehrzahl maskiert, während am Korso höchstens ein Viertel Masken trug. Zu irgend einem verstimmten Leierkasten wurde da stundenlang nach derselben Melodie unter freiem Himmel getanzt, ganz langsam und sittig, ohne viel Gelärm und Gejauchze, mit ebenso ernsthaften Mienen wie in Deutschland, aber so reizend graziös und harmlos lustig, als wäre das goldene Zeitalter zur Wirklichkeit geworden. Da war nicht die leiseste Roheit, Unanständigkeit oder Besoffenheit — von Mord und Totschlag gar nicht zu reden. Der lichte blaue Abendhimmel, besät mit vielen rosigen Lämmerwolken, wölbte sich warm und klar darüber; dunkle, klotzige Portale mit barocken Vasen und Voluten ragten ernst aus dem Staub der Landstraße in die leuchtende flimmernde Höhe; in den belaubten Büschen — meist Lorbeeren und Steineichen — rührte sich fast kein Blatt, und einzelne hohe Pinien sahen feierlich still von weitem in das muntere Vergnügen hinunter. In einer dieser

Trattorien fanden wir einen Bekannten de Boors, einen Maler, nicht mehr jung, von einem Schwarm allerliebster, gleichgekleideter kleiner Mädchen umdrängt und gepeinigt. Er sollte durchaus mit ihnen tanzen. Um sich zu retten, hetzte er sie auf uns. Nach einigem harmlosen Gebalge erklärten wir uns dazu bereit, da hörte die Musik auf, und als sie wieder begann, waren die Mädchen fort. Die einzige, die sich für einen Augenblick demaskierte, hatte ein sehr hübsches Gesicht. Witze und Gespräche werden gar nicht verlangt. Man begegnet sich einfach, schüttelt sich die Hände, sagt etliche Male buona sera, buona sera, „freut mich sehr, Sie zu sehen" usw. usw., alles in möglichst hohem, piepsendem Ton, macht eine tiefe Verbeugung, und das ist der ganze Scherz. Etwa wie in Hamburg das „Prost Neujahr" rufen, nur daß dort der Hauptwitz darin liegt, möglichst laut zu brüllen, auch ein Viertel der Betreffenden betrunken ist . . ., von Berlin nicht zu reden. — Große Verschiedenheit der Kostüme herrscht nicht. „Echte" gibt's gar nicht, sie passen auch gar nicht her, und würden eine sehr traurige, „unechte" Rolle spielen. Rote Teufel, weiße Bajazzos und Matrosen sind für die Männer, „Schäferinnen" und italienische Bäuerinnen für die Mädchen das gewöhnliche. Da man die wirkliche Volkstracht hier nur ganz selten sieht, eigentlich nur bei den Modellen auf der Spanischen Treppe, waren mir diese doch mehr oder minder echten Kostümitalienerinnen ein allerliebster Ersatz. Die Tracht ist entzückend kleidsam. Und der Wuchs, die stolze Grazie der Römerinnen, läßt selbst Maskenanzüge fast wie echt erscheinen. Bisweilen sah man freilich echte Sachen, manchen schönen, halbverschossenen Seidenrock, der prachtvoll mit dem dunkelroten Tuch der Ärmel, der gelblichen Leinwand und dem Fleisch zusammenstimmte. — Die Polizei war so liebenswürdig, wie ich noch nie eine sah. Trotzdem war die Ordnung musterhaft. Daß niemand verunglückte, ist ein Wunder; aber man wurde es schließlich ganz gewohnt, von den Rädern fast gestreift zu werden, oder plötzlich eine Pferdeschnauze am Nacken schnaufen zu fühlen. Die Jungen sammelten die Sträuße unter den Rädern auf, die der größern Wagen waren meist dicht mit Lorbeeren umwunden.

Abends gingen wir auf die Piazza Navona, einen großen langen Platz mit drei Brunnen, der mittelste ist von Bernini. Auf ungeheuren Felsenstufen ruhen die Kolossalstatuen der vier größten Flußgötter, der eine trägt einen hohen Obelisken — ein gewaltig flottes Barockwerk; die Wassermassen, die er nach allen Seiten sprüht, waren rot und grün bengalisch beleuchtet, der ganze Platz mit bunten Papierlaternen geschmückt, Buden ringsum, und mitten im bunten Gewoge wurde auch hier zu den Walzern der Militärkapelle auf dem trefflichen Pflaster getanzt, in derselben liebenswürdigen, ich möchte sagen rührenden Lustigkeit und Harmlosigkeit. Von 11 bis 3 kneipten wir Freunde, und waren auf deutsche Weise gemütlich und fidel. — Immer und immer wieder finde ich so liebe Freunde. Es ist doch eine gute Welt!!

„Denn ach: die Menschen lieben lernen,
Das ist das einz'ge wahre Glück!"

Die Wahrheit dieses schönen Platenschen Verses, bei dem ich mich freilich jedesmal über das eingeflickte, überflüssige „Ach" ärgere — habe ich so recht wieder hier empfunden! Ich bin nie auf neue Bekanntschaften „gelaufen", habe vielmehr schon seit Jahren mir gesagt, daß ich eigentlich ganz genug Freunde hätte, und es mir fast zum Prinzip gemacht, Fremden gegenüber möglichst zurückhaltend zu sein, — und trotzdem fühle ich mich so wohl in diesem neuen Kreis, daß es mir eine wirkliche Herzensfreude war, nach 14tägiger Trennung allesamt wiederzusehen und in noch engerer Bekanntschaft mit ihnen hier weiterzuleben. . . . Zuletzt saßen nur de Boor und ich in einem Café, welches von fröhlich heimkehrenden Masken wimmelte bis nach drei Uhr, und sehr müde und befriedigt zog ich nach diesem ersten Tage in Rom ins Bett. Daß ich am folgenden Tage nicht ganz früh aufstand, versteht sich von selbst. Mein erster Gang nach dem Kaffee war ins nahegelegene Pantheon, dessen schlichtes ungeheures Kuppelgewölbe wohl auf jeden einen einzig dastehenden Eindruck macht. . . .

Um drei begann der Korso aufs neue in derselben Weise,

nur noch munterer und toller als Tags zuvor, auch mehr Masken. Auch die Principessa Margheritta fuhr herum, schon von weitem an der feuerroten Livrée der Diener zu erkennen. Ihr Wagen war bald mit den prächtigsten Sträußen so gefüllt, daß sie wirklich nur mit dem Oberkörper daraus hervorsah. Dabei warf niemand auf sie, alles wurde ihr ehrerbietig in den Wagen gelegt. Sie hatte nichts zu tun als lächelnd sich zu neigen und zu danken. Und das ging ganz ohne alle Polizei. Das Volk besitzt hier eben mehr Takt als in Deutschland. Dadurch allein ist ein so wahrhaft volkstümliches, echt demokratisches Fest möglich. Toller, fideler, witziger ist nach allem, was ich gehört habe, jetzt sicherlich der Kölner Karneval. — Noch muß ich erwähnen, daß alle Anspielungen auf die Geistlichkeit verboten waren. Auch politische Witze: Russen, Türken oder dergl. habe ich nicht gesehen. Die großen Wagen, die etwas Besonderes vorstellen wollten, waren nicht lustiger oder prächtiger, als wir es in Hamburg gewohnt sind. Einige, offenbar von Künstlern arrangierte — ein türkischer und ein indianischer — wirkten trotz der schönen, echten Teppiche und Kostüme eigentlich gar nicht. Nur ein paar sehr niedliche Türkinnen erregten die Aufmerksamkeit, die schönen, ernst langweilig dastehenden, an Spieße gelehnten oder rauchenden Türken sah niemand an. Unter den Fußgängern waren einzelne fidele Erscheinungen. So ein höchst würdiger, besternter Herr mit Eselskopf, der seine Rolle sehr hübsch durchführte, vier junge piepsende Vögel in Menschengröße usw. usw. Die Pferde alle geschmückt, entweder mit den beliebten Fuchsschwänzen, die, wie große Ohrbummel zu beiden Seiten herabhängen (auch an gewöhnlichen Tagen) oder mit irgend einem Kopfschmuck: Straußen-, Fasanen- oder Reiherfedern, die ärmern mit einem grünen Busch; zwei jämmerliche alte Klepper mit eingetriebenen Zylindern usw. — Das Konfettiwerfen findet nur an den ersten Tagen statt. Konfetti kommt jedoch kaum vor, alles sind Mehlkugeln.

Um sechs mußten die Wagen den Korso verlassen und das Pferderennen fand statt. Die armen Tiere werden durch kleine Stachelkugeln, die man ihnen hinten anbindet, in fürchterliche

Angst versetzt; je schneller sie laufen, desto größer ist ihre Pein: so rasen sie denn wie toll den Korso hinab. Man sieht sie kaum. Wie man sie unten wieder einfängt und beruhigt, ist mir ein Rätsel.

Gleich darauf beginnt der Moccoli, das hübscheste von allem. Schon von Mittag an rannen die Lichterverkäufer schreiend durch alle Gassen. Zuerst ist das Spiel nur auf den Balkons. Da sieht man wunderhübsche Bewegungen schöner Mädchen, die sich weit über den Rand niederbeugen, um ihr Licht zu retten und das anmutigste Hin- und Hergebalge. Dazu all die fröhlichen, von Lichtern bestrahlten Gesichter, und darüber der flimmernde blaue Abendhimmel, von zahllosen Rosa-Wölkchen übersät, wie am Abend zuvor. . . . Immer mehr Lichter flimmern auf den Balkons, wenn man den Korso entlang sieht. Es ist die reizendste, weil wechselreichste Illumination, die man sich denken kann. Dazu sind alle zahllosen kleinen Gasflämmchen mit vier konzentrischen Ringen versehen, was sehr prächtig und zierlich zugleich aussieht. Für manche Gelegenheit ziehe ich unsere Weise, große sausende Flammen daraus auflodern zu lassen, vor; hier aber wirkt das schöner. Der leuchtende Abendhimmel wird nächtlich und schwarz. Die Wagen stellen sich wieder ein, und auch in ihnen werden schwache Versuche gemacht, Lichter zu entzünden und brennend zu erhalten. Aber es ist schwierig. Von allen Seiten wird danach geblasen, mit Taschentüchern geschlagen, auf die Trittbretter gestiegen, selbst in die Wagen, um sie auszulöschen. . . . Das schönste, was ich sah, war ein kleiner Backfisch, welcher, hoch im Sitz stehend, seinen älteren Bruder umschlingend, mit stolz triumphierenden Augen herabschaute und das hochgehaltene Licht lange vor allen Angreifern bewahrte. Meine Engländerinnen waren auch da. Ich sah sie in erbittertem Kampf mit verschiedenen unserer Klique, erbarmte mich ihrer natürlich, verteidigte sie, half ihnen wohl 20 mal ihre Lichter wieder anzünden, bis es schließlich langweilig wurde und ich unter dem Vorwand, neue Zündhölzer zu kaufen, absprang und meine Freunde suchte. Leider fand ich sie nicht. Dafür sah ich, wie von der Piazza di popolo aus der „Karneval“, eine

Strohpuppe, in der Gondel eines erleuchteten Luftballons zum Himmel aufstieg. Langsam schwebte die feurige Kugel hinauf, was wunderhübsch aussah. Dazu Feuerwerk auf Monte Pincio, kurz aber prächtig wie ich's liebe, zuerst fast fünf Minuten lang die schönsten Leuchtkugeln, dann auf einen Schlag eine große Raketengarbe, die alles je Gesehene übertraf. . . .

Aschermittwoch wachte ich erst um $^1/_2$10 auf!! zog mich so eilig an wie wohl kaum je seit der Militärzeit und eilte ohne Kaffee nach S. Peter, wo die geistliche Kapelle singen sollte. Die Entfernungen sind hier sehr groß. Trotzdem kam ich noch reichlich früh. Sie sangen wirklich recht schön, in einer dunkelbraun getäfelten Nebenkapelle, auf deren Grund die alten, würdigen Köpfe der vielen anwesenden Geistlichen, in violetten Gewändern und grauen Pelzkrägen, sehr schön aussahen. Fast gar keine andächtigen Laien, aber natürlich viel Fremde, meist Deutsche. Man hörte hier fast ebensoviel deutsch reden wie italienisch, dagegen wenig englisch.

S. Peter ist wirklich eine sehr große Kirche und würde ohne die großen Figuren und den schauderhaften Altar einen gewaltigen Eindruck machen. Der architektonische Gedanke der Kirche und besonders der Kuppel ist begeisternd großartig. Kolossal wirkt der Platz mit den Berninischen Arkaden und den zwei herrlichen Fontänen. Die Fassade ist schauderhaft. Doch von all dem später ausführlicher, bis jetzt kenne ich alles noch nicht genug. Gesehen habe ich natürlich schon vieles, das Hauptsächlichste sogar schon.

Mein erster Weg am Donnerstag war natürlich in die Stanzen, und ich kann nicht leugnen, daß ich mit sehr vollem Herzen die Treppe zu ihnen hinaufging. Ich hatte das Gefühl, den liebsten Freund nach langer Abwesenheit wiedersehen zu sollen, und fürchtete, er würde mir nicht mehr so behagen wie ehemals. Denn die Begeisterung für die Disputa war es doch nun einmal, die mich zum Maler gemacht hat. Und ich kann sagen: ich bin nicht enttäuscht. Erstaunt bin ich über die gute Erhaltung und die wundervolle Farbe mancher Sachen, besonders die Messe von Bolsena, am wenigsten die Schule von Athen. Gestern war

ich auch wieder dort. Es geht wie mit einer Musik, die man ganz genau kennt, und ihr doch immer aufs neue zuhört, sie nie satt bekommt. Doch von alledem, auch von der Sixtinischen Kapelle später mehr. — Über Raffael und Michelangelo habe ich absichtlich nicht aus Florenz geschrieben, über alles andere nur zufällig nicht, die zwei langen Briefe von dort sollten ja auch nichts weniger als erschöpfend sein, sondern nur ein paar Künstler besprechen, die mir gerade in den Sinn kamen. Ich hätte gerade so gut von Ghirlandajo oder Filippino Lippi, Brunellesco, Ghiberti, Lucca della Robbia usw. schreiben können und behalte mir das auch vor. Daß die Antiken mir weitaus das Liebste in den ganzen Uffizien sind, glaubte ich übrigens geschrieben zu haben. . . . Freilich ist der Schatz daran hier so groß, daß ich ganz baff bin und noch nichts darüber zu schreiben vermag. . . .

Darin gebe ich Dir Recht, daß unsere deutsche Frauenschönheit sich ganz wohl mit der römischen messen kann — mit Ausnahme des Halses freilich! Jetzt sehe ich gar nicht mehr so viel Schönheiten als an den zwei Karnevalstagen. Und selbst da hätte man wohl einige Balkons voll deutscher Damen arrangieren können, die mindestens den Vergleich ausgehalten hätten. . . .

Mit herzlichen Grüßen an die Tanten

Dein müder Hans.

Rom, 27. Februar 1877.

Lieber Onkel!

Um nicht wieder so in Rückstand mit meinen Berichten zu kommen wie in Florenz, will ich wenigstens meine Ausflüge immer gleich frisch beschreiben, die Eindrücke der Kunstwerke, die sich bei öfterem Sehen klären und präzisieren, wo nicht ändern werden, für später verschiebend.

Sonnabend Nachmittag war ich in der Villa Wolkonski; diese Villa liegt in der Nähe des Lateran, also ganz im Süden der Stadt. Hier liegt alles auseinander. . . . Im Norden die große Piazza del Popolo, daneben der berühmte Monte Pincio, wo abends

alles promeniert, Musik hört und den unvergleichlichen Anblick des Sonnenuntergangs über der großen Stadt, hinter der Peterskuppel, genießt. Vatikan, Lateran, S. Peter, Engelsburg, ganz im Westen, jenseits des Tiber, vom eigentlichen Verkehr abgelegen. Dieser konzentriert sich um den Korso, der das moderne, lebendige Rom in zwei Teile teilt; in der rechten Hälfte, nahe der Fontana Trevi wohne ich, nicht weit davon, in dem höchst gleichgültig aussehenden Quirinal, der König. Das Kapitol ragt ins moderne lebendige Rom hinein; dicht dahinter rings um die Trümmer der alten Herrlichkeit (Forum, Kolosseum) gibt es noch ganz kleine ärmliche Vorstadthäuschen; der Lateran, die alte Residenz der Päpste, liegt eigentlich außerhalb aller menschlichen Wohnungen und gleich ihm noch viele andere große, in frühchristlicher Zeit hervorragende Kirchen, die ich meistenteils noch nicht kenne.

Hier also, in der Nähe des Lateran, liegt auch die Villa Wolkonski, die zwar kein großes Territorium einschließt (wie z. B. Villa Borghese, die, obgleich unmittelbar vor dem Tor der Stadt gelegen, eine deutsche Quadratmeile einnimmt), aber eine unvergleichlich schöne Lage hat. Mitten darin die Ruinen eines der größten Aquädukte; diese, vielleicht staunenswertesten aller antiken Bauten, liegen meist in Trümmern; ihr geringer, noch tätiger Bruchteil versieht selbst heute die Stadt mit einem solchen Überfluß des herrlichsten Wassers, daß man gar nicht wagt zu hoffen, jemals bei uns etwas Ähnliches zu erleben. Die Fülle des in Fontänen und Kaskaden hier verschwendeten Wassers übersteigt all meine Erwartungen. Das braust Tag und Nacht gleich Wasserfällen die großen Muschelbecken herunter oder stäubt ohne Aufhören in üppigsten lieblichsten Strahlen zum Himmel hinauf. Ehe man es gesehen hat, macht man sich, glaube ich, nie einen rechten Begriff davon, weil alles ähnliche in der ganzen Welt so unbeschreiblich armselig und winzig dagegen ist. Einen ungefähren Maßstab hat man, wenn man hört, daß die Wassermenge, die täglich allein die Fontana Trevi herabströmt, drei Viertel dessen ist, was die Stadt Frankfurt mit ihrer neuen Wasserleitung täglich konsumiert!

Der Aquädukt, der die Villa Wolkonski durchschneidet, gehört zu den versiegten. Aber eine solche Fülle Efeu hat sich an dem alten Backsteingemäuer aufgerankt, daß man die Steine oft nicht mehr sieht, sondern nur dicke dunkle Laubwände mit großen Öffnungen, durch welche man in die sonnige Campagna hinausschauen kann. Malerischer sind natürlich die Stellen, wo noch etwas Mauerwerk sichtbar geblieben ist, märchenhafter, dornröschenartiger freilich die andern. In einigen Wochen wird der Efeu an der Südseite mit blühendem Rosengeranke durchwoben sein. Schon jetzt sahen wir ein paar weiße Röschen vorlaut auf schwanken Zweigen herunternicken. Das Haus, ohne irgendwelches architektonisches Interesse, ist „auf, durch, hinten, in, über, unter, vor und zwischen“ einige Bögen des Aquädukts gebaut, der Garten an der Nordseite, ein schöner italienischer Garten mit meist immergrünen Büschen und Bäumen, namentlich einigen besonders großen Pinien. Aber an der niedriger gelegenen Südseite des Aquädukts wuchern Kakteen, Aloen und wie das Zeug alles heißt so üppig, wie ich's hier noch nicht gesehen habe. Auch Statuen und Bruchstücke solcher fehlen natürlich nicht. Neben der Qualität ist auch die Quantität der hier vorhandenen Reste aus der Römerzeit ganz erstaunlich, alle meine Erwartungen übertreffend. Und wie so oft ein Bild zweiten oder dritten Ranges, an einer ihm gemäßen Stelle, ganz anders zu uns spricht als ein vielleicht besseres an einem unpassenden Platz, so ist es in fast noch höherem Grade manchmal mit Skulpturen. Ein Minervabild steht hier unter hohen dunkeln Steineichen so feierlich einsam und wurde durch einen Sonnenstrahl, der das Postament und den Saum des Gewandes streifte, so warm und lebendig, daß ihm das unmittelbare Gefühl sicherlich den Vorzug vor den berühmteren und schöneren des Vatikans und Kapitols geben würde. Gerade die besten Sachen sind hier oft in meinen Augen am allerungünstigsten aufgestellt: man wollte es recht gut machen und läßt irgendein grelles scharfes Licht voll auf das Götterbild fallen, welches vielleicht für das feierliche Dämmerlicht der Tempelcella gedacht war. Die kapitolinische Venus z. B. wird durch ein scharfes Oberlicht ganz beeinträchtigt, abgesehen von der sonstigen ge-

schmacklosen Dekorierung des kleinen Gemaches, welches sie allein bewohnt.

Doch durch diese beständigen Abschweifungen ist aus der Beschreibung der Villa Wolkonski schließlich nicht viel geworden! Die Hauptsache freilich, der Blick in die sonnige Campagna mit ihren Trümmern und Ruinen und dahinter die schöngeformten blauen Albanerberge läßt sich auch eigentlich nicht beschreiben. Man muß es sehen oder Oswald Aschenbachs Bilder gut im Gedächtnis haben.

Die Wolkenbildungen waren nach den voraufgegangenen trüben und regnerischen Tagen herrlich und erinnerten mich oft an Prellers Odysseebilder. — Auch Schmetterlinge sahen wir schon, Blumen natürlich in Fülle, am auffallendsten die breiten üppigen Borten von hellblauem Liebeshain, sodann die schönen Stiefmütterchen, von den großen, kräftig duftenden Veilchen gar nicht zu reden. . . .

Dann sah ich den Sonnenuntergang vom Monte Pincio aus, der diesmal besonders großartig ausfiel. Onkel Erwin hat ihn oft beschrieben, und ich will nicht versuchen, mit ihm zu konkurrieren. Nur das will ich bestätigen, daß so ein Sonnenuntergang über Rom ganz anders ist als alle andern Sonnenuntergänge und daß die Peterskuppel einen gewaltigen Zauber ausübt und der allein wahre Mittelpunkt der Welt zu sein scheint. Wenn so ein riesengroßes, dunkelpurpurnes Wolkengebirge sich über ihr auftürmt, das der harrenden Menge den ersehnten Anblick der lieben Sonne verbirgt, und ihr Wiedererscheinen währt immer länger und länger, sogar die Abendkühle stellt sich schon ein — dann liegt es wirklich näher als Ihr in Hamburg glaubt, darin ein Abbild „der schweren Prüfungszeit der Kirche“ zu sehen, und in der majestätischen, dunkelblauen Silhouette der Kuppel eine Verkörperung des gläubigen, unbeugsamen Felsens der Kirche, „an dem das Narrenschiff dieser Zeit zerschellen wird“ (wie Bismarck einst in einer schwachen Stunde gesagt hat). Und blitzt dann, wenn man es gar nicht mehr erwartet hat, die Sonne siegreich durch das Gewölk, erleuchtet dunkelglühend die Fenster der Kuppel und übergießt die ganze Welt noch einmal mit einem Meer von

Glanz und Helle, ehe sie, ein feuriger Ball, in die Nacht hinabsinkt, so versteht es sich ganz von selbst, daß dies nichts anderes bedeutet als den endlichen Triumph und Sieg der einzig wahren Kirche. Ob wohl viele der jungen Geistlichen, die hier immer in Gesellschaft von 10 bis 12, zwei bis zwei gehend, auf und ab zu spazieren pflegen, solche Gedanken haben? . . . Es sind übrigens viele Deutsche unter ihnen; die, am liebsten Gemalten, feuerroten, sind sämtlich Deutsche oder Österreicher. Sie sehen wirklich prachtvoll malerisch aus, besonders wenn sie nach Sonnenuntergang in dem klaren Dämmerlicht, welches alle Lokalfarben in so eigener Weise zur Geltung bringt, in leisen Gesprächen dahinschreiten über den grauen Boden, längs der grauen Brüstungen und graugrünen Aloen und dann in dunkelgrünen Lorbeergebüschen verschwinden. Nach Sonnenuntergang eilt alles heim, Fußgänger und Equipagen, aber alles in einer gewissen feierlichen Stille. . . .

Sonntag war wieder strahlend helles Wetter. Beim Kaffee wurde ein Ausflug nach Frascati beschlossen, und ich übernahm es, die beiden „Fleißbolde“ (Eisenlohr und Habich), welche schon um $^1/_2$8 an die Arbeit auszurücken pflegen, dazu zu überreden. Dieselben pflegen in der Villa Papa Giulio zu arbeiten, einem wunderschönen edlen Bau der Hochrenaissance von Vignola, nicht weit von der Porta del Popolo; jetzt nur bewohnt von einem äußerst schmutzigen Kastellan nebst Familie, zwei jungen Hunden, einem guten Hammel, und als eine Art Militärmagazin benutzt. In den Sälen, wo die beiden — und nachher auch ich — einen der schönsten edelsten Plafonds der Welt aufnahmen, stehen viele Kanonenräder, in andern werden Siebe, geteerte Tücher und anderes der Art aufbewahrt. Zuerst war ich eine Weile mit ihnen fleißig, dann brachte ich sie glücklich mit fort, und als der lange Weg zum Bahnhof überwunden war, wir im Wagen saßen, verschnauften und durch die herrliche Campagna sausten, waren auch sie mit ihrem Unfleiß ganz einverstanden.

In einer guten halben Stunde, also um $^1/_2$11, waren wir in Frascati. Das Nest liegt sehr schön, schon am Abhang des Albanergebirges; von einer großen Terrasse aus sieht man rechts

Rom und links — uns allen überraschend — das Meer daliegen, ein breiter, glänzender Silberstreif. Aber wir waren alle mordshungrig und zu langen Entzückungen nicht aufgelegt. . . .

Der Weg führt bergan, zunächst zur Villa Aldobrandini, von der man eine Aussicht hat, wie sie auch nachher, wo man viel höher hinaufgestiegen ist, nicht wieder vorkommt. In richtigem Instinkt lagerten wir uns hier im Gras unter den dunkelschattigen, immergrünen Eichen — die eigentlich gar wenig mit unsern Eichen gemein haben — warfen uns wie Jungen mit Steinen und Pinienäpfeln und genossen in vollen Zügen die wunderbare Aussicht. Schließlich mußte doch aufgebrochen werden, und nun ging es in ziemlich flottem Schritt höher hinauf, zuerst an der „Villa Ciceros“ vorüber, einem großen, öden, langweiligen Haus aus dem vorigen Jahrhundert, welches jetzt dem König gehört und höchstwahrscheinlich wirklich an der Stelle der Ciceroschen Villa steht. Noch höher kommt man an die Ruinen von Tuskulum. Bis zur Burg kamen wir nicht mehr, sondern mußten uns mit einer kurzen Rast bei den ersten, von einem Amphitheater herrührenden Ruinenrestchen begnügen und den Abstieg beginnen. Hier oben sah man das Meer natürlich noch weiter und heller hinüberglänzen, sonst war die Aussicht vom ersten Lagerplatz aus doch die schönste gewesen. Ich blieb ein Stück hinter den andern zurück und setzte mich; in der Abendstille lag die unbewohnte, prächtig große Villa mit ihren Treppen und Terrassen, ein paar Fontänen sprudelten leise und heimlich dünne Wasserstrahlen in die grünbemosten Becken, einige Vögel zwitscherten und jagten sich durch die dichten Zweige der Steineichen, ein Franziskaner und ein Weltgeistlicher gingen in einiger Entfernung langsam auf und ab, hübsche würdige Gestalten, und warfen lange Schatten auf den goldgrünen Rasen. Weiter abwärts traf ich mit Thiersch zusammen, der auch seinen eigenen Weg gegangen war. Wir besahen noch den Marktplatz von Frascati, auf dem eine üppige Barockfassade einer Kirche von noblen schönen Proportionen nicht fehlte, ebensowenig wie eine große dreifache Fontäne, die, wenn wir sie in Hamburg hätten, von vielen als unerhörter Luxus und neuntes Weltwunder ange-

staunt werden würde, und kamen über den Korso schlendernd, den Frascati natürlich ebenfalls besitzt . . . noch zur rechten Zeit. . . .

Montag abend war etwas ganz Apartes! Wir trennten uns gleich nach dem Essen und fanden uns erst um neun im Café wieder, um gemeinsam das Pantheon und Kolosseum im Mondschein zu besichtigen. Zunächst klopften wir den Pförtner des Pantheons heraus, er ließ uns durch eine Hintertür eintreten. Anfangs sah es aus, wie wenn in einem Zimmer mit einer laterna magica gespielt werden soll, so hell stand der kreisrunde Mondschein in der schwarzen Finsternis da. Dies einzig dastehende antike Wunderwerk empfängt sein ausschließliches Licht durch eine Lichtöffnung von 8 m Durchmesser, oben inmitten der riesigen Kuppel. Diese Kuppel hat 42 m Durchmesser (die Peterskuppel 43). Der Eindruck dieses Raumes ist so eigenartig groß und vornehm, daß man ihn wirklich mit keinem andern vergleichen kann. . . . Anfangs sah man nur die eine große Öffnung, durch die das Licht hereinflutet, und einen kreisrunden, Laterna magicaartigen Schein an der Wand, welchen ein winziges, rotqualmendes, ewiges Lämpchen vor einem Marienbild, in der Nähe von Raffaels Grabstein, noch silberblauer erscheinen ließ. Allmählich dämmerten die schlicht großartigen Formen erkennbar aus der Dunkelheit hervor. Der Mond stieg schnell. Bald konnte man ihn über den Rand des Kuppelauges sehen. Erst im Vergleich mit ihm wurde einem die Weite der Öffnung recht gegenwärtig. — Von da ging's ins Kolosseum.

Wenn ich Dich oder sonst jemand Liebes hier in Rom herumführen sollte, und es wäre gerade Vollmondszeit, so würde ich's sicherlich so einzurichten suchen, daß er den Anblick des antiken Roms nicht zuerst bei Tage hätte, sondern in der feierlichen Beleuchtung und Stimmung der Nacht. Selbst das Forum, welches bei Tage eigentlich nicht den Eindruck macht, den man erwartet, wirkt dann außerordentlich. Freilich stören die modernen Gaslampen, die wenigstens bei so hellem Mondschein unangesteckt bleiben sollten, sehr. Selbst weiter hinaus, wo keine menschlichen Wohnungen mehr sind, stehen einige und scheinen den friedlichen

Schlaf der alten Welt durch ihr modernes, aberwitziges Flimmern zu stören. Man hat dasselbe unbehagliche Gefühl, wie wenn ein guter Freund, über dessen Späße man sonst gern lacht, sie selbst da nicht unterdrücken kann, wo sie nicht hingehören.... Titusbogen, Constantinsbogen mit Gaslampen! — Ich fürchtete selbst im Kolosseum würde es ebenso sein, aber nein. Der Eindruck desselben ist vielleicht der großartigste der ganzen Reise, besonders wenn man hineintritt und noch unter den hohen schwarzen Bogen steht. Das hintere Ende verschwimmt in unbestimmte neblige Tinten. Man glaubt, daß nicht für 90000 Menschen, sondern für die ganze antike Welt darin Platz gewesen sein muß.... Außer uns kamen natürlich noch mehr nächtliche Besucher. Wenn man dieselben bei Fackellicht in den oberen Gängen einherkriechen sieht, so gibt das einen noch deutlicheren Begriff von der überwältigenden Größe dieses Trümmerhaufens. Es ist, wie wenn in einem ungeheuren verkohlten und schon erkalteten Ofen noch einige kleine Funken glimmend umherlaufen, bald hier bald da auftauchen, bis auch sie erlöschen und alles tot und leblos daliegt. Auch wir stiegen hinauf, blieben eine lange Weile oben, gingen dann aber heim — die weißen Wolken hatten außerdem überhand genommen und verdeckten den Mond mehr und mehr — wir tranken noch einen vino caldo (Glühwein) und waren bald nach Mitternacht im Bett.

Dienstag wurde morgens gearbeitet und nachmittags zusammen mit Familie Hausmann in die Villa Albani gegangen, welche nicht weit vor der Stadt, gegen Osten, liegt. Sie enthält trotz großer Verluste in den französischen Kriegen noch immer eine der reichsten Antikensammlungen, „die durch Winckelmanns Oberleitung und Werke eine der bedeutendsten Ausgangsstätten für das Verständnis der griechisch-römischen Bildnerei wurde“. Auch ihre Lage ist wunderschön. Fast zu viele Büsten, Hermen und Marmorbilder stehen in den Laubgängen und beschnittenen Taxus-Hecken. Für einen Besuch mit Familie war des Sehens zuviel. Gründlich sehe ich eigentlich immer nur ganz allein, aber wenigstens bin ich jetzt orientiert und habe auch manchen

Genuß gehabt. Einige ganz einzig schöne Sachen sind da — unter hunderten mittelmäßigen freilich. . . .

Für heute gute Nacht!

Hans.

Rom, Dienstag 13. März 1877.
Vicolo Avignonesi 25.

Lieber Onkel!

Heute bin ich 4 Wochen in Rom und habe bisher nicht viel getan, noch nicht einmal alles gesehen. Sind die vier Monate meiner italienischen Reise überhaupt gar rasch vergangen, so ist's mit diesem letzten noch ärger gewesen: Rom ist eben Rom, das Einzige, Unvergleichliche — Unerreichbare.

Natürlich fühle ich mich bereits vollkommen heimisch, laufe täglich einige Male an der Fontana Trevi vorüber, als ob das gar nicht anders sein könnte und kann die Peterskuppel ganz kaltblütig ansehen, ohne mir irgend etwas Besonderes dabei zu denken. Auch manche Entfernungen sind durch die Gewohnheit oder durch bessere Kenntnis der Richtwege geringer geworden; außerdem läuft man nicht so unsinnig wie in den ersten Tagen von Pontius zu Pilatus, vom Vatikan zum Kolosseum und abends auf den Monte Pincio oder gar in irgendeine Villa, sondern teilt sich alles hübsch behaglich ein, kennt die Omnibuslinien, genug, man ist eingebürgert!

Es war meine Absicht, im zweiten Monat an einer andern Stelle der Stadt zu wohnen, und die Wohnung eines mir bekannten Archäologen auf dem Tarpejischen Felsen mit herrlichster Aussicht auf Forum, Kolosseum und Kaiserpaläste usw., welche er auf 4 bis 6 Wochen verlassen wollte, um eine Reise nach Neapel und Sizilien zu machen, hätte mir so recht gepaßt. Aber die Kälte, welche da unten herrscht — die Eisenbahn zwischen Palermo und Siena soll im Schnee stecken geblieben und ein Mann erfroren sein — hat ihn seine Reise vorläufig aufgeben lassen, und so fahre ich denn fort, Vicolo Avignonesi zu hausen, was in mancher Beziehung auch bequemer ist. Vielleicht arran-

giert es sich, daß ich nach meiner Rückkehr aus Neapel noch 8 bis 14 Tage meine Hütte auf klassischem Boden aufschlage.

Kälte haben wir freilich auch hier gehabt und eigentlich immer noch, wenigstens hat die Temperatur noch lange nicht die wonnige Milde von Mitte Februar erreicht. Eines Tages war sogar der Brunnen Triton auf Piazza Barberini mit ganz ansehnlichen Eiszapfen behängt, Montag morgen lag's weiß auf den Dächern und tropfte im hellen Sonnenschein nachher so lustig auf die Straßen hinab, wie auf dem einen Quickborn-Initial von Papa. Wenn nur die Sonne scheint, dann bin ich ganz zufrieden. . . .

Von neuen Ausflügen kann ich wenig mitteilen. An einem Sonntag gehörte ich ausnahmsweise zu denen, die nicht mitmachten, sondern in der Villa Papa Giulio arbeiteten, weil wir glaubten, es würde regnen, was freilich nicht geschah, so daß die Optimisten einen ganz hübschen Nachmittag in der Campagna hatten. Am letzten Sonntag fuhren wir per Omnibus nach Monte-Molle, im Norden, dem Orte der großen Constantinsschlacht, und gingen da auf der Via Flaminia ins Poussintal. Ob wir das richtige fanden, bleibt fraglich, jedenfalls kamen wir durch viele feuchte Wiesen, über manche Gräben und Hecken und kleine Brücken, trieben vielerlei Unsinn und hatten noch von einem Hügelrücken aus herrliche Fernblicke ringsum auf Rom an der einen, auf die Bergkette an der andern Seite. Letztere wurde sogar auf 10 Minuten vom milden rotgoldigen Abendschein angestrahlt, sonst war's trüber Himmel. . . .

Beide Sonntage beschlossen wir im Theater, und zwar — was wirst Du sagen? — beide in Offenbachiaden, von einer französischen Truppe dargestellt! Es war lustig, billig und wir haben viel gelacht. In Rom in den „Orpheus in der Unterwelt“ und die „Großherzogin von Gerolstein“ zu gehen, klingt zwar wunderlich, war aber ohne Frage das beste, um einen Sonntagabend fidel totzuschlagen. Viel lustiger war ein anderes Theater, welches wir gestern kennen lernten: das Marionettentheater. Ich habe lange nicht so gelacht, und das für 3 Soldi! Ganz neu war mir der Genuß freilich nicht, auch in Thüringen existieren sie noch,

und im Gasthof zu Oberweimar, wo ich soviel mitteldeutsches Volksleben kennen gelernt habe, erlebte ich auch zweimal Marionettenvorstellungen. Aber es ist lange genug her, um wieder die alte Freude daran zu haben. Auch ist so manches anders in Deutschland und in Italien. Das Publikum gleich andächtig, begeistert bei der Sache, hier wie dort, aber die römischen Gassenjungenaugen blitzen doch ein ganz Teil feuriger, auch sind sie nicht immer unempfänglich, für einzelnes gar zu komische, selbst in ernsten Situationen. Die Wahl des Stückes war überaus glücklich: Orlando furioso, il paladino di Francia. Das Gefechtsgetümmel spielte natürlich eine große Rolle und war urkomisch — in Weimar sah ich dagegen, mit derselben feierlichen Begeisterung gespielt, und durch das Schießen noch schauerlicher wirkend, Schinderhannes. Das Lokal hier weniger charakteristisch, auch die Beleuchtung etwas zivilisierter und weniger malerisch, aber immerhin noch mangelhaft genug, der Gestank ohne Frage hier bedeutender....

Letzten Sonnabend kam ich zufällig in die Casa Bartholdi, was während des Winters sonst sehr schwierig ist. Die Familie machte aber zufällig einen Ausflug aufs Land. Die Casa Bartholdi ist ein ganz gewöhnliches stattliches Haus, was man ja hierzulande Palazzo nennt, in der Via Sistina, ehe dieselbe auf den Monte Pincio endet. Das berühmte Zimmer mit der Geschichte Josephs befindet sich im zweiten Stock und ist von ganz gewöhnlicher Größe. Onkel Erwin spricht darüber. Übereinstimmen kann ich freilich nicht ganz mit ihm. Sein hartes Urteil über die beiden Schadowschen Bilder ist zwar nicht unbillig: „ich begreife nicht, wie sich diese Bettler in diese Gesellschaft von Fürsten schleichen durften.“ Aber mit den Fürsten ist's denn doch nicht ganz so arg, meine ich — mit Ausnahme von Cornelius, denn dessen „Wiedererkennung Josephs und seiner Brüder“ (die Hauptgruppe) ist für mich immer eine der königlichsten Leistungen der neuen Kunst gewesen, und hier im Original erst recht. Das ist ein Schwung, ein Ernst, ein Adel der Zeichnung und Komposition, der wahrhaftig nicht „konventionell“ genannt werden kann. Auch sein König Pharao ist eine herrliche Figur

und der Joseph, der vor ihm steht und die Träume deutet, gefällt mir auch wohl. Früher zog ich den Schnorrschen vor, den ich heute noch viel schöner finde, aber Cornelius hat ihn — wunderlich genug — naiver aufgefaßt: Schnorr ist ein begeisterter Prophet, der Buße predigt oder göttliche Strafe voraussagt, ein Daniel, der das Menetekel zu lesen versteht; Cornelius hat mehr den schüchternen Knaben darstellen wollen, den seine wundersame Gabe vor den König bringt, dessen Träume er mit derselben Leichtigkeit, aber ganz schlicht und objektiv zu deuten weiß wie so viele andere. Das sehe ich darin und das gefällt mir, aber daß Cornelius das nun wirklich ausgedrückt hat, wie es sein könnte und sollte, kann ich nicht behaupten. Die Priester finde ich allerdings „echt cornelianisch konventionell komponiert“. — Overbecks „Verkauf Josephs“ ist gar nicht schön. Die unklare, genrehafte Komposition, die zu kurzen Figuren tadelt Onkel Erwin mit Recht. Warum er ihm verbieten will, der farbigen Wirkung der Ölmalerei im Fresko möglichst nahezukommen, verstehe ich nicht. Daß Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle auch die schwierige Aufgabe des Kolorits meisterhaft gelöst hat, ist gewiß richtig, aber ich bewundere die grausilberne matte Farbe besonders deshalb, weil sie sowohl dem dekorativ-architektonischen Aufbau wie dem grandios feierlichen Inhalt seines Werkes so wundervoll entspricht — nicht weil die Freskomalerei es so verlangt. Hat doch auch Raffael in seinen Stanzen einen freudigen Ton angeschlagen und in der Stanza d' Eliodoro, besonders in der Messe von Bolsena eine große Farbenpracht entwickelt. . . . In einem Wohnzimmer, für welches zwar ein biblischer, aber doch immerhin idyllisch behaglicher Stoff gewählt wurde, ist die erhabene Farblosigkeit Michelangelesker Sibyllen gewiß nicht am Platze. Über den beiden Corneliusschen Wandflächen sind im flachen Halbrund „Die 7 fetten und die 7 mageren Jahre“ von Veit und Overbeck. Dieselben haben nicht den bedeutenden Eindruck auf mich gemacht wie auf Onkel Erwin, ja, ich weiß nicht einmal mehr recht genau wie sie sind und muß sie mir eigentlich noch einmal ansehen. Nur so viel weiß ich, daß mir die mageren Jahre lange nicht mager und die 7 fetten Jahre

lange nicht fett genug waren. Daran ist der verwünschte Mangel an Charakteristik schuld, der jener ganzen Zeit eigentümlich war. Man hatte nur ein Ideal des menschlichen Körpers, ein ziemlich athletisches. Für die Schönheit weniger robuster Formen scheint man wenig Sinn gehabt zu haben. Elegante Beine wie bei Antiken, beim Apoll von Belvedere z. B. findet man eigentlich nirgends, geschweige denn, daß die schöne Magerkeit eines halberwachsenen Knaben irgendwo dargestellt wäre. Der verkaufte Joseph Overbecks z. B. ist ein ebensolcher dickwadiger Rüpel wie all seine Brüder, bei denen sie sogar zum Teil schief oder zu tief sitzen. — Joseph und Frau Potiphar — ich weiß nicht von wem — sitzt zwischen zwei Fenstern und ist schlecht zu sehen; vielleicht mit Absicht, was jedoch kaum nötig wäre, so zahm ist die Szene.

Immerhin ist es ein höchst interessanter, wertvoller Raum, der womöglich — man kann Fresken ja jetzt von der Wand abnehmen — hier entfernt und zu andern Zwecken anderswo hergerichtet werden sollte. Die Bewohner würden ihn schwerlich arg vermissen, denn der Gesamteindruck des Zimmers ist einer der unbehaglichsten der Welt. Von harmonischem Zusammengehen mit der Architektur ist keine Rede, jeder Künstler hat seine Wand ganz ohne Rücksicht auf das Ganze gemalt: Cornelius seine Figuren natürlich so groß wie möglich, lebensgroß oder über lebensgroß, Overbeck etwa zwei Drittel lebensgroß usw. Die Decke, Tonnengewölbe, ist von einer so geschmacklosen Einfachheit, daß sie heutzutage auch der gewöhnlichste Stubenmalermeister besser ornamentieren würde. Um das Maß der Disharmonie voll zu machen, befinden sich über den Türen noch zwei kleine ägyptische Landschaften (auch Fresko), vermutlich aus späterer Zeit, mit dem bekannten modernen Schick, von weitem wie Seitzsche Farbendrucke nach Karl Werners Nilbildern wirkend — und das Mobiliar ist ganz simpel modern, der Teppich buntblumig, aus dem Ende der 50er Jahre!!

Dieser Mangel an Gefühl für das schöne Verhältnis der Malerei zum Raum stört mich hier vielmehr als die Disharmonien der Corneliusschen Farbe, an die ich mich bei meinem letzten

Aufenthalt in München so gewöhnt habe, daß ich bei ihm gar nicht mehr darauf achte.

Wie wunderbar groß steht auch darin Raffael da! Ich wundere mich wirklich, daß Onkel Erwins „Hand nicht erlahmte, während er es schreiben will“, daß nämlich Raffael das, was Michelangelo so ungeheuer in seiner Gewalt hatte, etwas abzugehen scheint: die architektonische Anordnung oder lieber: das richtige Verhältnis und der Zusammenhang der Malerei mit der Architektur.

Mit feinerem Gefühl, dächte ich, für den Zusammenhang von Architektur und Malerei, als dies von ihm in den Stanzen geschehen ist, ist wohl nie ein Raum geschmückt worden. Ich rede nicht von der Überwindung der Schwierigkeiten, welche die Wände ihm darboten, in denen die Fenster nicht einmal in der Mitte sitzen, sondern ganz allein von dem Größenverhältnis seiner Figuren zum Raum. Wie ist das z. B. in der Disputa gelöst! Man vergißt ganz, in was für einem kleinen Raum man sich befindet und ist erstaunt, wenn man ausmißt, wie weit unter Lebensgröße die meisten Figuren sind. Nur der eine, ganz von rechts, hart am Rahmen des Bildes, und der daneben, der sich über die Brüstung vorbeugt, haben natürliche Größe; die Hauptgruppe hat er so weit ins Bild hineingebracht und alles mit genauster Anwendung der Perspektive so richtig angeordnet, daß man gar nicht nach all dem fragt. Cornelius zwängt so viele und so große Gestalten wie er irgend kann, in seinen Raum; sie scheinen kaum zu atmen, geschweige denn sich bewegen zu können. Aber darin beruht das Wesen der hohen Kunst denn doch nicht, daß die Figuren mit dem Kopf und den Füßen an den Rahmen stoßen! Nein, im „Maß“ allein liegt das eigentliche Wesen der Kunst. Wie Raffael durch eine große, leere, perspektivisch sich verkürzende Bodenfläche seine großen figurenreichen Bilder räumlich zu machen weiß, ist so bewunderungswürdig wie leicht verständlich und nachahmenswert! Und wie wenige der Neuen sind ihm darin gefolgt, von Cornelius ganz zu schweigen, aber selbst Kaulbach nicht einmal im Reformationsbild (eher im Turmbau zu Babel); am meisten von denen, die mir gerade einfallen, Paul Delaroche in seinem Hemizycle. . . .

Ich war heute Morgen zum erstenmal im Garten der Villa Medici, d. h. der französischen Akademie. Daß der Monte Pincio seit 1801 den Franzosen gehört, ist bekannt, auch habe ich es wohl schon erwähnt. Davon merkt man jedoch nichts, als daß die Anlagen mit Sonnenuntergang geschlossen werden, was im Sommer recht traurig sein mag, denn in warmen Mondnächten von oben auf das schlafende Rom hinzuschauen, ist gewiß ebenso schön wie ein Sonnenuntergang. Der Garten der Villa Medici, wohl das allerschönste Stück des Pincio, ist dagegen überhaupt nicht öffentlich; doch läßt einen der Portier für ein Trinkgeld schon hinein. Ich verdenke das den Franzosen gar nicht, bin sogar ganz froh darüber, denn wenn das große Publikum täglich Zutritt hätte, würde der köstliche Garten bald seinen Zauber verlieren, der hauptsächlich in seiner fast klösterlichen Stille beruht. Hier der ganz simple Plan des Gartens: hinter dem Hause ein großer freier Platz mit etwa drei Fuß hohen, regelmäßigen Buchsbaumhecken, einigen kleinen Fontänen und Statuen, hinten sechs herrliche Pinien und die Aussicht auf die Villa Borghese. Der übrige größere Teil besteht in ganz regelmäßig angelegten, breitern und schmälern Wegen, aber hier sind die Buchsbaumhecken nicht gestutzt, sondern bilden dunkle, wohl 8 bis 10 Fuß hohe Wände, zwischen denen man spazieren geht, über einem wölbt sich das schlanke Gezweig der herrlichsten Lorbeerbäume. Ich sage Euch, es ist so schön auf diesen, teilweise mit Moos überzogenen, engen Pfaden auf und ab zu gehen, den milden Duft des dunklen Laubes zu atmen, immer irgend einen schönen Ausblick vor sich; sei es auf Rom, welches sich tiefer im duftigen Morgensonnenflimmer ausstreckt, sei es auf der andern Seite auf die Pinien, Eichen und Lusthäuser der Villa Borghese, sei es auf irgendeine schöne Marmorfigur, die am Ende der Gänge verteilt sind, daß man sich vorstellt, so etwa müßte das Paradies angelegt sein, oder hier wäre der Ort, wo ein großes Gedicht entstehen müßte — oder Gott weiß was sonst. Ich glaube, ich dachte eigentlich gar nichts als immer nur wie wunderschön, und dazwischen fielen mir ein paar schöne Verse von Platen ein oder aus Goethes Tasso. Auch gibt's hier in dem

dichten Laubgebüsch allerlei Vögel; hier scheint man sie zu schonen. — Mit den schönen Marmorbildern ist's übrigens nicht so schlimm; es sind meist nur Gipsabgüsse und noch dazu schlechte, gegen die Witterung zum Teil dick mit Ölfarbe angestrichene, aber das schadet nichts. Im Freien und aus der Ferne wirken sie wunderschön! Zwei wirklich schöne Antiken stehen freilich auch da, ein junger Apoll (?), der hinüberlangt und sich einen Pfeil aus seinem Köcher nimmt, eine herrliche, kräftig elegante Gestalt und eine Minerva, über einen Brunnen sitzend, unter hohen, schlanken Lorbeeren, das allerschönste, das ich an Verbindung von Kunst und Natur gesehen habe.

Für heute genug und gute Nacht!

Hans.

15. März 1877.

... Eigentlich hatte ich etwas anderes vorgehabt, ließ mich aber sofort von meinen Freunden überreden, mit ihnen die Peterskuppel zu besteigen, was alle Donnerstag Morgen von 8 bis 10 gestattet ist. Für den Omnibus war's noch zu früh, aber in der Kühle war's ganz erwärmend, den weiten Weg zu Fuß zu machen. Vorm Peter wurden die großen Fontänen gereinigt und sprangen nicht. Was der Platz dadurch für ein seltsam trübseliges Ansehen hatte, trotz des hellsten Sonnenscheins, ist gar nicht zu sagen. Als wir herunterkamen, war die eine Fontäne glücklicherweise wieder im Gange. Sie sind mir das Liebste auf dem ganzen Platz.

Die Besteigung der Kuppel ist äußerst bequem, natürlich sind jedesmal sehr viel Menschen da. Zuerst sieht man die Kuppel innen. Dabei macht sie einen erstaunlich kleinen Eindruck. Es ist immer dasselbe Lied: die Figuren sind zu kolossal, wenigstens zu durchgängig, gleichmäßig kolossal. Daß oben in den 16 Rippen der Kuppel riesengroß die Gestalten Christi, Mariä, Johannes des Täufers und der Apostel thronen, ist sehr schön und gewiß im Sinne Michelangelos; aber die ebenso riesig gebildeten Engel darüber (sogar die kleinen Engelsköpfe mit vier Flügeln) und besonders die ebenso großen Halbfiguren von

Bischöfen und Päpsten darunter, in den Halbkreisen nehmen ihnen alle Wirkung. Wäre es doch Michelangelo noch vergönnt gewesen, auch zu dieser innern Ausschmückung alle Entwürfe selber zu machen! Hätten wir hier einen Apostelhimmel von ihm, als Gegenstück zu seinen Propheten und Sibyllen in der Sixtina! Wie ganz anders würde er auch die Farben gewählt haben! Gewiß schlicht, grau silberig, mit wenig Gold. Jetzt ist alles farbenprächtig und heiter, nicht tief und wuchtig wie altchristliche Mosaiken, sondern von derselben faden, fidelen flotten Freskofarbe wie alle derartigen Kirchenausmalungen aus jener Zeit. Daß alles alles Mosaik ist, sieht man erst oben. Unten siehts aus wie gewöhnliche Dekorationsmalerei.

Die Fernsicht von oben ist natürlich wunderschön und höchst interessant. Die Berggipfel glänzten im herrlichsten, dicken Schnee, die Morgennebel hüllten die entfernteren Teile der Stadt in Duft, was das Erkennen der hervorragenden Baulichkeiten sehr erleichtert. Das Meer war leider nicht zu sehen. Wunderlich ist's, wie dicht hinter der Peterskirche die Stadt mit einem Mal aufhört und bestellte Ackerfelder anfangen. In seiner künstlich erzeugten Größenausdehnung erinnert Rom mich bisweilen an München. Erst nach 10 Uhr gingen wir wieder hinunter. Es war inzwischen gedrängt voll geworden. Zum Besteigen der höchsten Spitze bildeten die Leute Queue. Wir schenkten uns daher letzteres.

Dann gingen wir zur Galerie Corsini an der Farnesina vorüber, welche wie immer am 15. d. Mts. geöffnet war; die sonst leere Straße wimmelte infolgedessen von Wagen und Bettlern. Wir gingen jedoch nicht hinein und sahen statt dessen Santa Cecilia, über deren eigentümlich schönes, liegendes Bildnis unter dem Hochaltar von einem Schüler Berninis (Maderna) Ihr Onkel Erwins Briefe nachlesen mögt.

Allmählich weiter bummelnd, in noch einige der 369 Kirchen Roms hineinguckend, aber gleich wieder herausgehend, kamen wir durchs Ghetto endlich wieder in bekanntere Gegenden und trennten uns, da ich de Boor, den ich acht Tage nicht gesehen hatte, in seinem Restaurant aufsuchen wollte, was auch gelang. Er be-

gleitete mich in die Villa Papa Giulio, wo ich immer noch arbeite und freute sich, dieselbe auf diese Weise endlich einmal kennen zu lernen. Um fünf Uhr verschwand die Sonne, so daß ich nichts mehr tun konnte, und so schlenderte ich denn auf engen Feldwegen zur Acqua acetosa, einem Sauerbrunnen am Ufer des Tiber, in öder großartiger Gegend. Die Beleuchtung erhöhte den melancholischen Eindruck. Alles graubraun, violett in den feinsten Abtönungen: Wasser, Luft, Campagna, Berge. Links ein tiefdunkler Eichenhain auf steilem, zerklüfteten Abhang. Ich blieb lange da liegen. Als ich bei Ponte Molle ankam, war's ganz dunkel, und als ich endlich den langen Weg zur Trattoria gemacht hatte, fehlte nicht mehr viel an $^1/_2$8. Die Freunde waren schon fortgegangen. Ich aß also ganz allein, und das Essen schmeckte mir nicht; aber das war auch die einzige Schattenseite dieses mannigfaltigen Tages. So sind sie nun freilich nicht alle, aber das wäre auch nicht einmal schön! Gute Nacht für heute.

Rom, 21. März 1877.
Vicolo Avignonesi 25.

Lieber Onkel!

Heute Morgen von einem mehrtägigen Ausflug zurückgekehrt, fand ich Deinen schon seit einigen Tagen erwarteten Brief vor, den ich sogleich mit einer Fortsetzung meiner Beschreibungen beantworten will....

Mein Fleiß ist jetzt zufriedenstellend. Ich bin etwa ebenso fleißig wie die anderen auch. Zurzeit arbeite ich in der Engelsburg: Perin del Vagasche Zimmerdekorationen im Raffaelschen Loggienstil. Ob Onkel Erwin dieselben gekannt hat? Schwerlich waren sie damals zugänglich. Aber in der oft erwähnten Villa Papa Giulio, mit der ich in voriger Woche abgeschlossen habe, hat er gewiß auch viel studiert. Fragt Asher doch mal danach.

Bei meiner Beschreibung der Casa Bartholdi habe ich noch vergessen, daß ich auch in dem Zimmer darüber war, welches Onkel Erwin nach seiner Rückkehr aus Neapel bewohnte. Der

Diener machte große Umstände, aber schließlich ließ er mich doch auf einen Augenblick eintreten. Es wird jetzt von zwei jungen Engländern bewohnt und ist sehr behaglich eingerichtet; überall standen hübsche kleine Schalen voll Veilchen und großen Anemonen, nach denen die ganze Stube duftete. Damals hat's gewiß ein gut Teil anders ausgesehen, aber mir war doch ganz eigen zu Mute. Die Wände und die Decke und besonders die weite Fernsicht über die große Stadt, nach zwei Richtungen hin, sind doch noch dieselben. Asher wird sich des Zimmers jedenfalls noch erinnern.

Doch nun zur Beschreibung der inhaltreichen Woche! Sonntag den 18. war zum erstenmal wieder so recht herrliches, mildes, sonniges Wetter und mir gleich am Morgen so sonntäglich zu Mute, daß ich mich so anständig wie möglich anzog. Dasselbe Gefühl hatte auch Eisenlohr gehabt, den ich vorher noch nie anders als in seiner Joppe gesehen habe; infolgedessen saßen wir eine ganze Weile im Café zwar nicht nebeneinander, aber doch ganz nah, ohne uns zu erkennen; erst als die anderen kamen und uns beide begrüßten, merkten wir, wer wir waren.

Es wurde beschlossen, die Katakomben zu besichtigen. Stolz in drei Wagen rollten wir durch die ganze Stadt zur Porta Sebastiano. . . . Die Porta Sebastiano liegt im Süden der Stadt schon auf der Via Appia. Eine Viertelstunde vor dem Tor sind die Callistuskatakomben, „die wichtigsten und interessantesten von allen". Im ganzen ist die Einrichtung der Katakomben ja bekannt und keine weitere Beschreibung nötig. Hier befindet sich unter andern auch die „Papstgruft" der 146 römischen Bischöfe des dritten Jahrhunderts, 1854 wieder entdeckt, daneben die Cäcilienkapelle, die alte Grabkammer der Heiligen, der schon sehr früh hohe Verehrung zuteil wurde. Alte Freskenreste hier zeigen sie in etwa derselben Kleidung, in der Raffael sie gemalt hat. — In einigen wenigen Grabkammern reicher Leute sieht man flotte künstlerische Wandmalereien, einige noch durchaus antik, obenan der berühmte Christus als guter Hirt, bartlos „einer bekannten Mercurdarstellung sich anlehnend". Letzterer wird sogar ins erste Jahrhundert gesetzt. Die meisten Gräber sind völlig

schmucklos: einfache in den vulkanischen Tuff gegrabene, seitliche lange Löcher, wohl sechs bis acht übereinander, so eng, daß man kaum begreift, wie man die Leichen hineinlegen konnte. In den Gängen dazwischen kann immer nur ein Mensch gehen; man kann sich kaum darin ausweichen. In anderem Erdreich als diesem Körnertuff würde die Luft aufs fürchterlichste durch die Verwesung verpestet worden sein....

Von dort ist's nicht mehr weit zur Cäcilia Metella, dem bekannten Riesengrabmal, welches ein reicher Protz, Herr Crassus, seiner Frau um 98 vor Christi errichten lies. Teilweise vorzüglich erhalten, teilweise malerisch zertrümmert, ist's ein Lieblingsvorwurf aller Maler und durch Bilder genügend bekannt. Auch heute saßen zwei da und malten, was das Zeug halten wollte. In Aquarell oder Öl sieht man derartige Ansichten hier zu Dutzenden, an allen möglichen Schaufenstern, selten sind sie so gut, daß ich nicht eine gute Photographie vorzöge.

Die Via Appia hebt sich hier ein gutes Stück, und man hat einen schönen Fernblick auf Rom und die Campagna, mit ihren Aquädukten und den vielen zerstreuten Gräberresten. Im sonnigen Morgenduft sah das alles bezaubernd schön aus, und die Wärme war so groß, daß ich froh war, meinen Überzieher zu Hause gelassen zu haben....

Unmittelbar daneben liegen die Reste des Zirkus Maxentius (309 nach Chr.), in denen sich am Ostermontag Rom noch einmal wieder zu einem Wagenrennen versammeln wird. Es hat seit fünf Jahren nicht stattgefunden....

Über allerlei Terrain, auf und ab, manches Staket übersteigend, kamen wir weiter ostwärts, auf die Via latina, die andere große Gräberstraße Roms und zu den beiden, vor acht Jahren hier neuentdeckten, unterirdischen Gräbern. Hätte man Geld genug, um längs der großen Stadt die Ausgrabungen fortzusetzen, so würde man gewiß noch mehr gefunden haben. Beides sind viereckige geräumige Grabkammern, weit größer als die größten in den Katakomben, das eine mit einem Tonnengewölbe, voll der reizendsten Stuckornamente und Figürchen, das andere kleinere, noch interessanter durch die Verbindung von Plastik und Malerei,

ganz ähnlich wie in Raffaels Loggien.... Es wirkt überaus reizend: gemalte pompejanische Architekturen, Ornamente und dazwischen ganz flache graziöse Figürchen, zuweilen auf farbigem Grund. Alles ist vortrefflich erhalten, weit besser als Raffaels Loggien. Mutter Erde bewahrt dergleichen gut, besser als die rohen Menschen, deren absichtliche Zerstörung der Loggien deutlich genug sichtbar ist. In diesem Grab steht übrigens noch ein großer Steinsarkophag in der Mitte. Die Darstellungen sind meist heiteren Inhalts: Bacchus, Diana usw. Nichts, das an den Tod erinnerte. Es ruht sich gewiß gut in einem so traulich behaglichen Räumchen....

Am Nachmittag wollten wir mit der Post nach Porto d'Anzio fahren, der alten Volskerhauptstadt Antium, am Meer. Aber es stellte sich bald heraus, daß alle direkte Postverbindung dahin nur im Gsell Fels existiert, auch früher in Wirklichkeit nie existiert hat. Das war nun recht betrübend. Der schöne Sonntag war einmal angebrochen, und wir hatten es uns so schön gedacht, am folgenden Morgen ganz frisch am Meeresufer aufzuwachen und die Einwohner und Einwohnerinnen des nahegelegenen Nettuno, welche wegen ihrer Schönheit und besonderen Festkleidung berühmt sind, am St. Josephstag, einem ziemlich hohen Feiertag, zur Kirche gehen zu sehen. Damit war's nun nichts mehr.

Schließlich machten wir einen Nachmittagsspaziergang vor Porta Pia. Porta Pia liegt im Nordosten der Stadt und ist ein Spätwerk Michelangelos, „ein verrufenes Gebäude, scheinbar eine Caprice; aber ein inneres Gesetz, das der Meister sich selber schafft, lebt in den Verhältnissen und in der örtlichen Wirkung der an sich ganz willkürlichen Einzelformen. . . . Innerhalb der Willkür herrscht eine Entschiedenheit, welche fast Notwendigkeit scheint." Entschuldigt dieses lange Zitat aus dem Burchhardt! Wenn man das Gebäude kennt, begeistert die Klarheit und Richtigkeit dieses Urteils.... Der Weg führt wie so viele Landstraßen in Italien zwischen Mauern, über die man nur selten hinwegsehen kann, was sehr ärgerlich ist und einen ganz nervös machen kann, da einzelne Durchblicke zeigen, wieviel man verliert.

Nach einer halben Stunde kommt man nach S. Agnese, einer der vielen sehr alten Kirchen außerhalb der Tore. Diese Kirchen sehen sich im wesentlichen alle gleich: antike Säulen und Kapitelle aus heidnischen Tempeln zusammengeholt, byzantinische oder frühchristliche Mosaiken in der Apsis des Chors, mit steifen Figuren nnd feierlich schönen Farben auf Goldgrund, alles übrige mehr oder minder schwülstiger hohler Zopf, das Beste meistens eine reichgeschnitzte Holzdecke aus dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts. Eigentümlicher ist eine nahe gelegene Rotunde: S. Costanza, das Mausoleum der Töchter Constantins, im vierten Jahrhundert errichtet und sehr gut erhalten, ein in jeder Beziehung hochinteressanter Kuppelbau, der einen schönen großartigen Eindruck macht; wenn auch die Säulen antiken Tempeln entnommen und die Mosaiken der Gewölbe ziemlich roh und unselbständig sind, so hat mir das Ganze doch einen weit größeren Respekt vor jener Zeit beigebracht (durch die harmonischen Gesamtverhältnisse und die wohltätige Lichtwirkung), als ich bisher hatte. . . .

Nach einer halben Stunde, während welcher uns die Mauern nicht mehr an der Aussicht auf die schönen Linien der Sabiner- und Albanerberge hinderten, kamen wir an den Anio oder Teverone, einen ganz anständigen Nebenfluß des Tiber, über den eine höchst malerisch befestigte Brücke führt. Auf beiden Ufern ließ sich natürlich die emsige Schar der deutschen Architekten nieder, um das Ding zu skizzieren, was von weitem oder aus der Vogelperspektive gar kurios aussah. Zwei derselben waren freilich zu faul dazu und besonders zu durstig, um nach dem langen raschen Marsch einem Wirtshaus, welches am andern Ufer winkte, aus dem Wege zu gehen. Der eine war Herr Lauser, der, wie schon sein Name andeutet, ein unendlich gutmütiger stets harmlos fideler Schwab ist, die will- und unwillkürlich komische Person des Kreises, der andere ich. Leider gab's keinen Kaffee, was mich sehr enttäuschte, aber Wein und Wasser waren immerhin erquicklich, und in der rauchgeschwärzten kühlen Küche — aus weiteren Räumen bestand eigentlich das „Hotel“ nicht — war's gar behaglich, so daß wir eine ganze Weile sitzen blieben,

aus Pflichtgefühl das Interieur zu skizzieren begannen, aber schließlich schlief ich dabei ein. Aufgewacht, erklommen wir den Hügel hinter dem Wirtshaus, von dem aus wir einen weiten Rundblick hatten, auch auf die fleißige Schar unserer Freunde. Nachträglich erfuhren wir, daß unser Berg der Mons sacer sei. . . . Von halber Höhe des Mons sacer aus habe ich dann den alten Brückenturm gezeichnet und blieb sogar noch sitzen als die andern den Heimweg antraten, bis es so dunkel war, daß ich nichts mehr sehen konnte. Außerdem erhob sich noch ein kalter Wind, und der lange Heimweg allein war keine verlockende Aussicht. Aber meine Tugend wurde belohnt: einem Omnibus fehlte gerade noch eine Person; kaum war ich eingestiegen, so jagten die kräftigen Pferde mit einer Energie zur Stadt zurück, wie ich selten was erlebt habe, in Italien schon gar nicht. Ich war längst mit meinem Abendessen fertig, als die andern, welche unterwegs noch einmal eingekehrt waren, ankamen; sie waren natürlich hocherstaunt, mich zu finden, den sie schon recht herzlich bedauert hatten. . . .

Montag den 19. März war St. Josephstag. Man stand um sechs Uhr auf und fuhr gegen sieben Uhr per Bahn nach Albano. Das Wetter war nur so so, keine Sonne, viel Wolken, sogar einige Regentropfen, als wir ausstiegen. In Albano setzten wir uns in die Post, die durch diesen Zuwachs von sieben Mann natürlich recht eng wurde. Außer uns saßen noch zwei schweigende und meist schlafende Bauern darin und ein Gendarm, mit geladenem Gewehr, ein dito auf dem Bock, das erste Zeichen, daß man im Vaterlande der Rinaldo Ridalninis ist. — In Rom fühlt man sich ganz sicher, sicherer als in deutschen Großstädten. . . .

Der Weg ist lang und uninteressant. Man fährt $3^1/_2$ Stunden, meist durch dürren niedrigen Wald, auf schnurgerader Chaussee, in Holstein könnte es gerade so sein. Auch ist das junge Laub noch sehr weit zurück; die Fruchtbäume ausgenommen, sieht man hauptsächlich nur am Brombeergeranke ganz kleine junge Blättchen. Der Wald war gerade wie bei uns zu derselben Zeit. Das meiste gehört den Borgheses, die es verpachten; meist an

Köhler, welche scheinbar recht unbarmherzig und unklug hausen. Geordnete Forstgesetze gibt's hier, wie ich höre, noch nicht. — In der Mitte des Weges wurde Halt gemacht. Es war ein Wirtshaus und eine Kapelle daneben. Wohl 200 verteufelt wild aussehende Kerle standen und lagen hier herum. Sie hatten Kirchgang gehalten und vergnügten sich nun. Auf den kurzen, kräftigen Pferden mit langen Mähnen und Schwanz pflegen sie auf hohem Sattel zu sitzen; Ziegenfellüberhosen geben ihnen das charakteristische faunartige Aussehen. Der lange stets in schönen malerischen Falten über die Schulter geworfene blaue Mantel und spitze Hut vollenden den räubermäßigen Anblick. Einige trugen auch lange Flinten. Ganz zu trauen ist der Gesellschaft sicherlich nicht. Allein möchte ich nicht fünf Minuten unter ihnen sein, so finster und mißtrauisch sahen sie drein. Als wir in die Kneipe gingen, folgte der eine Gendarm sofort; ich glaubte, um seinen Anteil am Frühschoppen zu empfangen, andere meinten zur Bedeckung, und ich glaube fast, sie hatten Recht. Er trank fast gar nichts, wollte durchaus nichts annehmen. Diese Gendarmen sind überhaupt sehr ehrenwerte Kerle, oft sehr schöne, noble Erscheinungen von ernstem, feinem Wesen und sicherlich nicht mehr — ich glaube weniger — zugänglich für Trinkgelder und Getränke als die unserigen. Dasselbe möchte ich von einem großen Teil der Unteroffiziere glauben, die zwar weniger stramme Soldaten sein mögen, aber moralisch höher zu schätzen sind als die preußischen wie ich sie kenne.

Die letzte halbe Stunde fährt man in einiger Entfernung vom Meer dahin. Die Sonne arbeitete sich durch und wir langten um elf bei gutem Wetter an. Der Wind blies uns den frischen Meerduft kräftig entgegen, die Wellen gingen hoch und spritzten ihren weißen Schaum hoch aufwärts. Die lustig beflaggten Schiffe, schon mit der einen großen geschwungenen Raae (ich glaube, man nennt das „lateiner Segel") lagen in festtäglicher Stille, schön ausgerichtet, am Molo entlang. Am Ende des Molo, am kleinen Leuchtturm, ging die Brandung natürlich am höchsten. Man wird gar nicht müde, die schäumenden Wogen heranbrausen zu sehen, wie sie schwellen, sich überstürzen, gegen den Stein-

damm prallen und plantschend und spritzend die Vormauer überfluten. Künstlich geformte, große Betonquadern liegen unregelmäßig auf dieser Vormauer, damit sich der Hauptanprall an ihnen breche. Wir stiegen natürlich hinauf, erschienen uns sehr kühn und stolz, aber zuletzt kamen noch einige extragroße Wogen und bespritzten uns so gründlich, daß wir den Rückgang eiligst antraten. Der alte Neptun ist ein gar mächtiger Fürst, der schon durch kleine Plänkler, was etwas Schaumgespritze doch nur ist, seine Macht beweist. Läßt er erst einmal seine weißmähnigen Rosse wirklich los — dann Addio Menschlein! — Ich kannte das Meer früher eigentlich gar nicht, denn die Ostsee ist, mit Klaus Groth zu reden, „man 'n Pohl"! Aber auch diejenigen unter uns, die längere Zeit am Meer gelebt haben, waren ganz angetan und überrascht von den großartigen Stürmen.

Dann wurde gegessen — Fische gab's leider nicht, des Sturmes und des Festes wegen — und südwärts der Küste entlang nach Nettuno gegangen. Auf dem Weg dahin liegen mehrere stattliche Villen, denen man aber ansieht, daß sie sehr selten bewohnt werden. Gar anders mag es vor 1800 Jahren hier ausgesehen haben, als Nero, der hier geboren war, alle erdenklichen Anstrengungen machte, der Stadt ihren alten Glanz wieder zu verleihen, große Hafenbauten anlegte, prächtige Tempel erbaute und viele reiche Patrizier veranlaßte, sich hier, wo er selbst natürlich eine prächtige Besitzung hatte, ebenfalls Villen zu bauen. Von all dem ist nichts mehr zu sehen als ein Stück des alten Hafendammes, in welchem die See besonders wütend tost und sich bricht. Von all den Tempeln und Villen sieht man nur die Grundmauern unter dem Wasser. Im Ufersand dagegen findet man manches bunte Marmorstück, welches einst die Wände und Fußböden jener glänzenden Häuser schmückte, vielleicht gar einem herrlichen Götterbild angehörte, aber nun klein und formlos . . . sich kaum von den andern Kieseln und den neuen bäurischen Topfscherben unterscheidet. Früher hat man mehr als formlose Stücke hier gefunden, unter anderm in Neros Villa den Apoll von Belvedere (zur Zeit Julius II.). . . .

Das Ufer ist steil und hübsch, aber kaum höher als an der

Elbe, wo unsere großen Villen stehen. Überhaupt hat die ganze Gegend einen ziemlich nordischen Charakter. Nur das Städtchen Nettuno baut sich so klassisch schön auf, wie man es bei uns nirgends finden wird. Von einem besonders schönen Platz, der Borghesischen Villa aus, wurde es denn auch allgemein skizziert, wir kletterten, um etwas höheren Horizont und Meeresfläche zu erlangen, auf die Bäume, was sehr komisch aussah und von Thiersch sehr lustig aufgenommen wurde. Der Wind konnte oben noch besser ankommen als unten, und daß das Zeichnen im Kampf gegen fortwährend flatternde Skizzenbücher gerade ein großer Genuß sei, hat wohl noch niemand behauptet. Die meisten waren denn auch erstaunlich flink fertig und wieder auf ebener Erde. Eisenlohr und ich hielten etwas länger aus und wurden dafür durch eine herrliche Entdeckung belohnt: zu unseren Füßen lag ein Steinbruch, um den sich niemand gekümmert hatte; wir stiegen hinunter, fanden noch ein paar unbedeutende Reste früherer Bewohntheit (Säulenfüße, Kapitelle usw.), schließlich eine alte, morsche Tür, und als wir diese öffneten, waren wir in einer weiten Grotte, die sich unmittelbar aufs Meer öffnete und offenbar von Menschenhand erweitert und künstlich ausgeschmückt worden war. Wir sind natürlich vorläufig fest davon überzeugt, daß dies ein Neronisches Badezimmer gewesen ist, wo er abends, wenn die untergehende Sonne den ganzen Raum mit ihren glühenden Strahlen erfüllte, von schönen Mädchen umgeben, auf prächtigem Lager ruhte und zum Leierklang irgendeinen pomphaften Dithyrambus sang, oder weinlaubbekränzt dem Meer aus goldenen Schalen Trankopfer brachte oder nächtliche Orgien feierte. Heute war das Meer für all dergleichen nicht geeignet, und nachdem wir auf einigen großen Felsblöcken unseren kleinen menschlichen Stolzesgefühlen genug getan und uns nasse Füße geholt hatten, setzten wir den Weg nach Netuno fort.

Wir fanden die übrigen natürlich bald auf dem Marktplatz: Thiersch, der Maler so gut wie Architekt ist, von Dutzenden von Einwohnern bewundernd umdrängt, zeichnete einen alten Kerl; die Berliner räsonierten über das Wetter, welches wieder ganz trüb geworden war, und über den Mangel an interessanter Architektur,

die andern beiden saßen im Café! Nachdem auch wir unsere durchwehten Glieder daselbst erwärmt hatten, spazierten Eisenlohr und ich, da in der Stadt wirklich „gar nischt los war“ — darin hatten die Berliner ganz recht — zur andern Seite wieder heraus und fanden auch bald ein Plätzchen auf einem hohen „Knick“ (um norddeutsch zu reden), wo wir weich und duftig im niedrigen Myrtengesträuch saßen, zum erstenmal vorm Winde geschützt waren und eine schöne Aussicht auf die Landstraße, das graugrüne Meer und die Stadt hatten, welche sich von dieser Seite ähnlich, aber noch schöner aufbaut, als von der Villa Borghese aus. Die Luft wurde immer düsterer, das Meer immer unheimlicher, farbloser, der weiße Schaumgürtel längs des Ufers immer breiter, und immer höher sahen wir die Wogen auf dem mächtigen Steinbollwerke des Kastells aufspritzen. Es war ganz die großartig sehnsüchtige, pessimistische Stimmung der Böcklinschen „Villa am Meer“ in der Schackschen Galerie. Statt der einsamen schwarzen Frauengestalt dort, welche man Iphigenie getauft hat, bildeten hier freilich besoffen heimkehrende Bauern die Staffage, je zwei oder drei, oder auch einzeln, auch wohl zu Pferd oder Esel, alle mehr oder minder banditenmäßig aussehend, aber in sehr stiller, friedfertiger Rauschstimmung. Einer, der besonders gefährlich und blutdürstig aussah, auch eine lange Flinte über der Schulter trug, torkelte am allerbedenklichsten von einer Seite auf die andere und machte uns große Freude.

Als wir zurückkehrten, waren die andern schon heimgegangen. Ganz Nettuno schien sich zur Feier des heiligen Joseph angetrunken zu haben, was Eisenlohr, als guten Schwaben, mit einer gewissen sympathischen Rührung erfüllte. Dabei waren sie aber alle ganz harmlos und freundlich, trotz ihrer waldmenschartigen Ziegenfellüberhosen. . . . Gar lustige Szenen sahen wir noch auf der Landstraße, die man bei uns ähnlich, aber doch weniger naiv und harmlos erleben kann. Schließlich kam für fünf Minuten noch ein rosigvioletter Sonnenuntergangsschein über den wolkigen Himmel und die entfernteren Berge, was wunderschön aussah. Unten am Strand war's schon fast nächtlich und von besonderer Großartigkeit. Das Abendessen zeichnete sich durch kolossale

Mengen frischen Salats aus.... Ein angeheiterter Fischer am Nebentisch rezitierte halb singend ein langes, wohlklingendes Gedicht, dessen Inhalt ich jedoch nur halb verstand. Unser Beifall animierte ihn und auch die andern Anwesenden, so daß sich ein gar gemütliches und charakteristisches Gesinge entwickelte. Zwischendurch sangen wir auch einige deutsche Lieder, wobei sich freilich die Abwesenheit unseres Hauptsängers und einige energische falsche Töne des einen Berliners ziemlich bemerkbar machten. Die italienischen Lieder gehen alle in Moll, was ihnen einen eigenen Reiz gibt und sehr „gebildet“ klingt. Am besten gefiel den Leuten offenbar Lützows „Wilde verwegene Jagd“ und — „Die Pinzgauer“! Nachdem wir uns die Brandung noch einmal in stockfinsterer Nacht angesehen hatten, wobei mir die wundervollen Sturmakkorde aus Wagners „Fliegendem Holländer“ in den Ohren klangen, so daß ich kaum erstaunt gewesen wäre, wenn plötzlich das Gespenstische Schiff mit den blutroten Segeln vorübergesaust wäre — gingen wir zu Bett und schliefen, ohne viel Allotria zu treiben, bald ein....

Dienstag war das alte Meer frühmorgens noch grauer als tags zuvor, und der Himmel eine schwere graue Regenwolke. Es regnete sogar etwas. Während des Kaffees hellte es sich auf, die Sonne kam sogar durch, zwar nur matt und farblos, aber das silberne Flimmern auf der weiten Wasserfläche sah wunderschön aus. Zuerst gingen wir natürlich wieder auf den Molo. War der Anprall der Wogen gestern schon großartig gewesen, so war's über Nacht doch noch ganz anders geworden. Die Quadern, von denen uns gestern nur einige besonders heftige Wellen durch ihr Gespritze vertrieben hatten, wurden heute von jeder, die, in langen Intervallen feierlich anschwellend, sich heranwälzte, so ganz überflutet, daß ein Mensch gewiß mit heruntergespült worden wäre. Die Urkraft des Elements hat etwas so Begeisterndes, daß man unwillkürlich im Kampf zwischen ihm und dem Menschenwerk Partei für ersteres nimmt und jauchzend mit zusehen könnte, wie die Quadern des Molo seiner Gewalt weichen müßten, wie der Leuchtturm hinweggespült würde und man selber mit! Man möchte mit zu dem starken und frischen Chor der Tritonen und

sonstigen Fischmenschen gehören, den Göttern des Olymps untreu werden und zur Fahne — vielmehr zum Dreizack des Neptun — schwören, aller verfeinernden und verzärtelnden Bildung den Krieg erklären mit der Devise: „Es muß alles zerstört werden“ — denn das ist die Devise des Meerreiches. . . .

Dann begann die Wanderung nach Torre d' Astura. Dies ist ein Turm, der 10 Miglien ($2^1/_4$ Meilen) von Anzio entfernt an der Küste liegt und mancherlei geschichtliche Erinnerungen aufweist: erstlich steht er auf den Mauerresten einer der größten Villen Ciceros, und dann war es hier, wohin Konradin von Schwaben nach der unglücklichen Schlacht bei Tagliacozza flüchtete, vom Besitzer Jacopo Frangipani aufgenommen, aber als Karl von Anjous Reiter kamen, diesen ausgeliefert wurde. Außerdem soll man eine herrliche Fernsicht von hier aus haben, nach allen Seiten hin, besonders nach Süden aufs Kap der Kirke, welches wir allerdings schon tags zuvor von Antium aus gesehen hatten. Essen mußte mitgenommen werden. Der Sohn des Wirts . . . trug es und wollte zugleich als Wegweiser figurieren, da der Strand teilweise nicht zu passieren war. Hinter Nettuno, von dessen schönen Mädchen und Trachten wir auch heute nichts zu sehen bekamen, ging's eine Weile landeinwärts, durch Redder und ausgerodeten Wald, dann durch feuchte Wiesen wieder zum Strand hinunter. Hier, in dem Sand gegen den Wind zu marschieren, war kein Vergnügen, besonders da der Nebel nicht wich und man weder den Turm noch Antium erkennen konnte. Die Stimmung: „Un dat sall nu'n Vergnögen sin?!“ nahm überhand, und eine Revolution war vor der Tür, welche Verzehren des Vorrats und Heimkehr verlangte. Aber die beiden Schwaben, zweite Kolumbusse, wollten nichts von rückwärts wissen. Die Entdeckung eines einsam stehenden Hauses begeisterte und beruhigte selbst die Murrenden. Es war eine Ziegelei. Die Leute waren sehr freundlich, gaben uns Brot und ziemlich schmutziges Wasser, welches trefflich schmeckte. Wein oder Käse hatten sie nicht — wenigstens wollten sie uns nichts davon geben, was man ihnen nicht verdenken konnte. Der Strand gleicht dem der Ostsee: Sand, Gestrüpp, einige verwehte Bäume usw. Von den Büffel-

herden, vor denen man sich zu hüten hat, war nichts zu sehen. Einige zahme Ochsen gingen uns höchst bescheiden aus dem Wege. Einmal sahen wir ein Rudel Dammwild. Sonst ist außer einigen Trümmern antiker Villen und mittelalterlicher Strandburgen, welche die Sarazenen zerstörten, wenig Bemerkenswertes von der Küste zu erzählen. Immer näher kam der Turm, endlich nach vierstündigem angestrengten Marsch traten wir punkt 1 Uhr in einen kleinen Burggarten, der, schlechtgepflegt und vom Wind zerzaust, sich doch durch einen Flor der üppigsten roten Levkojen auszeichnete. Über eine schmale Brücke, auf der der Wind natürlich ganz besonders pfiff, kamen wir in den Turm, dessen bescheidene Besatzung hocherfreut und erstaunt über den unerwarteten Besuch war. Es kommen nicht viel Fremde hin, besonders nicht bei so stürmischem Wetter. Der Feldwebel war ein schöner, gebildeter Mann, der die Honneurs mit beneidenswertem Anstand machte. Unser Brot, Eierkuchen und Wein schmeckte vortrefflich. Zu sehen ist wirklich nichts: aus Konradins Zeiten stammen nicht einmal die jetzigen Außenmauern. Innen überall kahle Wände. Ein sehr primitives Zimmer ist für den Principe Borghese reserviert, wenn er zur Jagd auf Strandvögel herkommt. Ein schön eingebundenes Projekt zur Restaurierung des Turms, mit peinlichster Nettigkeit ausgeführt und dem Principe Borghese dediziert, bildet den Hauptschatz, der gezeigt wird. Von Fernsicht war keine Rede. Aber die Sonne . . . kam wieder und bereitete uns einen schönen Nachmittag. Zunächst wurde von den noch am Strand stehenden Ruinen der Ciceroschen Villa aus der Turm skizziert, was schnell getan war; dann tummelten wir uns auf dem schönen glatten Ufer und ruhten in der warmen Sonne. Der alte Cicero hat sich hier wirklich einen herrlichen Platz ausgewählt! Das sah man auch ohne Fernsicht. Und von ganz bedeutender Ausdehnung muß seine Besitzung gewesen sein; die meisten Mauerreste liegen jetzt unter dem Wasserspiegel, — oben vom Turm aus konnte man den ganzen Grundriß deutlich erkennen —, aber auch am Strande stehen noch ganz respektable Brocken festen Backsteingemäuers. — Um 4 brachen wir auf, um 6 waren wir in Nettuno. So rasch ging's

ohne den Widerstand des Windes. . . . Auch die Heftigkeit der Brandung ließ etwas nach. Da Ebbe eingetreten war, konnten wir den ganzen Weg am Strande bleiben, um die vorspringenden Uferkanten mit Vorsicht und Schnelligkeit herumlaufend, wenn die Welle sich gerade zurückgezogen hatte. Aber nasse Füße gab's doch, und namentlich eine urkomische Szene, als wir auf glitschigen Speckstein gerieten, vor Lachen nicht von der Stelle konnten und uns ganz geduldig naß spritzen lassen mußten. In Nettuno wurde natürlich eingekneipt, in einer höchst malerischen Wirtschaft, die wieder aus nur einem großen Raum bestand, der Küche, Wirtschaft, Keller, Durchfahrt, Speisekammer usw. vorstellte, und nach dem Abendbrot schleunigst zu Bett gegangen. Mehr als zwei Stunden Schlaf hatten wir freilich nicht, denn um Mitternacht fährt die Post ab — die einzige Verbindung mit der Welt!!! Das schlaftrunkene Gerassel im Postwagen war nicht gerade genußreich, schien aber weniger lange zu währen als die Hinfahrt bei Tag über den langweiligen Waldweg. In Albano ausgestiegen, regnete es. Schimpfend öffnete der Bahnhofinspektor den stinkigen Bahnhof, wo wir uns auf die Holzbänke legen oder auf und ab rennen durften. Erst um $^1/_2$6 kam der Zug, und gegen 7 waren wir in Rom. Hier fand ich Deinen Brief, las ihn rasch, legte mich dann ins Bett, schlief bis 9, traf dann Eisenlohr im Café und war leidlich fleißig mit ihm in der Engelsburg, welche ich heute absolviert habe. Die Perin del Vagaschen Zimmer dort sind mir ziemlich das liebste, was ich an leichter Zimmerdekorierung kenne, einzelne Figuren von geradezu raffaelischer Schönheit. Verzeiht die breite Ausführlichkeit dieser Beschreibung; ich entschuldige mich mit Cicero: „Zu einer kürzeren fehlte mir die Zeit!"

Am 22. war Kaisers Geburtstag und Thiersch und ich, wie zu erwarten war, aufs Kapitol geladen. Es war recht interessant und amüsant für uns. Sehr bunte Gesellschaft, hohe Aristokratie, neben Krethi und Plethi aller Art. Was an Deutschen hier ist und seine Karte abgibt, wird zu diesem Tag eingeladen. Große schöne Räume mit zopfigen Plafonds und nicht allzuviel moderner Geschmacklosigkeit eingerichtet. Einzelne Ecken mit hohen

Lorbeerzweigen geziert, machten sich sogar wundervoll. Höchst unglücklich freilich war das Arrangement der Kaiserbüste im großen Saal: sie stand bis zum Kinn in einem Beet von rosa Azaleen!! Von hohem Lorbeer und Palmengebüsch dahinter keine Idee.

Keudells große Rede war fließend und gut gemeint, aber entsetzlich nüchtern und schwunglos. Sie hätte eigentlich gerade so gut auf John Henry Schröder oder sonst jemand gepaßt. Ist's denn so schwer, auf dem Kapitol des deutschen Kaisers Hoch an seinem 80. Geburtstag auszubringen? Ich bin überzeugt, daß in Hamburg an jenem Abend viel viel bessere und begeisterndere Trinksprüche gesprochen wurden, selbst die „gebundene Rede", die Dr. Hofrat Förster den Tag in München zum besten gegeben hat, wird trotz aller Bedenklichkeiten mehr Schwung gehabt haben. Ein doppelt besetztes Männerquartett, vermutlich des Künstlervereins, sang darauf „Heil Dir im Siegerkranz" mit neuen Worten und nachher noch einige deutsche Volkslieder, aber teils so langweilig, teils so unrein, wie wir das bei unsern Liedervereinlern nicht gewohnt sind.

Zu essen und zu trinken gab's massenhaft und glänzend. Dafür ist die deutsche Gesandtschaft hier allgemein berühmt. Besonders gut schmeckte nach all dem süßen Zeug, das man hier bekommt, ein gutes Glas Rheinwein mit köstlicher Blume. Da ich keinen festen Platz mehr gefunden hatte, konnte ich mich selbst bedienen und bald hier bald da Posto fassend meine Beobachtungen anstellen. Ein paar sehr schöne Frauen waren da — Frau und Tochter eines hiesigen deutschen Malers —, manche recht niedliche, aber auch viel garstige und unangenehme: junge, blasierte Puppenköpfe, alte fette und alte dürre aufgeblasene Berlinerinnen, die sich eigentlich ihrem prächtigen Staat durchaus nicht entsprechend zu benehmen wußten. Die wirklich vornehme Aristokratie auch hier wieder verhältnismäßig natürlich, wenigstens mehrere Damen. Die besternten und meistbebänderten Herren machten einen recht unbedeutenden Eindruck. Viele schrecklich wichtige und reservierte Mienen fehlten natürlich nicht. Im ganzen war der Eindruck für mich weniger der einer deut-

schen als der einer Berliner Gesellschaft — wie ich mir eine solche vorstelle. Auch angejüdelte Erscheinungen fehlten nicht, waren mir aber durchaus nicht die unangenehmsten. . . .

Rom, ult. März 1877.

Für Palmsonntag, den 25. März, war die Wahl schwer zwischen der Zeremonie der Palmenweihe in S. Peter und dem berühmten Schweinemarkt in Grottaferrata.

Mein Interesse am katholischen Kultus ist gerade hier in Rom sehr gering geworden, so daß ich zur Partei derer gehörte, die schon morgens um $^1/_2$9 nach Grottaferrata fahren wollten; das Erscheinen der beiden schon erwähnten Berliner jedoch und ihre Erklärung, sie wollten sich uns anschließen, ließ mich und noch einige andere die Zahl der Andächtigen in S. Peter vermehren. Die Sache war aber „man sehr schwach". Das Osterfest ist in den Münchner Kirchen überhaupt feierlicher als hier. Wenig Publikum, meist Fremde obendrein, kleine winzige Palmenzweiglein, wie man sie auch bei uns hat, meist sogar hellgelb gefärbt, kunstreich, aber geschmacklos geflochten und geknotet, keine sonderliche Musik, und in der Prozession, die von einer Seitenkapelle durchs Hauptportal in die Vorhalle und wieder zurückging, lauter unbedeutende, gut dumme Gesichter. Ich erwartete, wenn auch nicht lauter Apostel- und Prophetenköpfe, doch einige scharfgeschnittene Gesichter unter den Kardinälen zu finden. Der eine Choral von Palestrina klang sehr schön durch den gewaltigen Raum. . . .

Mit dem 12-Uhr-Zuge fuhren wir nach Frascati. Wir kamen im schönsten Sonnenschein an und stiegen zusammen mit vielen andern Vergnügungszüglern zur Stadt hinauf, die wir schon kannten. . . . Es ging durch einen schönen deutschen Frühlingswald mit schlanken kahlen Stämmen, frischem Grün und bunten Blumen: Anemonen (weiße, blaue und rosa), Butter- und Marienblümchen, Immergrün, Veilchen und viele andere, alle von besonderer Üppigkeit. . . . Die Sonne schien lustig, aber der Regen fiel trotzdem auch ganz lustig in großen Tropfen herunter, so daß man den Rockkragen aufklappte, unter die Schirme kroch,

und in dem schönen grünen Teppich gar bald die schönsten nassen Füße bekam. Daß die Hauptfestlichkeit, die hier immer in einer Tombola gipfelt, schon vorüber war und wir eigentlich zu spät kamen, merkten wir auch ohne das ausdrückliche, im schönsten Berlinisch gemauschelte: Molto troppo tardo eines Landsmanns — der mir nebst seiner wohlgenährten Tochter oder Frau noch von Keudells Gesellschaft her in Erinnerung war —, an dem ununterbrochenen Zug von Festteilnehmern, der uns entgegenkam, teils zu Fuß, teils zu Pferd oder Esel. Die Pferde sind hier von der kleinen, kurzen, zähen Rasse, mit langen Mähnen und Schwänzen, die fast den Boden berühren, ganz ähnlich denen, welche Josef Brandt und Horschelt auf ihren Kaukasusbildern malen. Die Sättel sind außerordentlich hoch, scheinen aber sehr bequem. Die Reiter in ihren Sonntagskleidern, teilweise zwei Spitzhüte übereinander gestülpt, einen alten und einen neuen — gewonnenen oder gekauften —, natürlich den Radmantel in schönen Falten über die Schulter zurückgeworfen, mit Regenschirmen bewaffnet, einige auch wohl ein schwarzes Ferkelchen vor sich im Sattel, einer sogar zwei, und zwar so, daß ein Kopf- und ein Schwanzende an jeder Seite herunterhing, was den Tierchen nicht ganz lieblich zu dünken schien. Aber daß Tiere auch Gefühl haben, bedenken die italienischen Bauern noch weit weniger als unsere deutschen. „Warum hat die Madonna es ein Schweinchen werden lassen?“ Dieser Fatalismus ist freilich sehr einfach und geeignet, gar manche Frage prompt und billig zu lösen. — Andere treiben ihre Schweine zu Fuß heim, noch andere trugen gewonnene Speckseiten und Schinken, am liebsten zu zweien an einer Stange, allen aber prangte am Hut und den Frauen im Haar ein bunter Strauß von ganz geschmackvollen künstlichen Blumen. Wir sahen dank diesem Zuspätkommen so viele charakteristische Erscheinungen an uns vorüberziehen, daß wir es gar nicht bedauerten, zumal der Festplatz und der ganze Ort noch immer so voll waren, daß man kaum durchkommen konnte. Die Festwiese, eine sanfte Senkung, bot etwa das Bild deutscher Jahrmärkte, nur etwas malerischer infolge der andern Form der Fuhrwerke, Geräte, Gefäße, Tiere und

Trachten. Das Hauptgeräusch: Schweinsgequieke und Gegrunze; Betrunkenheit verhältnismäßig gering, jedenfalls viel zurückhaltenderer Art als in Deutschland. Wie wir zwischen Buden und Laubhütten herumgingen, die Regenschirme abwechselnd auf- und zuspannten, im Wirtshaus einen langweiligen Lokalsänger mit gutem Quattrocentokopf anhörten, in den schwarzen Gewölben der alten Burg vortrefflichen Wein tranken, ist nicht sonderlich erzählenswert.

In der Kirche sind Fresken von Domenichino, die zu seinen besten gezählt werden. Da der Sakristan aber nicht aufzutreiben war, konnten wir sie nur schräg durch ein hohes Gitter sehen und keinen rechten Eindruck erhalten. Trotz allen guten Willens und aller Unparteilichkeit gegen die eklektische Schule habe ich noch immer nichts von Domenichino gesehen, was mir wirklich gefiel, mit Ausnahme einiger sehr schöner, jugendlicher Nymphen, auf dem großen Jagdbild der Diana in der Galerie Borghese und dem Hieronymus im Vatikan. . . .

Kürzlich war ich in S. Maria degli Angeli, einer der größten Kirchen Roms; inmitten der riesigen Diokletiansthermen, mit Benutzung der antiken Mauern und Gewölbe von Michelangelo erbaut, aber nachher ganz verunstaltet, so daß jetzt nur die außerordentlichen Größenverhältnisse zu bewundern sind. Außerdem befinden sich hier viele Originale der großen Altarbilder der Peterskirche. Letztere sind nämlich alle in Mosaik, aber so vortrefflich gemacht (im Anfang des vorigen Jahrhunderts unter Leitung der Cristofani), daß man das anfangs gar nicht bemerkt. . . . In S. Maria degli Angeli sind unbedeutendere und spätere Bilder, aber vortrefflich beleuchtet, so daß man sie mit Interesse besieht. . . . Benutzt wird die große Kirche eigentlich gar nicht; eine einzige alte Frau betete im gewaltigen Raum, und außer meinen hallenden Schritten hörte man nur den Gesang eines Buchfinken draußen in der hellen Frühlingssonne. Im riesigen Klosterhof stehen vier schöne Zypressen, die, wie man sagt, Michelangelo selbst gepflanzt hat, zwischen ihnen ein Brunnen, an dem gewaschen wurde. Einige Soldaten schlenderten untätig herum, in einem Winkel hüpften Kaninchen zwischen hohem

Unkraut und Schutthaufen umher, auf der andern Seite lagen rostige Kloakenröhren. Überall wimmelte es von Eidechsen, man hörte keinen Laut als hier und da einen Glockenschlag und den Pfiff einer Lokomotive (der Bahnhof ist in der Nähe). Sic pereat gloria mundi!

Mittwoch, Donnerstag und Freitag Nachmittags ist in der großen Chorkapelle im St. Peter die Feier, die Onkel Erwin beschreibt: Auf dem Altar ein Leuchter mit 13 Lichtern (Christus und die 12 Apostel versinnbildlichend), welche unter Gebeten und Singen in langen Zwischenräumen ausgelöscht wurden. Glücklicherweise kam ich eine Stunde zu spät: Thiersch, der präzise beim Beginn dagewesen war, ging schon gelangweilt fort. Wirklich hatten sie erst ein Licht heruntergesungen, sangen außerdem gar nicht sonderlich, oft unrein und taktlos. Aber die anderen Lichter wurden viel schneller ausgelöscht als das erste, in immer kürzeren Zwischenräumen. Zwischendurch ging ich in der Kirche auf und ab; an ihre Verunstaltungen gewöhnt man sich mit der Zeit, so daß man immer mehr Freude an der großartigen Gesamtanlage hat. Besonders bei Abendbeleuchtung war die Kuppel wunderschön: die goldigen Sonnenstrahlen, welche durch die hellen Tambourfenster eindringen, machen sie so licht und hoch, daß Augen und Gedanken in seligem Wohlbehagen zur hohen Kuppel hinaufschweben, deren Gestalten in goldigem Duft traumhaft verschwimmen. In den Pfeilerzwickeln sitzen die vier Evangelisten, in farbiger Mosaik, wohl fünfmal über Lebensgröße. Mir waren sie anfangs zu groß erschienen, aber ich habe mich ganz an sie gewöhnt und möchte sie gar nicht anders haben. Zwei von ihnen, Matthäus und Johannes, sind wirklich großartig. . . .

Das Publikum in St. Peter besteht mindestens zur Hälfte immer aus Fremden; naiv Andächtige, Bauern aus der Campagna usw. sieht man nur ganz selten. Bei solchen Feierlichkeiten sind wohl alle anderen Nationen ebenso stark vertreten wie die italienische. Das ist ein Hin- und Herdrängen vor dieser Kapelle und leises Schwatzen in allen Sprachen, das nicht schön ist. Als nur noch ein Licht brannte, wurde es allmählich still

und nach dem Verlöschen dieses letzten beim Miserere, welches wundervoll gesungen wurde, herrschte Totenstille, so daß es wirklich sehr schön und ergreifend wirkte. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und in der lichten Dämmerung erschien die Kirche größer als je, auch die zahlreichen Menschen trugen dazu bei, sie in ihrer ganzen Kolossalität zu zeigen.

Gründonnerstag gings nach Tivoli, acht Mann in einem eigenen Wagen, zu Postpreisen.... Um sechs fuhren wir ab, ohne Sonnenschein, im feuchten Nebel, der auch erst nach $2^1/_2$ Stunden wich und die Sonnenstrahlen durchkommen ließ. Die Fahrt geht nach Osten durch die Campagna, von der nicht viel zu erzählen ist. Großartig ist sie freilich beinahe immer. Immer näher kommt man den blauen Sabinerbergen, endlich sieht man Tivoli deutlich liegen über einem graugrünen, olivenbewachsenen Abhang. Noch nirgends sah ich so große, phantastisch geformte Oliven wie hier. Gildemeister und ich setzten uns hinten aufs Wagenbrett wie Eichendorffs Taugenichts, und hatten von da aus die allerschönste Aussicht. Langsam geht's bergan, und trotz der schönen Aussicht nickte einer nach dem andern auf Augenblicke ein in der schönen Vormittagshitze. Gegen $^1/_2$11 fuhren wir im Gasthof zur Pace vor, einem alten echten Gasthaus mit sehr billigen Preisen und ganz vortrefflichem Wein. Wir waren sehr hungrig, und die riesige Maccaronischüssel, welche wir mit Hohngelächter empfangen hatten, wurde ziemlich leer gegessen. Danach war unser erster Weg in die Villa d'Este, die aber am folgenden Tage noch schöner war. Dreierlei ist's, was Tivoli auszeichnet: 1. seine Lage und die zahlreichen großen Wasserfälle, 2. die Villa Adriana am Fuße des Berges, 3. die Villa d'Este. Die Stadt liegt auf einem Hügelrücken, welcher überall von natürlichen und künstlichen Wasserfällen des Anio durchbrochen wird. Der größte Wasserfall ist erst 1826 bis 1835 etwas entfernt angelegt, da man befürchtete, die volle Wucht des Stromes könne die Felsen unterwühlen und dem ganzen Stadtteil, mit dem so oft gemalten Rundtempelchen der Sibylla, gefährlich werden. Aber der ursprüngliche Fall bleibt immer noch der schönste, auch nachdem die herunter-

stürzende Wassermenge so viel geringer geworden ist. Da sind Schluchten, Höhlen und Felsbildungen von ganz unbeschreiblicher phantastischer Schaurigkeit. Preller hat hier viel studiert, und man wird oft an seinen Tartarus und anderes erinnert. Der Zauber des ewig beweglichen brausenden Wassers ist fast ebenso groß wie am Meeresufer. Wunderschön spricht Onkel Erwin darüber: „Welcher Reiz ist es nicht, in des Feuers lockende Flammen zu sehen, der türmenden Wolken Spiel zu beobachten! Aber viel reizender, fesselnder noch ist der Anblick solcher stürzenden, donnernden Wasserwelt. Wirklich eine neue Welt geht hier dem Staunenden auf; wie der Druck der Luft, der dadurch aufgeregte, kalte Zugwind, der in nassen kalten Wolken aufspritzende Wasserstaub ihn einhüllt und ihm den Atem nimmt, wie die furchtbar donnernde Wassermusik der Stimme den Klang raubt, so schwinden dem Auge und der Seele hier auch alle bekannten Bilder und Formen. Nach dem Takt der weißen schäumenden Wasser stürzen auch sie und verschwinden in Staub. Das ist die wahre Lethe! Unwiderstehlich zieht es uns, ihrem Ruf zu folgen; mag über uns die Sonne leuchten, gern vergessen wir sie und die von ihr freundlich belächelte Welt, wo wir durch Leid und Freud, Nacht und Tag, wie der Fluß durch Felsenbette und Blumenauen, ruhig unsere vorgeschriebene Bahn vollenden müssen. Hier scheint die Welt aus ihren Fugen, so auch wir. Herrlich und leicht müßte hier zu sterben sein, und wohl recht taten die Alten, hier sich Villen zu bauen, um so bei ihrer Lust am Leben sich Furchtlosigkeit und Freude am Tode zu bewahren. Ja, in dieser Grotte muß Neptun, wenn irgendwo er wohnt, hausen; dieser dumpfe Donner, dieser kalte Zug „ist wohl sein tiefes wassergöttliches Atemholen“.

Das ist so schön und wahr empfunden und ausgesprochen, daß ich nichts hinzuzusetzen weiß!

Von den antiken Villen am andern Abhang des Tals ist kaum noch etwas zu sehen. Die Aussicht von da aus, auf das Städtchen und die Wasserfälle, besonders bei Sonnenuntergang, ist unbeschreiblich schön. Alle, alle bauten sich hier an: Dichter, Philosophen, Feldherren, Gelehrte: Catull, Properz, Horaz, Quin-

tilius, Varus usw. Auch der Blick in die Ebene ist von hier aus herrlich, die Campagna weit und klar und ganz deutlich im Hintergrund die Peterskuppel, „gleichsam als Schlußstein zwischen Erde und Himmel“. Im Tal zu unseren Füßen, zwischen Himmel und Wasser überall ganz sauber gefurchte Felder, wohl meist für Gemüse bestimmt, und zwischen dem schönen, rötlichen Erdreich zierliche Fruchtbäumchen mit weißen oder rosa Blüten im lichtgrünen zarten Frühlingslaub. . . .

Abends war Prozession, sehr glänzend, alles in roten Kapuzen, aus denen nur die Augen hervorsahen, im Schnitt der Florentiner Leichenträger. Neben jedem Kerzenträger lief ein zerlumpter Straßenjunge und ließ sich das heiße Wachs in die Hand tröpfeln. Viel bunter Firlefanz, illuminierte Kreuze, große Fahnen, zuletzt auf einer kolossalen Bahre ein großes Kruzifix unter einem Baldachin, von Blumen, Lampen, Engeln und Gott weiß was umgeben. Alles kniete davor nieder; sobald es vorbei war, standen sie aber auf, und die sechs Träger am hinteren Ende der Bahre scherzten nach rechts und nach links mit den Mädchen nach Herzenslust. Die ganze Sache war überhaupt mehr ein fideler Mummenscherz als eine ernste Zeremonie, aber äußerst malerisch, besonders in den ganz engen Straßen und unter einem mit bunten Lampen verzierten alten Tor. Bengalisches Feuer wurde nach Kräften verknallt, um die Feierlichkeit zu erhöhen. Nachher besahen wir uns noch das Tal und den Tempel der Sibylla, und um 10 Uhr war alles zu Bett.

Am andern Morgen um acht gingen wir zur Villa Adriana herunter, eine kleine halbe Stunde entfernt. Für so großartige Anlagen wäre da oben freilich kaum Platz gewesen; außerdem verzichtete der Kaiser vielleicht gern auf die ernst milden Todesgedanken, welche die Wasserfälle jedem bringen.

Natürlich kann es mir nicht einfallen, all die zahllosen Ruinen aufzuzählen (allein drei Theater), die noch vorhanden sind und unter der Leitung Rosas mehr und mehr aufgedeckt werden. Das Gelände ist höchst interessant, von hohen Bäumen bewachsen, von mannigfaltiger Schönheit, besonders wo der Blick aufs Gebirge hinzukommt. . . . Die interessanteste Anlage ist wohl ein

kürzlich bloßgelegtes, rundes Schwimmbassin, mit Rundgängen und einer Insel in der Mitte, Bibliotheken an den Seiten usw. usw. Die Leute verstanden die Kunst des Lebens wirklich vortrefflich! Ein nobler, großartiger Luxus für gleichmäßige harmonische Ausbildung von Körper und Geist, wie wir ihn gar nicht kennen und in unserm Klima wohl auch schwerlich kennen lernen werden. Am meisten hat wohl die englische Erziehung davon angenommen.

Hadrian war ohne Frage eine für die Kunst sehr verdienstvolle Persönlichkeit. Wenn auch persönliche Eitelkeit eine große Rolle dabei spielte und fürchterlicher Dilettantismus bisweilen störend eingriff, so entstand doch unter ihm eine glänzende herrliche Nachblüte der Kunst, und auf diesem Landgut, auf das er sich nach seiner großen Kunstreise durch Griechenland und Ägypten zurückzog, ließ er mit feinem Geschmack das Beste, das er unterwegs gesehen hatte, in trefflichen Kopien zusammenstellen. Viele der vorzüglichsten Bildwerke des Kapitols und Vatikans wurden hier ausgegraben, unter andern der schöne Antinous (sein Liebling), auch viele der idealisierten ägyptischen Figuren, z. B. die schöne Isispriesterin. Hätten wir nur in Deutschland recht viele Hadriane! Sie brauchten nicht gerade auf dem Kaiserthron zu sitzen; ein Fürstenthron oder eine prächtige Villa in Baden-Baden oder Blankenese würde für bescheidene Ansprüche auch schon genügen. . . .

Nach dem Kaffee gings dann wieder in die Villa d'Este. Diese ist für mich von allen Schönheiten Tivolis die allerschönste. Charakteristisch ist das Urteil des englischen Baedekers (Murray), dem ich im übrigen oft vor dem deutschen den Vorzug geben muß: „Das Symmetrische der Anpflanzung und die geschorenen Hecken finden wenig Bewunderer nach den Naturschönheiten der Umgebung, und die Wasserkünste werden mit Recht heutzutage als eine wunderliche Geschmacksverirrung betrachtet, in der Nachbarschaft der großen Wasserfälle.“ Das ist echt englisch gedacht! Wenn es überhaupt nötig ist, etwas dagegen zu sagen, so kann ich es nicht besser tun als mit Onkel Erwins Worten. Seine Beschreibung der Villa und des Gartens ist dagegen nicht recht anschaulich; wenigstens hatte ich mir danach ein ganz

anderes Bild gemacht. Ob ich es deutlicher machen kann, ist freilich die Frage! Die Villa selbst ist ein schmaler und langer Bau, der mit seiner Schmalseite auf die Campagna und Rom hinuntersieht, während sich an der Längsfront eine vornehme breite Terrasse hinzieht, von hier aus führen symmetrische Wege, von geschorenen Buchsbaumhecken eingefaßt, steil zu den niedrigeren Teilen des Parkes hinab, der in Absätzen bergab steigt und unten wohl 50 Meter unter der Terrasse liegt. Die Zypressen, die hier stehen, sind von riesiger Höhe und die schönsten, die ich je gesehen habe. Sie müssen 70 bis 80 Meter hoch sein. Kein Baum kann sich ihnen vergleichen in ihrer feierlich stilvollen abgerundeten Form. Das stete leise Hin- und Herwiegen der Kronen nimmt ihnen alle Steifheit und Ungelenkigkeit. . . . Die Zypresse erscheint mir immer wie ein Hofmann in des Wortes bestem Sinn. Sie ist von Natur gemessen, würdevoll und aristokratisch. Das schönste an ihr ist vielleicht ihre Farbe. Dieser goldig warme Saftton von immer sanftem, ernstem Glühen, selbst lange nach Sonnenuntergang, wenn alles andere Laub farblos und schwarz erscheint, hat etwas Adeliges, Echtes. Daß doch die Gelehrten der Gartenzucht es fertig brächten, sie auch in Deutschland einzubürgern! Ohne sie ist ein wirklich vornehmer Garten kaum denkbar. Unsere Tannen sind die reinen Bauern dagegen.

Neben dieser Senkung des Terrains von Süd nach Nord existiert noch eine zweite von Ost nach West. Im Osten des Gartens etwas niedriger als die Terrasse befinden sich zwei große farrenüberwachsene Grotten aus Stuck und Tuffstein, mit phantastisch üppigen, jetzt halb zerbröckelten Figuren von Nixen, Nymphen, Wassergöttern und Untieren, welche in Kaskaden aller Art ihre nicht besonders großen Wassermassen herabrieseln lassen, die dann von Bassin zu Bassin, von Fontäne zu Fontäne weiterrinnen und sprudeln und schließlich Gott weiß wo enden. Leider gehen die Wasserkünste nur Sonntags. . . . Mancher Adler, mancher Delphin und Löwenkopf wird freilich auch Sonntags untätig bleiben müssen, so zerstört ist alles durch die Zeit. Und das ist eigentlich kein Wunder, da alles aus Stuck modelliert ist, über einem Backsteinkern oder Eisenstangengerüst, welches

an vielen Stellen gar melancholisch zutage tritt. Wie muß das aber herrlich gewesen sein, als alles frisch im Stande war, als überall geputzte, Geist und Vergnügen sprühende Menschen auf- und abwandelten und die höchsten Gedanken in anmutige, liebenswürdige Spiele und Scherze kleideten! Heute nehmen die guten Gedanken nur zu gern eine philiströse, sauertöpfische Miene an und unsere Vergnügungen werden fad oder frivol. Überall breitet das unglückselige Prinzip der Arbeitsteilung seine Herrschaft! Aber für einen harmonischen Menschen, für eine harmonische Geselligkeit gehören Ernst und Scherz zusammen und ebenso Wissenschaft und Kunst, Kunst und Spiel, Kunst und Natur, Kunst und Toilette, Kunst und Schönheit allüberall ins Leben, es durchdringend, gleich der wahren Religion.

Auch so, schweigend und verödet, wenn auch seit Kardinal Hohenlohe dort residiert, anständig instand erhalten, ist der Park unsäglich schön . . . und wenn die Schatten immer höher an den dichtbelaubten Zypressen aufsteigen und schließlich nur ihre Wipfel erglühen, die Campagna in allen Tönen schwimmt, über St. Peter die rosigen Wolken feierlich aufsteigen, dann ist dieser Sonnenuntergang vielleicht noch schöner, als der von den antiken Villen aus.

Rom, Samstag Abend,
7. April 1877.

Montag früh, vielleicht schon morgen Mittag, verlassen wir Rom; manche für immer, ich für etwa drei Wochen. Und da habe ich vorher noch vielerlei nachzuholen.

Zunächst noch von Tivoli, z. B. darf ich nicht unerwähnt lassen, wie wunderhübsch die Läden der Viktualienhändler zur Feier des Festes geschmückt waren: die runden Käse in herrlichster Ordnung ringsum an den Wänden, in den Zwischenräumen je ein Ei, oder sonst irgend ein zierlicher Schmuck, in Augenhöhe lief wohl ein breiter Fries von blanken Sardinenbüchsen, darüber folgten Schinken und Würste symmetrisch, eng aneinander gereiht, mit Lorbeerbüscheln dazwischen. Auch von der Decke herunter hing allerlei Geräuchertes, aufs geschmack-

vollste mit Lorbeeren geschmückt, die Gasröhren mit kunstreichem bunten Seidenpapier zierlich umwunden; keine unserer Damen hätte sich dessen zu schämen brauchen, auf den Butterfässern prächtige Ornamente aus Lorbeerblättern und rotem Papier auf hellem Grunde; zu beiden Seiten der Tür hohe Rustikasäulen aus blanken Käsen aufgebaut. Kein Künstler würde mit dem Material etwas lustig-sinnreicheres und wirklich bis zu einem gewissen Grade stilvolleres arrangieren können. — Auch in Rom gibt es derartige Läden, aber doch keinen so „liebevoll durchgeführt“ wie dort.

Dann darf ich nicht vergessen, daß am Charfreitagmorgen zwei Chorknaben in ihrer feuerroten Montur mit einem eisernen Bett, welches drei Klappen hat und einer großen Klapper, die, wie eine Drehorgel umgehängt und gedreht wird, durch die Straßen rennen und einen Heidenlärm machen, die ganze Jugend natürlich hinterdrein; es ist ein Hauptgaudium, besonders wenn die betreffenden müde werden und ihr heiliges Amt eine Zeitlang an jemand anders abtreten. Am Charfreitag werden nämlich die Glocken nicht geläutet, und dies ist der Ersatz dafür. Mittags geht's ebenso.

Abends war dieselbe Prozession wie am Gründonnerstag, nur noch feierlicher, und statt der roten Kapuzen diesmal die ganze Gesellschaft schwarz, mit unverhülltem Kopf und großen gestickten weißen Bäffchen, statt des Kruzifixes ein Leichnam Christi, ganz in Blumen begraben, was wirklich feierlich aussah und hinterher ganz kleine Knaben und Mädchen in buntem Flitterstaat mit dicken Kränzen von gemachten Blumen auf den Köpfen, welche die Insignien des Martyriums trugen. Geißel, Rute, Lanzen, ungenähter Rock, Essigschwamm usw., alles ganz en miniature, aus Pappe und Silberpapier, was denn doch gar zu naiv aussieht. . . .

Ostersonntag ging's natürlich nach S. Peter, der sich nach und nach füllte und schließlich einen gewissermaßen vollen Eindruck machte; die Mehrzahl waren, wie immer, Fremde, man bemerkte einige Campagnolen in ihren bekannten Trachten, aber sie fühlten sich fremd unter den städtischen Toiletten. Kardinal

Borromeo las die Messe im Namen des Papstes; wie er in seiner langen rosa seidnen Schleppe daherstolzierte, sah er ganz stattlich aus, aber doch lange nicht so schön und lange nicht die Prachtentfaltung, wie ich sie von der Münchner Frauenkirche her gewohnt bin. Die Auferstehungsfeier dort — und das freut mich eigentlich — bleibt weitaus die schönste kirchliche Zeremonie, die ich kenne; vom Gesang ganz abgesehen. Die Messe war teilweise recht hübsch aber lang. Der Kastratengesang — mag es Einbildung sein oder nicht — hat ein gewisses Etwas, das mir nicht gefällt. Der eine sieht aus wie ein altes abgesungenes Huhn, der zweite ist ein dickliches, lächelndes Herrchen mit wohlgepflegtem Schnurrbart, Lockenkopf und patschigen Händen, der dritte ein ernstes, mageres, jugendliches Gesicht mit etwas dummem Ausdruck. Das Gedränge vor der Kapelle war ärger als je; da ich mich nicht mit vordrängen ließ, sondern meinen Platz behauptete, so gut es ging, hatte ich fortwährend andere Nachbarn und konnte dieselben belohnen oder bestrafen, je nachdem sie mir gefielen, indem ich sie vorließ oder nicht. — Nachher wurde vom Balkon des einen großen Kuppelpfeilers aus mit verschiedenen Reliquien gesegnet, wahrscheinlich mit den vier Hauptschätzen der Kirche: dem Schweißtuch der h. Veronika, der Lanzenspitze des Longinus und Partikeln der Kreuze Christi und Andreas. In der großen Entfernung und Schnelligkeit konnte man aber nichts erkennen, zumal alles natürlich in reichen goldnen Kapseln steckte. Dies war früher sicherlich einer der feierlichsten Momente, aber jetzt knieten nur die Allerwenigsten nieder. — „Es ist aus mit der Kirche“ — dies Gefühl hat man in Italien und speziell in Rom gar oft. Wie anders ist es z. B. noch in Tivoli und München, wo man sich zusammen nimmt, um als Protestant kein Ärgernis zu erregen und unliebsame Erfahrungen zu machen, oder doch wenigstens Andächtigen kein Ärgernis zu geben. Daran denkt man hier nur ganz selten. — Der Kardinal trug eine Brille und glatt gescheitelte Haare, er hätte genau so gut ein protestantischer Konsistorialrat sein können.

Beim Hinausgehen verlor ich meine Freunde absichtlich

und trieb mich in Straßen und auf Plätzen herum, wo Landvolk zu sein pflegt. Wirklich war auch eine ganze Zahl vorhanden, alle im Sonntagsstaat, auch hübsche Mädchen darunter, besonders Backfische, oft in unbewußt graziösen Stellungen auf dem sonntäglich reinen Straßenpflaster hockend, die Männer lagen zum Teil der Länge nach auf dem Boden und schliefen. Worin das große Ostersonntagsvergnügen für sie bestand, ist mir unklar; in der Peterskirche war höchstens der zehnte Teil gewesen. Sie machten einen recht gelangweilten Eindruck, als ob sie nicht mit sich hinwüßten. Um sich von der Sonne bescheinen zu lassen, brauchten sie doch nicht den weiten Weg zur Stadt zu machen!...

Gegen Abend landete ich in der Kirche San Gregorio Magno, eine der vielen großen, einstmals bedeutenden Bauten, die jetzt einsam draußen liegen, ohne Gemeinden. . . . Von der alten Kirche, welche da erbaut war, wo Gregor der Große 580 sein Haus zu einem Benediktinerkloster umgewandelt hatte, ist gar nichts mehr übrig. Der Mosaikboden . . . aus dem frühen Mittelalter, sonst alles zopfig aber gut und so viel zopfige Altarbilder wie ich hier selten fand, außerdem noch einige schöne Renaissance-Grabmäler. Aus Gregors Zeit stammt nur sein marmorner Bischofsstuhl (ursprünglich wohl der Wagen einer antiken Quadriga) und der Tisch, an dem er die Armen selbst bewirtete (ebenfalls antik). Seit jener Zeit datiert die Armenspeisung am Gründonnerstag, bei der der Papst selbst bedienen soll. Ursprünglich waren es zwölf, da sah Gregor, wie sich einmal als Dreizehnter ein Engel dazwischen setzte, seitdem sind es dreizehn. — Besonders wollte ich zwei berühmte Fresken von Guido Reni und Domenichino sehen. . . . Sie befinden sich in einer Kapelle neben der Kirche, die kahl und unbenutzt daliegt, aber durch den breiten Abendsonnenstrahl, der zur offenen Tür hereinfiel, in goldenem Lichte schwamm und sehr traulich und behaglich wurde. Ich blieb lange darin, so daß der Küster schließlich erstaunt wegging und in seinem davor liegenden Gärtchen zu wirtschaften begann. Die beiden Bilder befinden sich einander gegenüber und haben das Martyrium des Andreas zum Gegenstand. . . . Domenichinos Bild ist nicht nur langweilig wie

die meisten seiner Sachen, sondern eine ekelhafte rohe Marterszene, während er sich gewöhnlich doch durch einen gewissen kalten Idealismus auszeichnet; Guido Reni hat den viel schöneren Moment gewählt, wie der alte Mann auf dem Weg zum Richtplatz das Kreuz erblickt und betend niedersinkt. Das ist wirklich sehr schön; die Hauptfigur würdig und ohne falsches Pathos, die anderen Figuren, die Landschaft usw. sehr frisch komponiert und bewunderungswürdig flott gemalt....

Es war wunderschön, ganz einsam und ungestört, erst der Sonnenuntergang ließ mich im Skizzieren aufhören, und als ich an all den alten Ruinen vorbei zur Stadt kam, war's ganz dunkel....

Ostermontag war das schon erwähnte Wagenrennen im Zirkus des Maxentius an der Via Appia.... Das Terrain und der Hintergrund der Cäcilia Metella an der einen, die Campagna und der Albaner Berg an der andern Seite machten das Ganze sehr malerisch, besonders an der schattigen Langseite lag und stand alles in prächtig aufgebauten Gruppen in dem sonnegedörrten, von Gemäuer unterbrochenem Gras. Dazwischen die Zeitungs-, Wasser- und Apfelsinenverkäufer in behendem unermüdlichen Auf- und Abklettern und Ausrufen ihrer Waren. Volkstrachten so gut wie gar nicht, überhaupt der Unterschied mit einem Rennen bei uns eigentlich nicht groß. Das Wagenrennen selbst ist weit langweiliger als das Pferderennen. Interessante Kämpfe um den Preis kamen nicht vor; wer zu Anfang vorn war, blieb jedesmal Sieger. Im ersten Rennen stürzte ein Wagen, und der Mann flog heraus, ohne sich zu verletzen. Zuletzt kam noch ein Wettrennen der Campagnolen. Das war wirklich hübsch, wie sie schreiend, ohne Steigbügel, wild auf den elastischen Tieren mit weitflatternden Mähnen und Schwänzen vorübersausten; auch ein halbwüchsiger Bengel dazwischen, der freilich der vorletzte wurde. Den letzten auszupfeifen, bildete das Hauptvergnügen des Publikums. Es war ein toller Lärm. Sonst ist die Begeisterung und Aufregung in Hamburg viel größer. Der Sieger fährt oder reitet grüßend noch einmal durch die Bahn. Der Campagnole, seine Siegesfahne schwingend, war wie berauscht vor Freude über den Triumph

und sah wunderhübsch aus. — Um dem allgemeinen Staub zu entgehen, wählten wir den weiteren Heimweg durch Porta S. Giovanni über die Egeria-Grotte, welche in Abendbeleuchtung wunderbar schön dalag. Einer der Herren, der den Weg schon mehrfach gemacht haben wollte, führte uns direkt auf die zugemauerte Porta Latina, so daß wir die Freude hatten, über eine halbe Stunde längs der Stadtmauer zu spazieren. So weit liegen die Tore hier auseinander. Schön war's freilich auch da, wie überall bei hereinbrechender Dunkelheit nach schönem Sonnenuntergang. Da mag man sein, wo man will, wer Sinn dafür hat, wird sich stets feierlich angeregt fühlen, nur muß nicht irgendein Quidam sich verpflichtet glauben, einen zu unterhalten! Ich hielt mich schließlich zu einem Hauptmann a. D., der sich hier scheint niederlassen zu wollen und wenigstens nicht über Malerei sprach. . . .

Am Dienstag war ich in der Villa Madama, die ich noch nicht kannte. Giulio Romano hat sie gebaut, vielleicht nach Entwürfen Raffaels für Kardinal Giulio di Medici, später Clemens VII. Dann gehörte sie Margaretha von Österreich, der Tochter Karls V., der Gemahlin Alessandro von Medicis, des ersten Herzogs von Florenz, und erhielt von ihr diesen Namen. Sie wurde nie vollendet und bewohnt, der ungesunden Luft wegen, sagt man. Sie liegt schön vor Porta Popolo (Norden) am Abhang eines Hügels, unten der Tiber, schöne Aussicht auf Rom. Besonders berühmt ist eine große Vorhalle oder Loggia, die sich auf den terassenförmig projektierten Garten öffnet und deren drei hohe Wölbungen eine Fülle der zierlichsten und edelsten Renaissanceornamente in Stuck und Malerei enthalten. Sie sind alle in Stichen erschienen, und die Tätigkeit meiner Freunde bestand eigentlich nur darin, diese nach der Natur zu kolorieren. Aber die ursprüngliche Farbe herauszuklügeln, ist nicht leicht. Erst spät abends kehrten wir zurück.

Mittwoch besah ich mehrere große Kirchen gründlich, zunächst Santa Maria Maggiore, die allererste Marienkirche Roms und eine der schönsten und wichtigsten der Stadt. Dies ihre Gründungsgeschichte: Papst Liberius und ein reicher römischer Patrizier Johannes hatten in der Nacht des 4. August 352 beide denselben Traum: ihnen erschien die Jungfrau Maria und befahl

ihnen, ihr da eine Kirche zu bauen, wo sie am folgenden Morgen frischgefallenen Schnee finden würden. Sie suchten und fanden ihn auf der Höhe des Esquilin. Der Papst zeichnete in den Schnee den Grundriß der Kirche, der reiche Herr Johannes durfte die Banknoten bezahlen. Diese Geschichte ist in vielen Skulpturen und Bildern in der Kirche verherrlicht. Von der alten Kirche steht noch vieles: die 36 wundervollen, schneeweißen, ionischen Säulen, welche überaus heiter und vornehm festlich aussehen und gerade so gut das Gebälk eines Juno- oder Venustempels tragen könnten; sodann alte Mosaiken, die längs der ganzen Kirche als Fries hinlaufend, mit ihrem Goldgrund und satten Farbenglanz herrlich zu den Marmorsäulen stimmen. Die Darstellungen selbst sind ebenso uninteressant wie garstig. Auch der Triumphbogen und die Apsis haben noch ihre alten Mosaiken, und der Fußboden ist der schönste von allen. Die Holzdecke, weiß und gold, ist schön und außerdem dadurch interessant, daß dies das erste Gold ist, das aus Amerika kam — unter Alexander Borgia. Daß im einzelnen vieles verzopft ist, versteht sich in Rom leider von selbst, besonders störend ist hier der große Aufbau über dem Hochaltar, mit riesengroßen, kostbaren gewundenen Säulen wie in S. Peter. Im übrigen ist der Totaleindruck der Kirche wunderschön, heiter, großartig, und ich kann es Pio nono nicht verdenken, daß er hier begraben sein will. Zwei überaus prachtvolle Kapellen, mit einem unendlichen Aufwand von Gold und seltenstem Marmor enthalten die Gräber einiger Päpste. In der einen werden außerdem als höchstes Heiligtum die Überreste des Kripplcins Christi, in der andern ein „sehr seltener Meister“, nämlich ein echter Lucas! das Originalporträt der Madonna, bewahrt. Oben im Altar von riesigen Säulen und goldenen Engeln umgeben kann man es sehen, oder zu sehen versuchen, denn es ist so schwarzgelb vom Alter, daß man eigentlich nichts erkennt. In derselben Kapelle sind noble Fresken von Guido Reni und eine außerordentlich schön arrangierte, liebenswürdige Glorifikation der Jungfrau in der Kuppel von Cigoli; als ich skizzieren wollte, wurde mir bedeutet, daß Prinz Borghese, dem die Kapelle gehört, dies nicht haben will. Dann ging ich weiter zum Lateran.

Der Lateran, bis zum Exil von Avignon die Residenz der Päpste, liegt jetzt öde und verlassen. Ein gewisses Anstandszeremoniell wird ihm zwar noch immer gegönnt, er ist die zweite Basilika Roms (Maria Maggiore die dritte), und die Päpste des letzten Jahrhunderts haben ihn fast noch mehr verzopft als alle andern Basiliken, aber trotzdem macht er den Eindruck einer gefallenen Größe. Besonders heute, wo ein abscheulicher Schirokko haushohe Staubwolken über die menschenleeren Plätze zu beiden Seiten wirbelte und einem ganz saharaartig zumute werden konnte, lag der Steinkoloß so finster und so leblos da wie eine ägyptische Pyramide. Die zopfige Hauptfassade ist übrigens großartig, weit schöner als die von S. Peter, und selbst die offenbar viel zu großen Figuren obendrauf lasse ich mir gefallen. Das ganze Gebäude bekommt dadurch etwas Eigenartiges. Man kann es mit keinem andern verwechseln, was bei Zopfbauten immer schon was heißen will. Auch steht hier der höchste aller Obelisken Roms. Doch weiß ich nichts sonderlich Beschreibenswertes hervorzuheben, habe ich doch heute schon genug im Aufzählen von Kunstwerken geleistet, ohne ein anschauliches Bild hinzugefügt zu haben. In der Galerie des Lateranpalastes sind schöne Antiken, z. B. der Sophokles und der tanzende Faun nach Myron. Zu den Bildern kam ich nicht mehr. Es wurde geschlossen.

Dann noch in Santa Croce, einer furchtbar zopfigen, noch einsamer gelegenen Kirche (ich zählte sechs armselige Hüttchen, die allenfalls das Kirchspiel ausmachen könnten) vor Porta Maggiore, zwischen Aquädukten erbaut; dicht davor ein kurioses Grabmal eines antiken Bäckers, in der Ruine des Tempels der Minerva Medica (einer Backsteinrotunde, welche einstmals eine dem Pantheon ähnlich große Kuppel mit Oberlicht gehabt haben muß) und allmählich durch Kohlbeete und Heideland, an verfallenem Gemäuer, in welchem Menschen wohnen und modern angelegten breiten Straßen ohne Häuser vorbei, in leichtem Regen zu bewohnteren Teilen der Stadt zurück. . . .

Am Donnerstag in der Galerie Corsini zum erstenmal. Sie besitzt neben viel Mittelmäßigem einige sehr gute Sachen, auch einige altdeutsche, deren Anblick mich immer besonders sym-

pathisch berührt. So ein Holbeinsches Porträt nimmt's schließlich doch mit allem andern auf! Auch einige interessante Skulpturen sind da, ein prachtvoller junger Herkules (?), der einen Stier auf dem Rücken trägt, ein Fuß hoch, und ein etruskischer reich ornamentierter Marmorsessel, auf den man sich ganz fidel hinsetzen darf und der unendlich bequem ist. Die Leute verstanden den Zweck eines Stuhles weit besser als unsere modernen Gotiker! —

Dann per Omnibus nach St. Paul, die Kirche liegt ziemlich weit vor dem Tore. 1823 brannte diese größte und schönst erhaltene aller alten Basiliken Roms, welche an Größe selbst den alten S. Peter übertraf, ab, sie ist seitdem wieder aufgebaut, hat freilich ein ziemlich modernes salonmäßiges Aussehen erhalten, mit faden, langweiligen Fresken, grellen Glasfenstern, viel zu großen Figuren, einem fürchterlich langweiligen Fries von Papstporträts in Medaillons (moderne Mosaiken) u. dgl. Aber die Gesamtanlage, der „Säulenwald", 80 riesige korinthische Säulen, bleibt immerhin noch sehenswert. Der Klosterhof mit zierlichen, gewundenen, mosaizierten Doppelsäulchen ist erhalten und duftet nach Rosen, die ihn in regelmäßigen Hecken durchschneiden und voller Knospen waren. Auf dem Heimweg, den ich zu Fuß unternahm, stieß ich auf eine kleine unscheinbare Kapelle am Wege, über deren Tür ein altes, ungeschicktes Relief sitzt, Petrus und Paulus sich küssend, und darunter steht: „Dies ist die Stelle, wo S. Petrus und S. Paulus, als sie zum Martyrium geführt wurden, Abschied voneinander nahmen." ... Warum soll das nicht wirklich die Stelle sein? Und warum, falls sie es nicht wirklich ist, soll man es nicht trotzdem glauben? Das schlichte Häuschen und das rohe Bildwerk mit der dünnen frischen Buchsbaumgirlande darüber in der feierlichen Abendsonne haben einen schönen Eindruck auf mich gemacht.

Um das Tagebuch noch schnell zu vollenden: Freitag morgens: Vatikan, Sala regia, nachmittags zu Hause, einige dekorative Arbeiten Eisenlohrs kopiert; Sonnabend morgens: San Lorenzo fuori le mura, die mir bis dahin noch unbekannte, jetzt fast allersympathischste aller alten Kirchen Roms ist, mit wirklich

schönen modernen Fresken von Fracassini. . . . Nächstens mehr aus Neapel, wo ich Briefe poste restante zu finden hoffe.

Hans.

Von Rom nach Neapel.
13. April 1877.

Am Montag früh gegen sieben Uhr fuhr ich im schönsten Frühlingswetter von Rom ab, nur mit dem allernötigsten, in mein Plaid geschnürt, ausgerüstet und meinen Nachtsack nach Neapel voraussendend. Die übrige Gesellschaft war schon tags zuvor nach Albano und Nemi vorausgefahren; aber ich hatte es vorgezogen, mir die Tour für später aufzuheben, wo ich mir in größerer Muße mehr Genuß davon verspreche. Die Ausflüge und rasch sich folgenden Eindrücke häufen sich jetzt ohnedies. In Albano stiegen die anderen sieben ein, deren Zahl sich durch einen ältern Maler vermehrt hatte, ein überaus unschlüssiges Herrchen, das eigentlich für drei Tage nach „Neapel und Umgebung" (!!) wollte, nun aber Lust zu bekommen schien, sich uns anzuschließen. Schon in Velletri (16000 Einwohner) hielt ihn der Mangel eines neunten Platzes im Postwagen glücklicherweise zurück. Bis der Wagen instand gesetzt wurde, besahen wir rasch die Stadt, die malerisch auf mäßiger Höhe liegt, mit engen Straßen, worin einzelne stattliche alte Häuser, Schweine, Esel, Hühner, zufriedene fleißige Menschen an den offenen Haustüren, nur wenig bettelnde Kinder und Krüppel, ein hübscher großer Renaissancebrunnen, waschende Frauen und Mädchen usw. Das hübscheste war ein großer Palazzo — Pal. Ginetti (Lancellotti) von Mart. Lunghi — am Ausgang der Stadt, mit terrassenförmig absteigendem Garten dahinter und weiter Aussicht über die sonnige Ebene, von der breiten luftigen Loggia aus, welche sich die ganze Gartenfront entlang zieht. Zwar hatte dieselbe mit Ausnahme der schönen offenen Treppe architektonisch kein hervorragendes Interesse, aber es machte einen ganz ungewohnten, erfreulichen Eindruck auf mich, daß wir die Besitzer, wohlhabende fröhliche Menschen, ungezwungen scherzend und lachend,

darin auf und ab gehen sahen — am anderen Ende stand noch der Frühstückstisch. Sie kamen mir recht glücklich vor, und wie sehr die Italiener die „verzogenen Schoßkinder der Natur“ sind, im Vergleich mit uns Deutschen, fühlte ich hier so recht und nicht ganz neidlos. Aber meistens hat ja alles Herrliche, das man hier sieht, die Zeit seines Blühens und Lebens hinter sich, ist in irgend einem Sinne Ruine! Die menschliche Staffage wirkt oft nur poetisch durch den Gegensatz zwischen ihrer Armut und Heruntergekommenheit und den Reichtum der Natur oder der einstigen Herrlichkeit der Monumente. Das gibt zwar grandiose, feierlich melancholische Gedankenklänge, aber immer in Moll, wie die Volkslieder auch — „Roma, Roma, non è piu, come era prima“, sagt Onkel Erwin so oft — hier war endlich ein frischer, fröhlicher, sonniger Frühlingsmorgenakkord in Dur!

Etwa um neun Uhr fuhren wir mit vortrefflichen Pferden auf guter Landstraße ins Volskergebirge hinein. Daß wir so eng saßen, daß aus Platzersparnis immer einige Beine zu den Fenstern hinausgehängt werden mußten, vermehrte die Fidelität. Der Weg war hübsch, aber nicht besonders interessant und von ganz deutschem Charakter. Pinien und Zypressen haben wir im ganzen Volskergebirge nicht gesehen. Bald wurde man mehr an öde Spessart-, Rhön- und Harzlandschaften Lessings, bald an fruchtbare hessisch-thüringische Gegenden mit ihren sanften Wellenlinien, bald an flachere Partien Tirols erinnert.

Das Hauptinteresse bieten die Städte und Dörfer, welche meist sehr malerisch, oft — die größeren sämtlich — hoch und steil gelegen sind. Die Schweinezucht der Gegend ist berühmt. Es sind muntere, zierliche Tiere, schwarz und borstenlos, die im Vergleich zu unseren einen geradezu „gebildeten“ Eindruck machen. Halberwachsene Ferkelchen sieht man manchmal, mit einem bunten Band oder Glöckchen um den Hals und kleinen Schellen in den Ohrenspitzen!! wie Hunde hinter den Kindern herlaufen, auch bis in die Wohnzimmer. Das ganze Volskergebirge steht in hohem Ruf wegen seiner Räuber. In neuerer Zeit ist zwar nicht viel passiert, aber allein oder zu zweien hätte ich die Tour doch nicht unternommen. Unsere große Zahl und

unser Aufzug wirkten aber so „bandenmäßig“, daß unser Einzug in ein Nest jedesmal allgemeines Staunen hervorrief, und wir hier denn nun auch glücklich von einem hohen Magistrat als eine solche interniert worden sind; doch davon später!

Cori, wo wir um $^1/_2$12 anlangten, ist eine der allerältesten Städte des Landes, weit älter als Rom und hat noch mancherlei interessante, alte Reste aufzuweisen, namentlich vortreffliche Beispiele von Zyklopenmauern verschiedener Perioden, auch aus den allerfrühesten, wo man die riesigen Blöcke ganz unbehauen ohne Mörtel aufeinandertürmte. Seine steile Lage auf der Spitze eines Bergkegels und das abscheuliche Pflaster der steilen Straßen erinnerten mich einigermaßen an Cortona. Doch ist Cori wesentlich kleiner und macht mehr den Eindruck eines sehr großen Dorfes. An malerischen Ecken, Winkeln und Treppen ist's aber wohl noch reicher, und der kräftige, schöne Menschenschlag, besonders die üppigen, stolzen Volskerfrauen in der schönen Volkstracht, die hier viel allgemeiner ist als ich erwartet hatte, ließen mich auf Schritt und Tritt bedauern, daß wir uns, wie richtige Reisende, von einem Führer zu allen Sehenswürdigkeiten schleppen ließen und nicht wenigstens eine Woche dablieben und Studien machten. Aber es war doch besser so. Wozu Studien, die man doch nicht verwertet?! — Von hier an sieht man die Frauen überall mit der einfachen uralten Spindel vor der Tür sitzen, und die Jagd auf Ungeziefer verschiedener Art, die ich in der Umgebung Roms verhältnismäßig selten beobachtet habe, nimmt zu. In die Esel, hier wie überall die liebenswürdigsten, geduldigsten, geschicktesten und trotz schlechter Behandlung stets unverdrossenen Lastträger, habe ich mich geradezu verliebt. Daß man ihren Namen zu einem Schimpfwort gemacht hat, ist ein glänzendes Zeugnis für unsern menschlichen Unverstand und unsere Undankbarkeit. Es sollte vielmehr ein Ehrenname sein! Wenn wir Menschen alle wären wie diese Esel, so gäb's keinen Krieg und keine Armut, trotzdem wär's nicht langweilig auf der Welt, denn sie sind nicht ohne Humor.

Auf der höchsten Höhe ragt die wohlerhaltene Front eines mittelgroßen dorischen Herkulestempels, aus der Zeit Sullas, ins

Land hinaus, das wichtigste Beispiel römisch-dorischen Stils. Von sonstigen Tempelresten sind nur geringere Bruchstücke erhalten: zwei korinthische Säulen von einem Kastor- und Polluxtempel usw. Dann kamen wir aus einem zweistöckigen Kreuzgang, mit schönen mannigfaltigen Frührenaissancekapitellen zufällig in die „Schlafstunde“ einer Kleinkinderschule, — ein mir von Weimar her (wo Piltz es malen wollte) zwar gewohnter, aber doch immer aufs neue komisch-rührender Anblick, zumal die kleine Lehrerin hier recht hübsch und über den unerwarteten Besuch sehr anmutig-verlegen war. Übrigens hätte ich Euch Pädagogen alle herbei gewünscht, um Euer Erstaunen über die Vortrefflichkeit und Reichhaltigkeit des Lehrmaterials an den Wänden ringsum mit anzusehen. Ich glaube kaum, daß die Rechenmaschinen und kolorierten Tafeln für Anschauungsunterricht und Naturgeschichte irgendwo besser sein können als in diesem kleinen äußerlich so malerisch schmutzigen Nest. Es gibt viel Ölpressen oder -mühlen in Cori, überaus malerische goldig-schwarz geräucherte Gewölbe, meist nur durch ein oder zwei kleine hochsitzende Fenster erhellt, so daß ganz Rembrandtsche oder Dousche Lichteffekte entstehen. Vor den Türen hängen oder lehnen die vollen Schläuche in den possierlichsten, das ganze Schwein noch deutlich zeigenden Stellungen — ganz wie vor 2000 Jahren und früher auch schon.

Viel Zeit hatten wir, wie schon erwähnt, für Cori nicht übrig. Nachdem wir zu Mittag gegessen und die Stadt etwa $1^1/_2$—2 Stunden besehen hatten, verließen wir sie gegen $^1/_2$4, über eine kleine, sehr alte Römerbrücke, um zu Fuß nach Norma zu gehen. Zuerst ging's durch Olivengärten, in denen geruht wurde, bergan; dann auf schmalem Fußsteig, am westlichen Abhang des Gebirgs entlang, der baumlos und steinig ist, und sich von öden, einförmigen Bergabhängen bei uns nur durch die blaugrünen Büschel einer Zwiebelpflanze, die leider nicht blühte, unterscheidet, und durch ein hohes, gelbgrünes Kraut, welches mir in die Familie unserer Wolfsmilch zu gehören scheint.

Rechts in der Ferne sah man das Meer als schmalen Streifen, zunächst die wohlbekannte Bucht von Porto d'Anzio und Nettuno,

heute durch zahlreiche kleine Fischerboote belebt, dann den Turm von Astura und noch weiter die schöne Silhouette des „Kaps der Kirke“ (Monte Circaeo), welches wunderlich isoliert am Rande der breiten Fläche aufsteigt und heut ganz klar zu sehen war. Der Weg war nicht unbeschwerlich und dauerte länger als wir gedacht hatten. Einige stürmten aber so gewaltig voraus, daß wir anderen wohl oder übel mitkommen mußten. Gildemeister und ich, die zwei Hanseaten, waren die allerletzten und hatten die übrigen gerade ganz aus dem Gesicht verloren, als plötzlich drei wild aussehende Hirten auftauchten und mit lang ausholenden Schritten uns den Weg abschnitten, was uns im ersten Augenblick gar unbehaglich war. Ihren Gesprächen nach schienen sie freilich harmlose Leute zu sein, aber wir waren doch froh, als die nächste Kreuzung des Weges uns und ihnen das Gros unserer Gesellschaft wieder zeigte.

Endlich sahen wir Norma vor uns und rechts davon auf einer andern Höhe die Ruinen des alten Norba, dessen Einwohner sich, um sich Marius, der sie belagerte, nicht zu ergeben, selbst getötet und ihre Stadt verbrannt hatten. Nur die ausgedehnten Zyklopenmauerreste sind übrig geblieben, und diese sind so trotzig kühn wie der Sinn ihrer Erbauer. Hier rasteten wir; als wir aufbrechen wollten, kam die Sonne, die seit mehreren Stunden verschwunden war, noch einmal durch, so daß wir liegen blieben, bis sie ganz in silbern flammenden Schuppenwölkchen untergegangen war; erst in später Dämmerung zogen wir mit schallendem Schritt durch die breite Hauptstraße in das erstaunte Norma ein. Ein Schwarm von Kindern und Neugierigen folgte uns bis vor die Tür des Gasthauses, in dem wir übrigens bessere Verpflegung fanden als sein Äußeres versprach. (Bei dieser Gelegenheit muß ich doch noch erwähnen, daß man selbst in den kleinsten Gasthäusern Italiens so gute Eßgeräte findet, wie in Deutschland kaum in guten Bürgerfamilien, geschweige denn in kleinen Kneipen. Löffel und Gabeln sind stets aus Neusilber und die kleinen stählernen Forken mit verbogenen $2^1/_2$ Stacheln oder Messer, die sich bei jedem Versuch, damit zu schneiden, im Griff umdrehen und sonstige Freuden der Art, die ich namentlich in

Thüringen reichlich gekostet habe, fallen in Italien ganz weg.) Betten waren jedoch nur für vier vorhanden — der Wirt war eigentlich Schuster, nur nebenbei „Hotelier“ —, die übrigen vier mußten ausquartiert werden. Ganz geheuer fühlten wir uns in dem Nest nicht, schon die unfreundlichen lauernden Gesichter hatten uns nicht gefallen, besonders aber das Benehmen unseres Führers war geeignet, Mißtrauen zu erregen. Wir hatten denselben eigentlich schon in Norba verabschieden wollen, aber er war nicht gegangen, mit der Erklärung, er wolle erst in Norma was essen, dort bei einem guten „Cristiano“, den er kenne, übernachten und uns begleiten. Da er einem der unsern seinen schweren Ranzen trug, ließen wir ihn gewähren. Aber beim Einmarsch in die Stadt bemerkten einige, wie er den jungen Kerlen Winke gab und leise Bemerkungen über uns zuflüsterte: wir hätten gut Bajocchi und dergl., und sein Benehmen beim Abendessen, zu dem er sich, nachdem wir ihm ein Glas Wein gegeben hatten, selbst einlud, war ein so widerwärtiges Gemisch von Dreistigkeit und Kriechen, sein Gesicht so wechselnd schlau und künstlich dumm, sobald er sich beobachtet sah, daß einem wirklich unheimlich zu Mute werden konnte. Namentlich einige Reserveleutnants, die den Krieg mitgemacht hatten, nahmen die Sache ernst und waren dafür, daß wir uns nicht trennen, sondern ein gemeinsames Strohlager verlangen sollten, ein anderer schlug sogar vor, abwechselnd zu wachen, was einen ganz nibelungenhaften Anstrich gehabt hätte, während ich z. B. zu den — gewiß nicht Mutigeren — aber Sorgloseren gehörte, die das nicht für nötig hielten. Allmählich legte sich die mißtrauische Stimmung auch wieder etwas und vier ließen sich ausquartieren. Als ich meine Wirtsleute gesehen hatte, verging mir die letzte Spur von Argwohn, so gut sahen sie aus, und ich schlief gerade so schnell ein wie gewöhnlich. — Am folgenden Morgen fanden wir uns sämtlich unermordet beim schlechten Kaffee zusammen und stiegen — freilich in der sicheren Voraussicht eines Regentages — von dem „Räubernest“ auf steilem Olivenabhang mit schauderhaft spitzen Steinen ins Tal hinunter nach Ninfa, einer verlassenen, überwachsenen Stadt, die wir schon am Abend vorher, von den

Ruinen Norbas aus, zu unseren Füßen hatten liegen sehen, in deutlicher Vogelperspektive, wie in alten Chroniken Städteansichten dargestellt zu werden pflegen.

Ich hatte in Rom soviel von der versunkenen Stadt Ninfa, „dem Pompeji des Mittelalters“, gehört, daß die Wirklichkeit mich einigermaßen enttäuschte, die andern übrigens auch. Interessant ist es freilich, einen solchen Ruinenkomplex beisammen und von Dornen, Ginster und Brombeergestrüpp so dicht bewachsen zu sehen, daß man selbst jetzt im Frühling, wo die jungen Blätter noch klein und neue Schößlinge noch nicht vorhanden waren, nur an wenig Stellen durchdringen kann; aber meine Phantasie hatte ein Dornröschenschloß inmitten einer schweigenden Waldeinsamkeit erwartet und davon ist nichts zu sehen. Dicht am Fuße des kahlen öden Volskergebirges, wo die glatte Fläche der pontinischen Sümpfe beginnt, liegt das Städtchen so überaus ungeschickt, daß man nur annehmen kann, irgendein besonderer Akt der Pietät hätte gerade diese Stelle zu seiner Gründung ausgewählt. Sowohl vom militärischen als sanitären Gesichtspunkt aus ist's sonst unerklärlich. Die ungesunde Lage war's denn auch, welche die Einwohner veranlaßte, den Ort im 13. oder 14. Jahrhundert zu verlassen. Jetzt befindet sich eine große Ölmühle mit Stallungen und Nebengebäuden an einem den Bergen zugekehrten Ende und hat ziemlich lebhaften Verkehr mit den am Bergabhang zerstreut liegenden Häusern. Wenigstens heute herrschte ein ganz munteres Treiben: beladene Esel kamen und gingen, und immer stand eine ganz beträchtiche Anzahl wartend unter dem großen dunkeln Vordach, Schutz gegen den leicht niedertröpfelnden Regen suchend. Ziegen, Schweine, Hühner und Gänse trieben sich zahlreich umher, in der Nähe der Mühle sowohl wie in den Ruinen selbst, so daß von weltabgeschiedener Einsamkeit keine Rede war. Ja, an einem heißen Sommermittag, wo brütende Schwüle fieberatmend über der Ebene ruht, wo Mensch und Tier untätig und schlaff den Schatten suchen, und nur prächtige Falter, Libellen, grüne Eidechsen und Schlangen lautlos über das von keinem Windhauch bewegte Schlingwerk und Sumpfwasser gaukeln und gleiten, dann mag man hier einen

eigenartigen unheimlich-poetischen Eindruck bekommen — bei diesem Wetter nicht. Da sind mir z. B. die großen Kyffhäuserruinen, ganz abgesehen von ihrem historisch-sagenhaften Reiz, hundertmal lieber! Selbst die Silhouetten der einzelnen, efeuüberwucherten Ruinen sind nicht ungewöhnlich schön; ich wählte zum Skizzieren die Mühle, von zartbelaubten Weiden und Erlen umgeben und von Norma auf steiler Felswand überragt — ein ganz deutsches Bild. Fertig wurde ich nicht recht, denn der Regen fiel immer dichter, und ein so kalter Wind blies, daß mir die Hände verklammten, was seit Wochen nicht geschehen war. In der Mühle bekamen wir etwas schlechten Wein, Brot und vorzüglich geräucherte Speckseiten; als das verzehrt war, hatte der Regen nachgelassen und wir konnten, wenn auch bei trübem Wetter, unsern Marsch fortsetzen. Sermoneta hieß das Nest, welches ebenfalls auf einem Felsen gelegen, schon am Abend zuvor von den Ruinen Norbas aus deutlich zu sehen war, aber nicht so schnell erreicht wurde, wie wir gehofft hatten. Die Chaussee war aber gut, und der Weg, wenn auch nicht besonders interessant, recht hübsch. Er führte meist an Olivengärten entlang, deren Boden von jungen, noch unentrollten Adlerfarren dicht bedeckt war. Eine große gotische Kirche am Wege enthielt ein paar ganz gute Bilder und ein vortreffliches aus Caravaggios Schule, welches ich gern noch länger betrachtet hätte, aber die anderen holten so fürchterlich aus, daß es schwer war, ihnen nachzukommen. Der Aufstieg nach Sermoneta war sehr schön und auf der guten Chaussee ganz unbeschwerlich. Schöne große Bäume wuchsen am Abhang, darunter viel deutsche Eichen, einige schon mit jungem Laub und Blüten bedeckt, auch gewaltige dunkle Steineichen. Aber der Regen stellte sich wieder ein und wurde immer heftiger, so daß wir unsern Schritt beschleunigten. Kaum in ein dunkles, sehr primitives Gasthaus eingekehrt, entwickelte er sich zu einem richtigen Platzregen, den wir ohne die anspornenden Schnelläufer noch auf der schutzlosen Ebene bekommen hätten und bis auf die Haut naß geworden wären. So freuten wir uns der Trockenheit, der hübschen, freundlich-energischen Wirtin, ihrer guten Küche und beratschlagten: was

tun? Die Meinungen gingen sehr auseinander. Einige wünschten bis Terracina im Volskergebirge zu bleiben, die berühmten Räubernester Piperno und Sonnino aufzusuchen und sehr anstrengende Märsche nicht zu scheuen, andere so schnell wie möglich die von Velletri bis Terracina in gerader Linie die Sümpfe durchschneidende Poststraße zu erreichen (die alte Via Appia) und mit der ersten besten Fahrgelegenheit nach Terracina zu gelangen. Vorläufig freilich waren all diese Beratungen überflüssig, denn der Regen schien uns zwingen zu wollen, den ganzen Tag und die Nacht in dieser dunklen Kneipe zu bleiben, was recht unerfreulich gewesen wäre. Einige unternahmen es schließlich, unter Regenschirmen wenigstens das Kastell zu besehen, welches von weitem recht stattlich ausgesehen hatte. Wir amüsierten uns sehr gut dabei, freilich mehr des Regens als besonderer architektonischen Schönheiten wegen. Die unermüdliche Pförtnerin ruhte nicht, bis sie uns den „weiten Fernblick“ vom Dach gezeigt hatte, der denn auch wirklich sehr schön war, freilich nicht der Fernsicht wegen, sondern weil man um sich und unter sich nur ein Meer von grauen Nebel- und Regenwolken sah. Auf dem Rückweg in die Kneipe kamen wir an einer ganz hübschen offenen Loggia vorbei, die Schutz gegen den Regen bot und zugleich den Postschalter enthielt, was einige zur Absendung von Korrespondenzkarten veranlaßte — eigentlich aus reiner Langeweile. Vielleicht habt Ihr meine erhalten? — Kaum war sie geschrieben, so bemerkten wir, daß der Regen aufgehört hatte, und kehrten schnell ins Wirtshaus zurück. Die dort zurückgeblieben waren, hatten inzwischen die Bekanntschaft eines Kaufmanns gemacht, der sich, da er mehrere tausend Lire bei sich trug, von zwei Carabinieri nach Sezze begleiten ließ und uns aufforderte, uns ihm anzuschließen. Er wüßte einen Richtweg durchs Gebirge, der nicht länger wäre als der nach der nächsten Poststation in der Ebene, ferner gäbe es dort ein gutes Wirtshaus und jedenfalls auch Fahrgelegenheit nach Terracina. Wir müßten uns aber schnell entschließen, es sei die höchste Zeit, wenn wir noch vor Sonnenuntergang ankommen wollten.

Wir teilten uns, fünf gingen mit ihm, drei führten ihren Vorsatz, direkt nach Tre ponte an der Poststraße zu gehen, aus.

Wir fünf haben ohne Frage das bessere Teil erwählt. Zuerst freilich ging's höllisch steil und steinig bergan, die fette, nasse Lehmerde ballte sich in großen Klumpen an die Füße und war stellenweise verteufelt glitschig, dazu begann der Regen aufs neue sanft aber dicht niederzurieseln, und da das Pferd des Kaufmanns alle Schwierigkeiten mit erstaunlicher Geschicklichkeit überwand und die Carabinieri ihm folgen mußten, blieb auch uns nichts übrig als mit unserem Gepäck hinterherzukeuchen so gut es ging, mit Hilfe einiger Seufzer und Flüche ging es denn auch halbwegs. Stellenweise war's aber wunderschön: wenn plötzlich das Tal unter uns durch die zerreißende Nebelwolke hindurch deutlich sichtbar war, nach wenigen Minuten von einer neuen verhüllt wurde, oder wenn wir eine Nebelwolke auf uns zukommen und unsern langen Zug einhüllen sahen, so daß die vordersten wie hellgraue Nebelbilder erschienen. Voran ritt der Kaufmann in der üblichen italienischen Bürgertracht: Spitzhut und Radmantel, seine Pistolen im Gürtel und ein junges Zicklein, an Vorder- und Hinterfüßen geknebelt, hinten aufs Pferd gebunden. Für gewöhnlich war es ganz still und geduldig, bei größeren Unebenheiten des Weges meckerte und bähte es aber doch ganz erbärmlich. Ihm folgte der eine der Carabinieri, in der hübschen eleganten Uniform: Dreimaster und Frack (schwarz, silber mit roten Aufschlägen, und breiten Streifen an der Hose), die geladene Büchse auf der Schulter. Mit ihm im Gespräch meist einer der beiden Schwaben: Eisenlohr oder Lauser, immer die vordersten. Dann der andere der Carabinieri, Friedrich mit seinem übergroßen Gepäck, für welches er an den voraufgehenden Tagen meist einen Träger engagiert hatte, Gildemeister und ich und zum Schluß der Sohn des Kaufmanns, ebenfalls eine Flinte auf der Schulter. Das Gespräch drehte sich natürlich meist um das Räuberwesen, welches die Einheimischen doch nicht so ganz leicht nehmen und es jedenfalls unbegreiflich gefunden haben würden, wie wir ohne alle Waffen zu reisen. — Nach einer Stunde ward uns die Freudenbotschaft, der halbe und beschwerlichere Weg sei jetzt überstanden; bald darauf ging's bergab, und plötzlich schimmerte durch die dünner gewordenen Nebelwolken hindurch ein seltsamer, gelbgrüner Schein, den ich

mir für einige Augenblicke gar nicht zu erklären wußte; aber dann flogen auch die letzten Nebelgebilde vorüber, zerflossen in Nichts, die Ebene lag wieder zu unsern Füßen in lachendem Sonnenschein, der freilich gleich darauf verschwand. Das war einer der schönsten Momente, die ich im Gebirge erlebt habe! Immer weiter ging's bergab, und der sogenannte Weg blieb immer gleich pfadlos und spitzsteinig. Man sah wieder bebaute Felder, menschliche Wohnungen und dann das Ziel unserer Wanderung Sezze selbst, sich stattlich auf einer Höhe hinstreckend. Die Gegend war ganz thüringisch geworden und erinnerte mich in ihren sanften, tiefen, von milder Abendsonne beleuchteten Tinten lebhaft an die schöne Landschaft von Ruths, welche Kollmann besitzt. Noch einmal mußten wir wieder bergan, aber, so nah am Ziel, empfanden wir die Beschwerde nicht. In einer kleinen Trattoria, welche auf luftiger Höhe die schönste Aussicht auf Sezze, die Ebene, die Meeresbuchten und das immer näherrückende Kap Circello gewährte, wurde Rast gemacht und ein Trunk mit unsern freundlichen Reisegenossen gehalten, denen die Gesellschaft so ganz Fremder offenbar sehr interessant war. . . . Besonders die Entdeckung, daß wir Cristiani seien, aber nichts vom Papst wissen wollten und nicht zur Madonna beteten, machte den einen Gendarm sehr nachdenklich. Man konnte ihm nicht genug Aufschluß darüber geben, denn wenn auch verhältnismäßig aufgeklärt, war ihm die Sache doch außerordentlich neu. — Ehe wir in die Stadt einzogen, kam die untergehende Sonne noch einmal in voller Glut hervor, und die feuchte Erde, die Felder und Bäume entfalteten eine solche Wucht harmonischen Farbenschmelzes, wie ich es so selten oder nie gesehen habe. Gleich darauf war alles grau, farblos und nächtlich. Der Übergang von Tag und Nacht ist hier weit plötzlicher als bei uns. Freilich war's noch hell genug, uns an den schönen Menschen zu freuen, welche nichts vom räuberhaft-mißtrauischen Aussehen der Normaner hatten und ebenso schön, aber wohlhabender aussahen als die Corianer. Es waren die schönsten stolzesten Gestalten, die ich in Italien gesehen hatte, und die malerischsten Kostüme. Während wir uns in einem großen, stattlichen Zimmer des guten Wirtshauses

häuslich niederließen, . . . konnten wir am Brunnen vor den Fenstern die hübschesten Gruppen beobachten. Statt der großen Kupfergefäße sahen wir hier zuerst große Tonkrüge, in denen das Wasser geholt und auf dem Kopf getragen wird. Das gibt die herrlichsten karyatidenartigen Figuren! . . . Die ganze Nacht regnete es, zuweilen so stark, daß wir es, halbwach, hörten; auch gegen Morgen sah es noch sehr unerfreulich aus . . . als wir aber um sieben Uhr aufwachten, hatte es sich aufgeklärt, und während wir uns anzogen, kam sogar die Sonne durch! Rechte Glückspilze!

Der Bruder des Wirts hatte uns versprochen, sich nach einer Fahrgelegenheit für uns umzusehen. Einen geschlossenen Postwagen zu bekommen, schien ihm unmöglich, aber uns war ein „Baroccio“ (zweiräderiger Karren) auch viel lieber, schon des Preises wegen. Der Besitzer eines solchen verlangte jedoch 50 Franken! Als wir ihn auslachten und erklärten, lieber zu Fuß zu gehen, kehrte er bald darauf mit dem Gebot von 22 Franken zurück. Das Fuhrwerk lehnte an der Wand, mit einigen großen Körben beladen und sah weder besser noch schlechter aus als alle anderen Karren. Die zwei versprochenen Pferde reduzierten sich aber, als wir sie vorher einmal anzusehen verlangten, auf eines; infolgedessen der Preis auch noch etwas — aber weniger als 20 Franken, Trinkgeld inbegriffen, war nicht zu erreichen. Nachdem das abgemacht war, machten wir einen Rundgang durch die Stadt, in deren engen Gassen wir wunderschöne Bilder sahen. Wie Parzen saßen die Alten in den Türen und spannen, und die jungen Mädchen, welche Wasser holten oder auf dem Markt Einkäufe machten, waren, wie gesagt, die schönsten, vornehm graziösesten, die ich in Italien gesehen hatte. Wenn man die Italiener wirklich kennen lernen will, so muß man sie in ihren Dörfern und kleinen Städten aufsuchen. Was man in Rom heutzutage sieht, ist nichts Echtes. Die Modelle, die dort an der spanischen Ecke hocken, sind zwar zum Teil wirklich schöne Menschen, aber wie ihre zwar echte und schöne, aber so absichtliche und reinliche Tracht, so bekommen auch ihre Gesichter mit der Zeit einen salonartigen, unwahren Ausdruck, und Zeppenfeld hat ganz recht: „Es is 'n büschen Thiatakram.“

Wir mußten natürlich in ein paar Kirchen hineinsehen, von denen die eine, außerhalb der Stadt, mit von Steineichen beschatteter Treppe, sehr schön lag, sowie den viereckigen Quadratunterbau eines antiken Tempels, auf dem jetzt ein Kornfeld ist, betrachten, dann ging es gegen zehn Uhr zum Wagen zurück. Zu unserem Erstaunen hatte der Besitzer und Kutscher die fünf Körbe nicht heruntergenommen und durch Sitzbänke ersetzt und war auch durchaus nicht geneigt, dies nachzuholen. Im Laufe des Gesprächs stellte es sich heraus, daß er ohnedies nach Terracina gefahren wäre, um Fische zu holen. Wir hätten uns den Wagen ja vorher angesehen und für gut befunden, erklärte er, wenn wir nun nicht wollten, so sei ihm das einerlei. Die vorausbezahlten 5 Franken gäbe er natürlich nicht wieder her. Alle Verhandlungen führten zu nichts, und selbst Gildemeister, der als bester Italiener das Wort zu führen pflegt, meist auch sehr gut mit den Leuten fertig wird, konnte nichts erreichen. Natürlich stiegen wir nicht gleich auf — die Einwohnerschaft war zahlreich zusammengelaufen und hätte uns ohne Frage herzlich ausgelacht — sondern erwarteten das Fuhrwerk am Fuße des Berges. . . . Das Aufsteigen machte viel Umstände, unter Lachen und Fluchen brachten wir's aber doch zuwege. Der Anblick war ohne Frage urkomisch. Alle fünf saßen rittlings, ganz dicht hintereinander wie die Haimonskinder, und die Körbe waren so breit, daß es für die Schenkel eine arge Qual war, zumal die wenigsten Füße irgendeine Unterlage erreichen konnten, sondern frei in der Luft baumelten. Aber es ging schließlich doch besser als wir gedacht hatten, und später trafen wir ein bequemeres, zum Aussehen freilich weniger komisches Arrangement. So hatten wir dem Volskergebirge nach zweitägigem Besuch und mancherlei Erlebnissen den Rücken gekehrt und trabten nun in die pontinischen Sümpfe. Der Himmel war voll schöngeballter Wolken, in der Ferne sahen wir es strichweise regnen; und da der Wind auf uns zukam, machten wir uns darauf gefaßt, ebenfalls abkühlende Schauer zu bekommen. Aber die Furcht war überflüssig, es blieb trocken und klärte sich im Laufe des Tages immer mehr auf. Nach einer halben Stunde erreichten wir die Via Appia

und fuhren nun schnurstracks gegen Südost gerade auf Terracina los.

Von den pontinischen Sümpfen hatte ich eine ganz verkehrte Vorstellung. Ihr wahrscheinlich ebenfalls. Sie erinnern nämlich ganz lebhaft an unsere Marschen. Die Landstraße ist zu beiden Seiten von einer doppelten Reihe von Ulmen bepflanzt, zum Teil schöne, hohe Bäume, andere zu sehr gekappt. Vereinzelt kommen auch Eichen und Weiden vor. Rechts läuft ein breiter Graben wie bei uns im Hammerbrook, und jenseits zu beiden Seiten erstrecken sich üppige Weiden, auch Felder und ein lieblicher, parkartiger, junger Wald, der ebenfalls ganz gut in der Umgebung Hamburgs stehen könnte. Das Vieh ist üppig und schön wie bei uns; Pferde und Ochsen grasen nebeneinander, letztere mit den großen Hörnern, die mir nachgerade so zur Gewohnheit geworden sind, daß sie mir bei unserem Vieh im Norden fehlen werden. Auf einer großen Weide grasten Büffel, übrigens ganz gute, liebe, dumme Tiere, die bei guter Behandlung gewiß ganz harmlos und gemütlich sein würden. Aber man legt solche Klötze von hölzernen Jochen auf ihren starken Nacken, daß die Haut ganz wund gescheuert wird und stößt und haut sie mit eisenbeschlagenen Stöcken, wenn sie nicht noch mehr leisten als ihre enormen Kräfte vermögen, aufs unbarmherzigste; dann ist's freilich kein Wunder, wenn sie wütend und wild werden, sobald sie sich frei fühlen. Hier, in Freiheit grasend, waren sie ganz sanft und harmlos. Um bis an den Kopf im Wasser zu stehen, wie man sie sich im Sommer als Staffage der pontinischen Sümpfe zu denken hat, war's noch nicht warm genug. Im Gegenteil, eine echt deutsche, milde, kühle Frühlingsluft wehte; mit den dunklen Blättern des Efeus, der die Stämme reichlich berankte, mischte sich das zarte, helle Frühlingsgrün der Bäume und das Gras wuchs so glänzend grün und war von denselben Blumen geschmückt wie bei uns. Daß die Gegend so ungesund ist, sieht ihr kein Mensch an, und ich hoffe, daß die neuesten Bestrebungen zu ihrer Hebung, an deren Spitze Garibaldi steht, mit der Zeit Erfolg haben werden. Standen hier doch früher 33 blühende Städte und Ortschaften. Aber schon Cäsar und Pompejus mußten Anstrengungen machen,

das entvölkerte und heruntergekommene Land zu heben, später Theodorich und viele Päpste — bisher alles vergeblich.

Fast fünf Stunden dauerte die Fahrt und wurde mir eigentlich nicht langweilig, nur das unbequeme Sitzen und das beständige Aufpassen, mit den Füßen nicht zwischen die Räderspitzen zu geraten, erregte einige Sehnsucht nach Beendigung der Fahrt. Endlich kamen Häuser, links auf der Höhe baute sich die Stadt malerisch auf, einige schlanke Palmen ragten in die Höhe, Kakteen und Aloen wucherten blaugrün an weißen Wänden, und in Hülle und Fülle glühten Goldorangen zwischen dunklem Laub: man war mit einem Schlage wieder in Italien und sogar noch ein Stück südlicher als früher. Vor uns lag das Meer, dunkelblau. . . . Der kleinere Teil der Stadt liegt unten am Meeresufer, darunter eine große Kirche vom Jahre 1816, von einer gewissen kalten Großartigkeit, die ich bisweilen ganz gern habe. Pius VI. hat sie erbauen lassen. . . . Bis unser Essen fertig war, gingen wir an den Strand und sahen hier ein hübsches Bild: mehrere Mädchen wollten in ihren irdenen Krügen Wasser holen und begaben sich zu diesem Zwecke hochaufgeschürzt in die ziemlich bewegte Brandung, das Nahen einer Welle erwartend, damit diese ihren Topf, den sie zwischen den Füßen festhielten, fülle. Beim Zurücktreten der Welle trugen sie ihn ans Land. Das geschah natürlich unter dem Jubel der halbnackten Jungen, welche unsere Aufmerksamkeit durch verdoppelten Ulk zu erregen suchten. Plötzlich kam, als die Mädchen wieder in der Brandung standen, eine unerwartet große Welle herangebraust, der sie wohl oder übel standhalten mußten, aber ihre Röcke wurden bedenklich naß, und in der Angst ließ die eine ihren Topf los, der nun vom Wasser weit mit hinausgetragen wurde. Sie schrie und lachte, ein munterer Bengel lief der Welle nach, weit hinaus, und brachte ihn auch glücklich zurück, ehe die zweite Welle ihn überraschte. Als wir zum Essen gehen wollten . . . kamen plötzlich die drei anderen anspaziert, die wir längst in Terracina glaubten. . . . Sie hatten noch mehr Regen gehabt als wir, auf Heu schlafen müssen, sich tüchtig gelangweilt und waren erst um zwölf mit der Post von Tre ponte abgefahren, aller-

dings in rascherem Tempo und mit mehr Bequemlichkeit als wir. . . .

Inzwischen war's vier geworden, und war begaben uns darum schleunigst in die obere Stadt und auf den Marktplatz, der malerisch und altertümlich aussieht. Die ganze Breitseite nimmt der Dom ein, zu dessen von antiken Säulen getragenen Vorhalle viele Stufen hinanführen. Der Architrav dieser Säulen ist mit reichsten Mosaikornamenten aus Theodorichs Zeit geschmückt, wunderbar schön in der Farbe, etwa mit prächtigem chinesischen Email zu vergleichen. Auch innen hat die Kirche noch viel von ihrer ursprünglichen Gestalt behalten, besonders schöne Mosaiken mit phantastischem Tierornament, die Farben reicher als in Rom. An der äußeren Rückseite der Kirche sind sogar noch hohe korinthische Säulen eingemauert und ein berühmter Ornamentstreifen dazwischen — genug, es ist ein höchst interessanter malerischer Bau, an dem fast 2000 Jahre in ihren wechselnden Kunstepochen vertreten und durch die Zeit zu einer unerklärlichen Harmonie verbunden sind; daneben in der engen Straße, unter dem dunkeln Torbogen herrscht lebendiges Getriebe, Geschrei und Markten, und das alles macht einen überaus angenehmen Eindruck. Übrigens hat Terracina kaum 7000 Einwohner, aber alles Leben konzentriert sich an diesem einen Punkt, so daß es einen größeren Eindruck macht. Durch einige enge dunkle Gassen, mit malerischen Durchblicken, stiegen wir allmählich den Berg hinan, der die Stadt überragt. Auf dem ersten Absatz, dicht über der Stadt, liegt ein Kloster, davor stehen zwei Palmen, die sanft und leise in der stillen Abendluft schwankten. Von hier aus hat man einen sehr schönen Blick: vorn ein alter Turm, Mauern, Dächer, im Hintergrund das herrliche blaue Meer und das Kap der Kirke, dessen Gestalt von allen Seiten schön ist. Aber zum Skizzieren war keine Zeit, wir mußten noch höher hinauf! Nach 20 Minuten, steil bergan steigend, zwischen Felsstücken und einer reich dazwischen wuchernden Vegetation, kamen wir bei den Ruinen der Theodorichsburg an. Der alte Held hat sich hier einen herrlichen Punkt ausgesucht; nach rechts und links buchtet das Meer sanft und schön ins Land hinein, und bei klarer Luft soll man

in der Ferne viele der Inseln und sogar den Vesuv sehen können. Wohl ist das ein Platz, um in süßem Nichtstun Zeit und Pflicht zu vergessen, aber er ließ sich nicht wie Odysseus an dem nahen Ufer der Kirke von der verlockenden Zauberin besiegen und halten, sondern er bezwang sie, die Zauberin Italien, und was noch von seinem Palast übrig ist, sieht so reckenhaft wuchtig ins Meer hinaus, daß man hier kein Gefühl der Wehmut über die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit empfindet, wie bei den meisten andern Ruinen, sondern eher ein Triumphlied zu Ehren des kraftvollen alten Weisen anstimmen möchte. Oben in der mächtigen Rundbogenhalle ruhten wir auf einem Polster von Kräutern, und eine blaß rötliche, schlanke Blume, halb Lilie, halb Hyazinthe, mit der ich noch zwei Tage viel geneckt wurde, blühte zu meinen Füßen und hob sich in wundersamer märchenhafter Farbenmelodie von dem tief blaugrün-violetten dämmrigen Meer und den Bergen dahinter ab. Die Sonne stand noch am Himmel, aber hinter einer undurchsichtigen Wolkenwand. Zu unsern Füßen dirigierte ein Hirt seine Ziegen auf den richtigen Weg, indem er mit Steinen nach ihnen warf; ein großer Raubvogel kreiste kreischend umher, vielleicht hatte er oben sein Nest und fürchtete uns Eindringlinge — sonst hörte man nichts als die Brandung, die zwar nicht so großartig wie neulich in Porto d'Anzio war, aber doch gewaltig an die Felsen schlug und hochaufspritzend donnerte und brauste. . . .

Wir stiegen durch einen Mauerspalt in die lange dunkle Halle. Durch eine große Öffnung in der Schmalwand gegenüber blitzte uns noch ein feuerroter Streif der untergehenden Sonne unheimlich großartig hinter dunkeln Wolken entgegen. Die Längswand hat viele kleine Rundbogenfenster und Türen, die auf die offene Vorhalle hinausgehen, aber nicht sehr viel Licht einlassen. Das Mauerwerk ist meist noch vortrefflich erhalten und sieht so frisch aus, als wenn es erst kürzlich fertig geworden wäre. Bildnerischer Schmuck fehlt, ein paar frühchristliche, halb verblichene Heilige ausgenommen, die ich nicht gesehen habe. Die zunehmende Dunkelheit erlaubte uns nicht, lange zu verweilen, sonst hätten wir den schmalen Fußpfad leicht

verfehlen können. Als wir zwei Drittel oder drei Viertel des Abstiegs glücklich hinter uns hatten, stand uns jedoch noch die größte Überraschung bevor: eine riesige Höhlenöffnung, in der eine große Ziegenherde sich gelagert hatte, im Hintergrunde saß um ein Kohlenfeuer eine ganze Familie und kochte ihre Abendsuppe. Der Qualm schlich an der hohen Wölbung hin und wirbelte in dünnen Wölkchen in die blaue Abendluft. Die Leute gaben uns von ihrer vortrefflich schmeckenden Ziegenmilch, und erzählten uns, daß sie das ganze Jahr hier wohnen, nur in der allerheißesten Zeit nicht. Je mehr sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnten, desto schöner und phantastischer erschien die große Felsenstruktur, desto mehr ebensolcher kleiner Behausungen, jede von einer Reisighecke umzäunt, wurden sichtbar, und ein Feuer nach dem andern entzündete sich. Alles friedlich und still, so daß man das Schmatzen und Gnurschen der Schweine deutlich hören konnte und das Gekletter der Ziegen auf den großen Felsblöcken, welche sich vorn in der Höhle auftürmten. — Jeder, der sie sieht, wird die Höhle des Polyphem in ihr entdecken. Selbst die großen Felsstücke, die der wütende Zyklop ins Meer schleuderte, um das Schiff zu treffen, liegen heute noch da, und die Brandung wird sie manches Jahrhundert umschäumen, ehe sie zerbröckelt und weggewaschen sind. Eigentlich hätte ich bei den Hirten oben übernachten mögen! . . .

Am andern Morgen standen wir um sechs auf und saßen um sieben beim lecker bereiteten Kaffee, aber die Ausführung des Vorschlags, uns für unser Gepäck einen Esel zu leisten, kostete so viel Zeit, daß wir erst um halb neun aufbrachen. De Boor hatte uns diesen Weg als einen der allerschönsten Italiens geschildert, doch können wir dies nicht unterschreiben. Freilich hat man die schönen Berge in einiger Entfernung neben und vor sich, und das wohlbebaute Land zu beiden Seiten macht einen sehr fruchtbaren Eindruck und wird in vorgerückter Jahreszeit durch den schwellenden Reichtum seiner Weintrauben, Feigen und aller andern Produkte gewiß wie das Land aussehen „wo Milch und Honig fließt“. Aber jetzt im Frühling war nicht viel damit los, ja, wir stimmten darin überein, daß wir gerade so gut

glauben könnten, in Deutschland zu sein, in den fruchtbaren Ebenen des Mosel-, Rhein- oder Main-Landes. Denn auch das Meer verliert man schon nach der ersten halben Stunde aus den Augen, dafür entschädigt anfangs freilich eine Art Binnensee, sumpfige Lagunen, auf die man ein paarmal einen sehr schönen Blick hat, aber später bilden die Hauptabwechslung kleine Türme, welche vielleicht von den Römern gegen die Piraten erbaut wurden, jedenfalls im Mittelalter gegen die Sarazenen, Korsaren, und wie immer sich im Laufe der Zeit das wilde Volk der Strandräuber nannte, deren Einfällen die ganze Küste immer sehr ausgesetzt war. Nach zweistündigem, sehr strammen Marsch sahen wir den ersten größern Ort, malerisch auf einem Felsen liegend, erfuhren aber, daß es noch nicht Fondi war, wie wir gehofft hatten. Dahin war's noch eine Stunde weiter. Wenigstens brauchten wir nicht den steilen Berg hinaufzuklimmen. Vorher passierten wir die ehemalige neapolitanische Grenze, die durch einen ganz ansehnlichen Quaderbau an der Landstraße bezeichnet wird. . . . Im Weitergehen fanden wir noch mehrere, offenbar römische Grabmonumente. . . . Die zerschossenen, mit Kugelspuren übersäten, ehemaligen Chaussee- oder Zollwächterhäuser erinnern an die blutige Neuzeit. Auch jenseits Gaëta, bis zur Eisenbahnstation, setzen sie sich fort.

Genau um zwölf waren wir in Fondi, welches ausnahmsweise nicht auf der Höhe liegt und ein ziemlich lebhafter Ort zu sein scheint. . . . In Fondi gibt's allerlei zu sehen: eine große Kirchtür in Frührenaissance, einen alten Dom mit alten Grabmälern und Bildern auf Goldgrund, von denen das eine, das freilich sehr schön ist, als Raffael ausgegeben wird, die stattlichen Reste eines Schlosses mit zinnengekrönten Ecktürmchen, überreich gotisch ornamentierten Fenstern, einem alten Hof usw. Wir besahen das alles im Trab, unter Regenschirmen, die plötzlich notwendig wurden, von einem Schwarm von Fondianern eskortiert. . . .

Der Weg nach Itri entwickelte sich noch immer nicht zu „einem der schönsten Italiens", war aber kürzer als wir gedacht hatten. Das Nest liegt prächtig, auf einem mitten im Tal aufsteigenden Bergkegel, es erinnerte mich an Schwarzburg, zwar

lange nicht so hoch und romantisch, dafür aber baut es sich architektonisch weit schöner auf. Es ist die Vaterstadt Fra Diavolos, mit dessen Lied wir natürlich einrückten.... Hinter Itri wird der Weg schöner, der Charakter der Landschaft merklich südlicher, und als das Meer wieder sichtbar wurde, vergaßen wir alle voraufgehende Unbefriedigung. Ganz mild hellgrün-violett lag es da, und vom letzten Abendlicht beschienen Gaëta, sich hoch und phantastisch über einen eigenartig geformten Bergvorsprung ausdehnend. Es erschien mir zuerst wie eine traumhaft romantische Theaterdekoration, in Wirklichkeit hatte ich noch nichts derartiges gesehen. Ein altes, turmartiges Gemäuer, von Gebüsch und Efeu berankt, heißt das Grabmal des Cicero, rechts und links vom Wege sollen Villen gestanden haben, die ihm gehörten. Das Ufer ist ein einziger duftender Zitronen- und Orangenwald. Vor uns lag Formio. ... Formio hat eigentlich nur eine einzige Straße, eng, mit großen Quadern gepflastert, sich langsam bergab senkend. Ein abendliches, in den brillantesten Farben der Oswald Achenbachschen Palette strahlendes Wolkengebirge türmte sich vor uns auf, und die weißgrauen Wände der schmalen, hohen Häuser, alle schon kalt-schattig und dunkel, gegen dies reiche Meer von goldiger Farbenglut am Himmel bildeten den herrlichsten Farbeneindruck der ganzen Reise. Ein ganz energisch rot gestrichenes Haus, mit dunkeln, schlanken Zypressen dahinter, vollendete den südlichen Eindruck. Wieder folgte uns ein Schwarm von Menschen, der, als wir am Ufer unten ankamen, wo die Wirtshäuser stehen, geradezu zu einem Auflauf angeschwollen war. Als wir auf den Balkon hinaustraten, stand unten alles Kopf an Kopf wie am Jungfernstieg vor dem Hotel de l'Europe, wenn der Kaiser von Rußland oder sonst wer dort abgestiegen ist. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und das prachtvolle Farbenkonzert der Wolken verstummt. Ich ging hinaus durch die neugierig gaffende Volksmenge hindurch, lehnte mich über die Brüstung, sog den frischen Meeresduft ein, wurde aber von allen Seiten angeglotzt wie ein wildes Tier auf einem Jahrmarkt. Als ich ins Hotel zurückkehrte, war die Staatsaktion schon in vollem Gange: der Unterpräfekt mit zwei andern

Herren in Zivil und der Hauptmann der Carabinieri mit drei Mann, zusammen sieben Personen, standen höchst feierlich im Zimmer und revidierten unsere Pässe, was bisher noch keinem von uns passiert war. Wir waren alle damit versehen, aber die Herren sahen sie kaum an, fragten dann allerlei über den Zweck unserer Reise, Wohnung in Rom usw., und wir amüsierten uns sehr über dies hochinteressante Erlebnis. Der Unterpräfekt nahm die Sache offenbar sehr ernst und hätte uns am liebsten sofort gefesselt ins Gefängnis abführen lassen. Der Hauptmann der Carabinieri war aber ein vernünftiger Mann, der den Zusammenhang richtiger erkannte; er versicherte uns, er sei von der Richtigkeit unserer Angaben völlig überzeugt, aber „gewisse Kombinationen“ und „strenge Befehle von oben“ machten es ihm zur Pflicht, vorläufig das Verlassen der Gastwirtschaft zu untersagen, doch hoffe er, daß in einigen Stnnden, spätestens am andern Morgen alles im reinen sein würde. Es sollte sofort nach Caserta an die Oberpräfektur telegraphiert werden. — Sehr fidel aßen wir zu Abend, und die Beobachtung, daß zwei Carabinieri mit geladenem Gewehr unten Wache hielten, vermehrte das wohltuende Gefühl unserer Wichtigkeit. Wir gingen ohne näheren Bescheid zu Bett, standen auch auf, ohne daß etwas gekommen wäre, die Post, die wir benutzen wollten, fuhr ohne uns fort, und allmählich wurde uns die Sache langweilig. Zwar war buntes, lustiges Marktgewimmel vor dem Hause: viel Fische, üppiges Gemüse, besonders riesiger Blumenkohl, wurden von bunten, schreienden, lebhaft gestikulierenden Menschen verkauft und eingehandelt; Kerle mit roten oder grauen Schiffermützen, kräftigen, rotgebrannten, bloßen Beinen bewiesen, daß Neapel nicht mehr fern war. Kinder in den lustigsten Lumpen, besonders in arg zerrissenen und durchlöcherten Hosen spielten ungeniert, mutig und gelenkig auf den breiten Quadern; während die Mädchen und Frauen, mit rundgeringelten Flechten an den Schläfen, und das Haar des Hinterkopfes mit bunten Bändern durchflochten, etwas außerordentlich Sittsames, Stilles hatten, das von dem flotten Aussehen und Gebaren der Schiffer sehr abstach. Esel, mit trockenem Reisig beladen, sahen von oben herab aus wie vorüber-

raschelnde Riesenigel. All das sahen wir zwar etwas aus der Vogelperspektive, aber doch mit größter Bequemlichkeit, da das Hotel geräumige Balkons hat. Die Aussicht aufs Meer war natürlich längst nicht so schön wie am Abend und eigentlich wenig anders als ein Blick frühmorgens auf die Außenalster. Dieselben gekappten, dünnbelaubten Bäume im Vordergrund und ein in Dunst verschwimmendes, grauweißes, glattes, glitzerndes Wasser, freilich statt der Uhlenhorst — Gaëta und statt des Alsterglacis und der Lombardsbrücke eine schön geformte ferne Berglinie.

Die einen schrieben Briefe, ich skizzierte das Menschengewühl, Thiersch die Aussicht, andere taten gar nichts und ärgerten sich nur über die schlechte Behandlung und den Zeitverlust. Um zehn Uhr telegraphierten wir an Keudell nach Rom, was uns nach längerem Zaudern erlaubt wurde, und das war sehr notwendig, denn die Herren vom Magistrat kümmerten sich gar nicht um uns; besonders verdroß es uns, daß der Hauptmann, der am Abend zuvor sehr liebenswürdig gewesen war, uns nicht wenigstens seine Aufwartung machte und irgendeine Erklärung gab. Aus der Zeitung kombinierten wir schließlich, daß wir für einen Trupp internationaler Räuber gehalten wurden, was sich denn auch mehr und mehr bestätigte. So kam das Mittagessen heran; die Freude an dem „interessanten Erlebnis“ hatte sich wesentlich verringert, besonders da niemand wissen konnte, ob wir nicht noch einen zweiten Tag durch die Geschichte verlieren würden. So ließen wir den Hauptmann bitten, mal zu uns zu kommen. Antwort: er würde sich in einer halben Stunde einstellen. Nach einer Stunde schickten wir abermals zu ihm. Antwort: er sei nach Gaëta gegangen. Nun wurden wir wild und verlangten den Unterpräfekten zu sprechen. Dieser kam nicht, aber unser Verlangen, einen Spaziergang machen zu dürfen, wurde gegen Deponierung unserer Pässe bewilligt. Also endlich, nach drei Uhr, fühlten wir uns wieder frei, wenigstens halbwegs, und gingen sofort zu Schiff. Auf dem Wege dahin sahen wir lange der urfidelen Makkaronifabrikation zu, die folgendermaßen betrieben wird: Drei Kerle mit bloßen Beinen und auch sonst ganz leicht und hell gekleidet, sitzen auf einem beweglichen Hebelarm, springen

sitzend mit demselben auf und ab und zugleich vor- und rückwärts, einen Halbkreis beschreibend, wodurch der Mehlteig ganz außerordentlich durchgeknetet wird. Fidele, hübsche, junge Kerle, lachend, singend und fortwährend mit ihren kräftigen Beinen in dieser elastischen Hüpfbewegung machten sie einen überaus lustigen Eindruck. Andere rollten die Makkaroni usw. usw., was aber weniger Interesse hatte. Die Meerfahrt war hübsch. Vier braune Schiffer ruderten die große, ziemlich unbeholfene Barke und strengten sich wenig dabei an, so daß wir nicht weit kamen, was auch nicht nötig war, denn das Ufer ist überall gleich schön: ein großer, fruchtbarer Garten ringsum an sanften Abhängen, und den ganzen Golf entlang zwischen Gaëta und Formio ein Kranz weißer und blaßroter Häuser. Das einzige, was mir fehlte, waren einige Palmen. Sie hätten so gut hergepaßt! — Als wir nach einer Stunde zurückkehrten, empfing uns der Oberkellner schon am Ufer mit einem lauten: Evviva la libertà! Oben erwartete uns der Sergeant, um uns mitzuteilen, daß wir zufolge einer soeben aus Caserta eingetroffenen Depesche wieder auf freiem Fuße seien. Der Doppelposten war bereits abgezogen. Aber keinerlei Entschuldigung von seiten des Präfekten oder Hauptmanns, was sich doch gewiß gehört hätte! — Nach Gaëta zu gehen, war's zu spät geworden, so ging jeder seinen eigenen Weg: einige badeten, ich begab mich mit einigen andern in Ciceros Villa, deren duftende Orangen- und Zitronenpflanzungen, von hohen geschorenen Buchsbaum- und Rosenhecken durchschnitten, herrliche Durchblicke aufs blaue Meer und Gaëta im Abendsonnenschein gewährten. Daß die Orangen zu gleicher Zeit Blüten und Früchte tragen, ist bekannt, ich hatte es aber vorher noch nie gesehen. Ebenso sah ich hier zum erstenmal einen Pfefferbaum mit spinnwebartigem, zarten Laub. Der Garten senkt sich in Terrassen zum Meer hinab; auf der obersten standen damals die Batterien, die gegen Gaëta operierten. Darunter sind noch wohlerhaltene Reste antiker Bäder, namentlich ein sehr stattliches, in dessen Hauptraum dorische Säulen das kassettierte Stuck-Tonnengewölbe tragen.

Aber das Bewußtsein, die Luft des wonnigen, lauen, ge-

segneten Südens zu atmen, war doch das allerschönste! Das Meer plätscherte immer sanfter ans Ufer, ich dachte an nichts Bestimmtes, aber mir klang es wie ferner Hexameter-Wohllaut in den Ohren. Zwar wollte mir kein Stückchen Odyssee in den Sinn kommen — alles ist vergessen — aber sie zog beglückend durch meine Seele wie ein schöner Traum, auf den man sich nicht recht besinnen kann, der aber einem ganzen Morgen eine beseligende Stimmung verleiht.

Eigentlich hatten wir unsere Reise zu Schiff beschließen wollen und schon in der Vorstellung unseres Einlaufens in den Hafen von Neapel geschwelgt. Es war aber schwieriger als wir gedacht hatten, ein Schiff zu bekommen und die Leute forderten zu viel. Außerdem war es zu unbestimmt, wie lange die Fahrt dauern würde. Bei der Windstille, die am folgenden Tag herrschte, wären wir wohl kaum vom Fleck gekommen, und im andern Falle hätte die Seekrankheit den Genuß vielleicht sehr gemäßigt. So entschlossen wir uns zur üblichen Postkutsche und fuhren morgens um halb acht Uhr los. Der Weg hatte anfangs sehr südlichen Charakter — Hecken von Aloen — später wieder ganz deutschen und war nicht gerade interessant. Das Bemerkenswerteste waren jedenfalls die Ruinen von Minturnae, einst einer großen Stadt, die sich wie Rom ihr Wasser per Aquädukt vom fernen Gebirge kommen ließ — jetzt drei armselige Hirtenhütten, die sich in die Überreste dieses großen Amphitheaters verkriechen. Ziegen und Schweine bevölkern die Sitzreihen. — Dicht dahinter überschreitet man den Garigliano. — An der Eisenbahnstation Sparanise kamen wir zeitig genug an, um noch zu Mittag zu essen, gegen zwei Uhr fuhren wir ab. Sehr bald sieht man den Vesuv aufragen, den Gipfel in seinen eignen Wolken verhüllt. Im ganzen habe ich aber mehr geschlafen als ausgeguckt.

Um vier Uhr in Neapel, was ich Euch per Korrespondenzkarte anzeigte. Das lärmende Getriebe der Großstadt entzückte mich schon auf dem Wege ins Hotel. Die mit blühendem Ginsterkraut und Zitronen geschmückten Limonadenschänken an den Straßenecken, mit ihren buntbemalten oder blanken messingnen Aufsätzen, die Maste der Schiffe, das blaue Meer, schreiende

Menschen und ein dichtes, rasches Hin- und Herfahren von Droschken, Lastwagen, Omnibussen, Tramways, zwischendurch Ziegenherden Kühe, Bettler, Stiefelputzer, Stock- und Schwefelholzverkäufer bildeten einen prächtigen Kontrast gegen das Stilleben der letzten Woche. Doch hat Onkel Erwin das alles ja so ausführlich und vortrefflich geschildert, daß ich mich darüber kurz fassen kann und auf ihn verweise; ich wüßte wirklich nichts hinzuzusetzen. Höchstens noch ein paar Worte über die Freude der Neapolitaner an glänzendem Metallschmuck, nicht nur an Gold und Silber, sondern namentlich auch an blank geputztem Messingbeschlag. Das fiel mir vom ersten Augenblick an auf. In den Wirtschaften ist alles so spiegelblank geputzt, wie es in Holland nicht blanker sein kann — nb. nur das Metall von außen, für alles andere übernehme ich keine Garantie. Besonders leisten die Kutscher Großes darin: keine Stange oder Schnalle am Wagen und kein Stück des reichverzierten Sattelzeugs, das nicht spiegelblank wäre. Auf den Rückenriemen der Droschkenpferde sitzt meist hübscher Zierat: ein Delphin, ein Hirschkopf mit Geweih, Erzengel Michael, Fortuna, Leier, Kanonenlauf usw. usw., am häufigsten ein springendes Pferdchen. Die großen Lastwagensättel haben sogar einen prächtigen, turmhohen Aufbau, mit Glöckchen und einem beweglichen Fähnchen obendrauf, was überaus prächtig phantastisch aussieht und noch von den Mauren oder Goten herrühren mag. — Ferner fiel mir die zahlreiche Anwendung von glasierten Kacheln oder Fliesen auf, sowohl an Fußböden wie am unteren Teil der Wände wie in Holland. Sonst gehören Ordnung und Sauberkeit bekanntlich nicht zu den Haupttugenden dieser Gegend. — Also lest Onkel Erwins „Volksleben in Neapel“. Das ist so brillant, daß die Wirklichkeit oft dahinter zurückbleibt, da er die Eindrücke und Bilder mehrerer Tage in einen knappen Rahmen zusammendrängt. Auch den Unterschied zwischen den hiesigen und römischen Frauen charakterisiert er vortrefflich, aber man darf nicht herauslesen, daß es hier nur wenig Schönheiten gibt. Im Verhältnis zu Rom freilich aber sonst noch eine ganze Menge, namentlich in den höheren Klassen, wie ich das gleich am ersten Sonntag auf dem Korso, dann mehrfach

in der Ausstellung und im Theater beobachten konnte. Die Toiletten sind oft sehr reich und recht geschmackvoll, aber wenn eine große schlanke Figur in etwas einfacherer, aber nicht minder gewählter Toilette, stolz und wirklich vornehm daherkommt, so ist's meist doch eine Engländerin, und das freut mich als Germanen denn fast so, als wenn sie eine Deutsche wäre. — Im ganzen mag der Unterschied mit Rom damals überhaupt größer gewesen sein. 45 Jahre tun viel, um die Physiognomien großer Städte zu verwischen. Und wie hat Rom sich seit sieben Jahren verändert! . . .

Die ganze Woche war's trüb, kalt und regnerisch, was mich aber nicht sehr betrübte, so verliebt bin ich ins Museum und so angeregt durch die große moderne Kunstausstellung, die größte, die je in Italien war. Von den glänzenden Eröffnungsfeierlichkeiten habt Ihr jedenfalls in den Zeitungen gelesen. Meine, freilich sehr geringen, Erwartungen sind so weit übertroffen, ich habe einen so gründlichen Respekt vor den modernen Italienern bekommen, daß ich vielleicht etwas darüber im „Correspondenten" schreiben werde.

Gleich nach unserer Ankunft . . . gingen wir natürlich — aber nicht mehr in einem Trupp — ans Ufer, am stattlichen Palazzo Reale vorbei nach Santa Lucia und der Chiaja, den kürzlich verbreiterten Anlagen am Ufer. Die Aussicht über den ganzen Golf: die Stadt, die vielen kleinen Orte, die sich in ununterbrochener Kette, gleich einer großen Vorstadt am Fuße des Vesuv entlang ziehen, dann er selbst, der schöne Koloß, feierlich langsam seine große, blendend weiße Rauchwolke ausatmend, die Linie der kleineren Berge, im Hintergrund das unerreicht schöne Capri usw. ist aus zahlreichen Bildern bekannt. Was soll ich versuchen, sie zu beschreiben?! . . . Die Farbe des Golfs war zauberhaft, fast möchte ich sagen unnatürlich und theatralisch. Immer höher stiegen die Schatten am Bergkegel empor. Zuletzt erglänzte nur die Wolke wie ein mächtiger, goldweißer Riesenball. . . .

Vom Museum nur so viel, daß es die Krone aller bisher gesehenen Museen für mich ist, und wenn ich in Florenz mehrfach,

wenn die Engländer sich verpflichtet fühlten, mir als Maler von der Galerie Pitti und den Uffizien vorzuschwärmen, behauptete: „I hate Museums“ — teils freilich, um sie abzukühlen und einen interessanten Schnack zu machen, aber doch nicht ganz ohne Wahrheit — so ist das hier ganz anders. Die Reste einer herrlichen, untergegangenen Zeit gehören in einen ihrer würdigen Raum, in ein großes Totenhaus, wo sie vor aller Unbill bewahrt, späteren Generationen als Vorbild aufgestellt werden können. Die Werke der Lebenden aber gehören ins Leben. Denn jedes Ding hat in der Welt einen Zweck und die Redensart, daß „die Kunst sich selbst Zweck sei“, habe ich nie verstehen können. Das eben ist der große Unterschied zwischen der Jetztzeit und früheren wahren Blüteepochen: daß man die Kunst als etwas Zweckloses, außerhalb der Sphäre des gewöhnlichen Stehendes ansieht und ansehen mag und kann. Sie ist, um mit Onkel Erwin zu reden, Treibhauspflanze geworden, als Rarität von einzelnen Gourmands hoch verehrt, aber nicht mehr das tägliche Brot der Gesamtheit, ohne das man nicht leben und sein mag. Doch zurück zum Museum. Da ist mir noch nie die Zeit lang geworden, während ich in vielen andern oft nur aus einer Art von Pflichtgefühl bis zum Schluß aushielt. Aber hier gibt's so viel Wechsel, daß ich monatelang dableiben könnte; die herrlichsten Skulpturen, Götterbilder, Porträts, Reliefs, Bronzen aller Art, pompejanische Wandmalereien, rein ornamentale oder graziöse Figürchen, Stilleben, Landschaften, Lustiges und Ernstes, Witze, selbst Zoten, alles durcheinander, ferner Vasen in allen Formen und Größen, dann alle möglichen Geräte aus Marmor und Bronze: Tische, Vasen, Stühle, Betten, Kandelaber, Ampeln, Teemaschinen, Töpfe, Kessel usw. Schließlich sogar eine gute Bildergalerie, die einige ganz vorzügliche Sachen aufzuweisen hat, namentlich Altdeutsche und Niederländer. Und besonders kann ich eins nicht unerwähnt lassen, was Onkel Erwin bei seinem Schelten über die schlechte Aufstellung ganz übersieht: die Antiken sind so wundervoll beleuchtet, wie ich es noch nirgends gefunden habe, nämlich durch ganz hohes Seitenlicht, ähnlich wie in der Glyptothek in München. Die drei Hauptsäle,

enorm hohe, geräumige Gänge rings um einen großen Lichthof, sind nicht sehr ordentlich instand gehalten und machen einen etwas provisorischen Eindruck, aber die Sachen darin kommen alle zur Geltung, schon darum, weil sie nicht so entsetzlich eng aufeinander sitzen, wie z. B. im Vatikan. Und was sind hier für Sachen! In dem einen Saal fast nur Meisterwerke! Nebeneinander z. B. der schönste griechische Bacchustorso, die berühmte sitzende Agrippina, der junge Faun mit dem kleinen auf dem Rücken, die Venus Kallypigos, der schönste Homerkopf, die herrliche, herunterblickende Psyche, die Aristidesstatue, der Adonis, die Venus von Capua, die beiden archaischen Statuen Harmodius und Aristogeiton usw. — was nützt das Aufzählen? — Hier bekommt man die rechte Lust zum Zeichnen nach der Antike wieder! Schon deshalb, weil der Schwarm von Fremden nicht so groß ist wie in Rom und Florenz. Dabei keine Schererei: man bekommt seine Permessi zum Zeichnen und freien Eintritt sofort gratis und allüberall steht angeschlagen: es ist verboten, dem Personal Trinkgelder anzubieten. Was will man mehr? Und das in Italien! — Soll ich, wie Onkel Erwin, einzelnes zu beschreiben versuchen? Ich glaube, das ist sehr langweilig für solche, die die Sachen nicht kennen; für mich hier an Ort und Stelle nachzulesen, was er gesagt hat, ist natürlich sehr interessant, und ich stimme ihm meistens völlig zu. Besonders lieb war mir's, ihn so begeistert für die bronzenen Statuen von fünf Schauspielerinnen und Tänzerinnen zu finden, die ich gleich den zweiten Tag, ehe ich gelesen hatte, was er darüber sagt, skizziert hatte, so „deutlich wurde mir bei jenen Figuren, was Stil ist.“ Nach Burckhardt sind es freilich keine echt-griechischen, sondern nur „altertümlich behandelte“ Arbeiten, und die Ausführung erhebt sich nicht über die „rohe Dekoration“. Aber das ist schließlich ganz schnuppe: der Geist, den sie atmen, ist jedenfalls streng und feierlich hellenisch, sei es nun, daß ein Künstler der Spätzeit noch einmal gefühlt hat wie die Alten — das kommt ja auch in unserer Zeit bisweilen vor — sei es, daß griechische Originale zugrunde liegen. — Neben ihnen steht der Platokopf, zu dem man sich eine sitzende Figur hinzuzudenken hat. Was würde

das für ein Gegenstück zum Moses von Michelangelo geben! Der eine ganz antikes heiter ernstes Sinnen, der andere ganz eiserner Wille; hier alle Kraftfülle in vornehmer Ruhe, dort in höchster Anspannung. . . .

Gestern, Sonntag, fuhren wir zu viert nach Pozzuoli, jenseits des Posilip, ein wunderschöner Golf, an dessen rechter Seite das berühmte Kap Misenum vorspringt und dahinter Ischia. In Pozzuoli ist viel zu sehen: Reste eines großen Amphitheaters und Serapistempels usw. Es muß früher eine bedeutende Stadt gewesen sein, die große Handelsverbindungen hatte und ein Hauptmittelpunkt der Juden war. Daß Paulus hier landete, wird in der Apostelgeschichte erzählt. Jetzt hat es immerhin noch 14000 Einwohner und die Gräber von Pergolese und Leopardi, die wir eigentlich hätten aufsuchen sollen! Besonders interessant ist es freilich dadurch, daß die ganze Gegend sehr vulkanisch ist und teilweise aus erloschenen Kratern besteht, die mit dem Vesuv noch in Verbindung stehen. Einen solchen Krater, die Solfatara, besichtigten wir. Es wächst jetzt junges Buschwerk darin, aber wenn man einen großen Stein kräftig auf den Boden wirft, so dröhnt es hohl und unheimlich. Aus einer Spalte qualmen fortwährend heiße Schwefeldämpfe in dicker Wolke und in ihrer Nähe dampft es überall zwischen dem Gestein. Der Sand ist schon in der Tiefe von einem Fuß so heiß, daß man ihn mit Mühe in der Hand behält. An einer Stelle quillt heißes, brodelndes Wasser aus dem Boden.

Unser Führer war ein netter Mann, der sehr gut englisch und französisch sprach, auch ein wenig deutsch, und das alles nur durch den Verkehr mit Fremden. Auch in anderer Beziehung ein überaus aufgeweckter und talentvoller Mann, der dabei sehr bescheiden und nichts weniger als geldschneidrig war, d. h uns gegenüber; von reichen Engländern oder Amerikanern ließ er sich tüchtig bezahlen, versicherte er uns selbst. Das Volk ist nicht nur unendlich begabt, sondern auch so gut und taktvoll, daß man kaum begreift, wie es zum Teil hat so herunterkommen können. Aber es hebt sich, wie alle sagen, mit Macht, fast zusehends. Er führte uns zu Leuten, bei denen wir Wein be-

kommen konnten, die aber eigentlich keine Wirtschaft haben, und da fanden wir es wunderhübsch, die Mädchen hübsch, klug, sittsam, die Alte fein in ihrem Wesen und alles so ordentlich und sauber, wie wir es nicht in Italien und am wenigsten bei Neapel erwartet hätten. Freilich sei diese Familie eine Ausnahme, versicherte uns der Führer.

Für die „Hundegrotte“ wurde es zu spät und zu kalt! Ich war froh, mein Plaid mitgenommen zu haben. Das Laub der Bäume hat seit acht Tagen gar keine Fortschritte gemacht! Hoffentlich wird's nun anders. Im Laufe der Woche gehe ich jedenfalls nach Pompeji und Pästum und wahrscheinlich auf den Vesuv. Briefe sendet bitte ausschließlich hierher und zwar poste restante.

Mit vielen Grüßen an die Tanten

Hans.

Pompeji, den 31. April.

... Am Mittwoch, den 25. leuchtete zum erstenmal wieder ein strahlend schöner Morgen, und es wurde der schönste Tag, den ich in Neapel hatte. Schon am Abend zuvor war's herrlich gewesen, Gildemeister und ich hatten einen langen Spaziergang am Posilip entlang gemacht, ein Weg, der mit seinen Villen und der sich allmählich hebenden Chaussee an das Elbufer bei Othmarschen erinnert. Freilich ist die felsige Küste unten, an der das blaue Meer sich schäumend bricht, ein ganz Teil schöner als unser sanfter Strand, und das jenseitige Ufer mit seinen schönen Berglinien, dem Vesuv in der Mitte nicht mit unsern mattherzigen Marschinseln und den Harburger Bergen zu vergleichen. Wir waren reichlich spät fortgegangen, erreichten das äußerste Ende des Vorgebirges daher nicht, da es bereits ganz dunkel war und hatten auf dem Rückweg den Genuß des flimmernden Mondlichtes auf den zierlich gekräuselten Wellen, alles licht und zart, wie wenn man durch einen weißen Schleier sähe, und wie selige Tränen zogen weiße durchsichtige Wölkchen langsam feierlich dahin ... Am nächsten Morgen hatte ich zum erstenmal keine

rechte Lust ins Museum zu gehen und ließ mich gern bestimmen, mit Friedrich nach S. Martino hinaufzusteigen. San Martino ist das große Camaldulenserkloster oberhalb der Stadt, zu Füßen des gewaltigen Kastell St. Elmo, welches die ganze Gegend beherrscht und der schönste berühmteste Aussichtspunkt ist. Das Kloster ist aufgehoben und in Museumsräume umgewandelt. Soldaten machen, wie überall hier, die Führer und Custoden. Wie leicht die Italiener sich ihre schlechten Angewohnheiten abgewöhnen lassen, sah ich auch hier. Ich habe wohl schon erwähnt, daß in den Museen hier per Anschlag bekannt gemacht wird, die Angestellten dürfen keine Trinkgelder annehmen. Bisher hatte ich auch nie Veranlassung gehabt, trotzdem eins anzubieten. Heute hielten wir es doch für passend, unserm freundlichen Führer an einer unbelauschten Stelle eins zuzustecken, aber er nahm es absolut nicht an — nur eine Zigarre. Würden unsere Soldaten, namentlich unsere Unteroffiziere ebenso heikel sein? Und wenn sie es ausnahmsweise wären, würden sie bei aller Entschiedenheit des Zurückweisens so natürlich und freundlich bleiben, ohne im mindesten mit ihrer Gewissenhaftigkeit zu protzen? — Überhaupt gefällt mir das italienische Soldatenleben. Im Hof des Castel nuovo — welches trotz seines Namens den ältesten, schwarzgeräuchertsten Eindruck von allen Bauten Neapels macht, auch von Carl von Anjou erbaut ist — habe ich eines abends die Soldaten mit Vergnügen beobachtet. Da waren keine Strafapells und dergl. Schindereien wie bei uns, und sonst alles öde, weil die Leute gleich nach beendeter Dienstzeit ihrem Kerker entfliehen, sondern in bescheidener Fröhlichkeit bewegten sie sich in ihren weißen Drillichanzügen, turnten, spielten Ball, besonders auch Boccia, manche saßen unter einem schönen Renaissance-Portal und lasen, einer überhörte den andern — genug, es herrschte ein ganz anderer Ton als ich erwartet hatte. Die Offiziere dagegen gefallen mir hier nicht; überall sitzen sie herum, spielen Karten und machen einen recht langweiligen Eindruck.

Doch zurück zu S. Martino. Die Aussicht ist wirklich überraschend schön. Durch zahllose Höfe und Gänge geführt, wird

man von seinem Führer mit einiger Geheimnistuerei in eine dunkle Ecke postiert, bis er beide Fensterflügel weit geöffnet hat; aber tritt man dann vor und auf den Balkon hinaus, so hat man ein Panorama vor und unter sich, welches sicherlich seinesgleichen nicht hat. — Hier Mönch zu werden, hat gewiß etwas Verführerisches für solche, die den Trubel der Stadt unten satt haben. In vornehmer, behaglicher Ruhe fließt einem hier das Leben hin. Von Kasteiung des Leibes und der Seele ist keine Rede, denn die Kreuzgänge schimmern von schneeweißem Marmor wie ein Feenschloß, und Kirche, Sakristei und Kapitelsaal haben die reichste Vergoldung, Holzvertäfelung, die prächtigste farbige Marmorinkrustation, die ich gesehen habe. Die Malereien sind von Ribera und anderen Meistern jener Zeit, und in Terrassen umgibt das Ganze ein Labyrinth schattiger Gänge, zwischen Wein-, Orangen-, Feigen- und Rosenlauben. Auch die Abgeschiedenheit von der Welt ist nicht groß. Man sieht die Menschen zu seinen Füßen ganz deutlich markten, laufen und fahren und kann das Ein- und Auslaufen der Schiffe besser kontrollieren als irgend einer unten im Hafen. Sogar das Getöse der großen Stadt hallt ganz deutlich herauf, nicht wie dumpfes, undeutliches Gemurmel, sondern wie lebensfrohes, mannigfaltiges, ich möchte sagen farbiges Geschrei. . . .

Im Museum ist viel Sehenswertes: goldne Prachtkarossen, Sänften, Ruderboote, prachtvolle Stühle und Stickereien, alles aus dem 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts, wie der ganze Bau, alles überaus kostbar und reich, aber trotzdem von feinem edlem Gefühl, nicht unwürdig-pomphaft, sondern der prangenden, verschwenderischen Natur entsprechend. Ferner gute Sammlungen von venezianischem Glas, Porzellan und Majoliken, meist Abruzzer Ware. . . .

Neben dem Kloster ist eine Kneipe, in der man in offener Rosenlaube guten Wein und kalte Küche bekommen und dabei ziemlich dieselbe Aussicht wie vom Kloster genießen kann. Als Abwechslung liebe ich die fast schattenlosen Städteansichten in voller Mittagsglut. Neapel lag da wie ein leuchtendes blendendes Meer, alle Häuser sind weiß, rosa oder gelb gestrichen, schöne

architektonische Formen sind so gut wie gar nicht vorhanden. die zahlreichen Kuppeln alle gleichartig, oft von farbigen glasierten Kacheln bunt erglänzend; das Meer spiegelglatt und blendend schön blau; ein größeres Schiff, welches auslief, hinterließ eine, noch 1/4 Stunde deutlich erkennbare, glänzende Furche, der Vesuv qualmte seine weiße Wolke leise in die Höhe, wie halb im Schlaf, auch der Lärm in den Straßen verstummte, und selbst der dumpfe Ton einiger Salutschüsse von der großen englischen Fregatte, die hier ankert, stimmte zu dem prächtigen Mittagsakkord, in dem alles zusammenklang. . . .

Sehr nett sitzt es sich Abends vor der Tür der Cafés, wo ein buntes Treiben herrscht, vis à vis das große Theater San Carlo, in stattlichen Verhältnissen im Empirestil erbaut, und ringsum ein Gewirr von Equipagen, Omnibussen, Fiakern und Verkäufern aller Art. Vor dem Café eine dichte Reihe von Neugierigen und Lungerern aller Art: Zeitungs-, Zigarren-, Zündhölzer-, Orangenverkäufer, Blumenmädchen in seidnen Kleidern und zierlichen Schürzen usw. . . . Von Zeit zu Zeit huscht dann ein ganz zerlumpter, barfüßiger Bengel, leise wie ein Geist, ins Café hinein, um unter Tischen und Bänken Zigarrenstummel aufzusuchen, wie ein scheues wildes Tier duckt er sich, sobald einer der schönfrisierten Kellner kommt, um ihn an die Luft zu setzen, sonst kümmert sich niemand um ihn, noch er sich um irgendeinen. Selten sah ich den Gegensatz zwischen reich und arm so schroff nebeneinander, aber in der schönen Natur beleidigen sie weniger als bei uns.

Nachholen muß ich noch, daß ich zweimal im Theater war. San Carlo ist meines Wissens das größte der Welt und erinnert am meisten an das Münchner. Es hat keinen Kronleuchter, nur Seitenlicht, was sehr schön ist. Der Stil ist der, mir nicht unangenehme, aus dem Anfang des Jahrhunderts, kalt und ungraziös, aber reich und vornehm; der Vorhang sogar ganz gut komponiert, die einzelnen Figuren freilich herzlich schlecht. — Es war ganz voll, und ehe die Ouvertüre begann, eine so feierliche Stille, als ob die goldnen, märchenhaften Anfangsakkorde der Lohengrin-Ouvertüre erklingen sollten. Aber es war nur Robert der Teufel,

ein schrecklich langweiliges Machwerk, ohne eine Melodie oder Situation, die das Herz wirklich ergreifen könnte. Außerdem wurde noch herzlich falsch gesungen, so falsch, daß es selbst mir oft in der unerfreulichsten Weise auffiel; die Italiener mit ihren sehr empfindlichen Ohren, die im Theater nichts anderes als fehlerlosen Wohlklang wollen, gerieten ganz außer sich und vollführten stellenweise einen solchen Höllenlärm des Entsetzens und Unwillens, wie ich ihn ähnlich nie gehört habe. Besonders der arme Teufel kam schlecht weg und wußte vor Verlegenheit oft nichts anzufangen. Die Primadonna dagegen sang und spielte vorzüglich, war sehr hübsch und graziös, namentlich auch in der Art wie sie den Mund öffnete, was man selten sieht. Dekorationen glänzend und malerisch, Kostüme prächtig aber dumm, teilweise Ritter à la Motte-Fouqué. Im ganzen amüsierte mich das Publikum mehr als die Vorstellung, zuletzt wurde ich sehr müde und harrte nur deshalb bis zum Schluß aus, weil ich erwartete, daß Robert mit vielem Jux zur Hölle fahren würde. — Das nächste Mal feierte ich einen rechten nationalen Triumph: Aïda: Denn kann man mehr verlangen, als daß der Hauptmusiker Italiens sich in seinen alten Tagen zum Wagnerianer bekehrt hat und so verjüngt noch einmal in ganz Europa und besonders in seinem eigenen Vaterlande Lorbeeren erntet. Die Vorstellung war vorzüglich, die Ausstattung überaus glänzend, geschmackvoll und von A bis Z ein großer, reiner Genuß . . .

Am Donnerstag war wieder trübes regnerisches Wetter, und ich den ganzen Tag in Kirchen, Museum usw. Abends $^1/_2$7 fuhren wir drei nach Pompeji. Das dauert etwa so lange wie von Hamburg nach Bergedorf aber mit drei oder vier Unterbrechungen in Portici, Torre del Greco und anderen kleinen Nestern. Der Weg führt am Ufer entlang und ist bei jedem Wetter schön. Als wir in Pompeji ankamen, war es Nacht; ein kalter Wind pfiff über die staubige Chaussee, die vom Bahnhof zu Il Sole führt. Pompeji besteht eigentlich nur aus drei Wirtshäusern, von denen Il Sole am weitesten entfernt liegt und einigen kleinen Läden für Tabak, Kolonialwaren usw., die sich allmählich dort niedergelassen haben. . . .

Am nächsten Morgen trieb es uns nach Pompeji und am folgenden Tag sollten wir nach Pästum. — Was soll ich über Pompeji schreiben? Ihr wißt ja durch hunderterlei Beschreibungen wie es ist. Nur so viel, daß Künstler auch hier freien Eintritt haben und ohne Führer in den öden Straßen und leeren Häusern umherstreifen dürfen wie sie wollen. Die Ausdehnung der Stadt überraschte mich und zuerst findet man sich schwer zurecht. Bald aber erscheint es einem so selbstverständlich von der Strada decumana wieder in die Strada anguillara einzubiegen und den alten Rufus zu besuchen — als wenn man in Hamburg auf den Neuenwall zu Murck & Co. ginge! Von Tag zu Tag wird es interessanter und das Leben der früheren Einwohner gestaltet sich deutlicher und lustiger. Die Phantasie empfängt fortwährend neuen Stoff; ich glaube freilich, mancher Fremde sieht nur das, was noch da ist, während das was nicht mehr da ist, doch das Interessantere ist. Gewiß sind auch die vorhandenen Überreste noch zahlreich und herrlich, und meine Neigung zu dekorativer Ausschmückung wächst täglich.

Am Sonnabend morgen fuhren wir mit der Bahn nach Eboli und von hier in zwei Wagen nach Pästum. Wir waren, da sich noch zwei andere Architekten, ebenfalls Schwaben, uns angeschlossen hatten, neun Personen. Die Gegend ist lieblich, aber hat wiederum ziemlich allgemeinen (deutschen) Charakter, und durch nichts als die Landkarte wurden wir daran gemahnt, daß dies der südlichste Punkt unserer Reise auf dem italienischen Festland war, vielleicht der südlichste Punkt, den ich überhaupt in meinem Leben erreicht habe. Längs der Bahn stellenweise wilde Rosenbüsche in voller Blüte. . . . Bei Salerno und Vietri sieht man das Meer wieder in vollster Schöne. . . . Von Eboli ist nichts weiter zu erwähnen, als daß wir nach längerem Handeln zwei gute Zweispänner nach Pästum mieteten. Ich saß auf dem Bock; des Weges Reize bestanden hauptsächlich im Sonnenschein und üppigem Frühlingsgrün des hohen Gebüsches. Nachher wird's flach, große Disteln, auch Akanthus bedecken den Rand des Weges. Nach zwei- bis dreistündiger Fahrt ist man endlich angelangt. Die Gegend entsprach meinen Erwartungen nicht.

Es ist weniger einsam als ich geglaubt hatte; einige ziemlich moderne kleine Häuser, grell bemalt, beeinträchtigen die Landschaft sehr. Überhaupt dürfte keine Chaussee nach Pästum führen, geschweige denn ein Portierhäuschen dastehen, bei dem man Entree bezahlt, resp. seinen Permesso vorzeigt. Platens Hexameter schildern alles weit großartiger als es sich jetzt zeigt; das Meer kommt weniger zur Geltung. Wie herrlich klingt das:

„Mitten im Heidegefild und zunächst an des Meers Einöde“ — — Nur das eine stimmte „flatternde Raben“ ziehen geschart jetzt über das offene Dach laut kreischend.

Der Tempel selbst ist durch Photographien und Bilder genügend bekannt. Es bleibt aber ein eigenartig anziehendes Gefühl, wirklich zwischen diesen kolossalen Säulenschäften herumzuklettern, die vor fast 2500 Jahren hier errichtet wurden und heute noch fest stehen, als ob sie bis an den jüngsten Tag ausdauern würden. Der Tempel hat sich inzwischen unter die Meeresfläche gesenkt und wieder emporgehoben (Bohrmuscheln finden sich bekanntlich bis oben hinauf) — das alles hat dem Bau nichts getan. Und die goldigbraune Farbe des Gesteins! die durch Oxydieren der Metallteile des Lavatuffs (aus dem er errichtet ist erklärt wird. Die beiden andern Tempel daneben sind lange nicht so schön und gewaltig, weder in Farbe noch in Form.

Der Boden war mit üppigem Gras bedeckt, voll schöner bunter Blumen, von denen die meisten auch bei uns vorkommen. Im Sommer, wenn das alles verdorrt ist, ist's gewiß malerischer. Außer uns waren ziemlich viel Fremde da; jeder pflegt sich etwas zum Essen und Trinken mitzunehmen, Eier- und Orangenschalen, Butterbrotpapiere, leere Flaschen und Scherben bedecken infolgedessen den heiligen Boden und seine nächste Umgebung! . . .

Dann ging's, da man nur $1^1/_2$ bis 2 Stunden Zeit hat, in die Wagen und an die etwas nähere Station Battipaglia. Von hier nach Salerno, der alten Hauptstadt von Robert Guiscards Normannenreich, mit der ältesten und berühmtesten aller Universitäten. Es zählt jetzt noch 30000 Einwohner und liegt herrlich am Meer, „wie ein kleines Genua“ meinten die, die letzteres kannten. Die

breite Hauptpromenade längs des Meeres war belebt, und eine Militärkapelle spielte lustige Weisen. Boote nach Amalfi gingen nicht mehr; überall herrschte schon Sabbatruhe, das Kaufen und Markten war verstummt oder ebbte ab. . . . Am Abend gingen wir lange am Strande auf und ab; der Mond war herrlich aufgegangen, versteckte sich freilich später hinter dunklen Wolken; schließlich gingen wir noch durch allerlei dunkle, nach Orangenblüten duftende, steile Straßen in die Stadt, um uns über die Lage des Doms zu orientieren. . . .

Nachdem wir noch lange auf unserem Balkon gesessen und die himmlisch stille, milde Abendstimmung eingesogen hatten — auch der Mond hatte sich wieder durch die Wolken hindurchgekämpft — schliefen wir in den prächtigen Himmelbetten vorzüglich und waren auch am andern Morgen früh und frisch zugange. Als ich ins Speisezimmer trat, saß Thiersch am Klavier und spielte bei offenen Fenstern deutsche Volkslieder in seiner talentvollen empfundenen Weise, die mich mehr erfreut hat als viele, vielleicht besser geschulte Leistungen. . . . Erst halb acht gingen wir aus dem Hotel fort, nicht ganz einig, ob erst der Dom besehen oder gleich nach Amalfi aufgebrochen werden sollte. . . . Thiersch, Gildemeister und ich besichtigten erst den Dom; vieles von seiner alten Grundform ist erhalten, manche römische Sarkophage und Säulenschäfte, maurisch überragte Rundbögen usw. Das Grab Gregors VII., der hier auf der Flucht vor Kaiser Heinrich starb und begraben wurde, ist durch Pius IX. renoviert worden, mit all dem süßlichen Pomp des modernen Katholizismus. Ob es dem starren, eisernen Hildebrandt wohl gefallen würde, wenn er es sähe? . . .

Rom, 15. Mai 1877.

Liebe Mutter!

Da wäre ich also wieder in Rom und sogar wieder in Vicolo Avignonesi bei meiner freundlichen Signora Stefanini mit dem edlen matronenhaften Kopf und den leuchtenden blauen Augen! . . .

Rom macht einen recht herzlich langweiligen kleinstädtischen Eindruck, wenn man aus dem großen Neapel kommt. Obendrein herrscht noch brütender Schirokko ohne Wind, selbst ohne wirk-

lichen hellen Sonnenschein. Ich empfinde Reue, daß ich nicht noch länger in Neapel geblieben bin, so gründliche Sehnsucht habe ich danach. . . . Die fünf Wochen waren wie ein seliger Rausch, dem der Katzenjammer notwendig folgen mußte. Wirklich, man redet noch lange nicht genug von Neapels Schönheit! wenigstens nicht im Vergleich zu Rom und Florenz:

„Florenz, dir fehlt das, was Rom hat, und diesem just, was du besitzest,
Wäret ihr beide vereint, wär's für die Erde zu schön."

Dieser und ähnliche etwas minder schlechte Verse scheinen ganz zu vergessen, daß es auch noch einen Golf von Neapel auf der Welt gibt! Für mich ist die Wahl ganz leicht, und der Streit zwischen Pallas (Florenz) und Juno (Rom) um den Preis der Schönheit im Nu entschieden, sobald Frau Venus, dem Meer entstiegen, auf den Kampfplatz tritt. Da können die beiden andern nur gleich einpacken. Wasser! Wasser! schreit mein Auge hier. Was nutzt es, daß der Triton auf der Piazza Barberini seinen Strahl heute ebenso hoch und schlank in die Luft speit wie sonst? was selbst die Fontana Trevi, aus deren mächtigen Steinmuscheln es schäumend herabtrieft, weithin Kühlung verbreitend? Das scheint mir nur armselige, kleine Menschenspielerei, nachdem ich jetzt vier Wochen lang täglich das ewige Meer gesehen und seinen Duft geatmet habe. Wirklich, ich freue mich schon jetzt auf das viele Wasser bei uns! . . . Zu dem großen Hauptrennen um den höchsten Schönheitspreis können überhaupt nur die Städte am Meer zugelassen werden, dächte ich: Genua, Venedig, Stockholm, New York, Rio, Konstantinopel usw. — sie alle kenne ich nicht, so wird mir die Wahl leicht. Aber gleich hinter Neapel kommt für mich Hamburg.

Sehr oft wurde ich an die Heimat erinnert. Die breite, platzartige Straße vor unserem Hotel Milano kann ich z. B. gar nicht besser beschreiben, als indem ich sie mit unserem Spielbudenplatz vergleiche. Nicht so lang und nicht so breit, aber Tag für Tag von morgens bis spät in die Nacht hinein ein Treiben wie auf St. Pauli an schönen Sonntagnachmittagen. Die eine Schmalseite

öffnet sich gegen das Meer und geht in den oft genannten Molo über, jenen großen Steindamm, der sich weit ins Meer hinausschiebt, damit sich die Wellen an ihm brechen und die Schiffe vor der Brandung geschützt sind. An seinem Ende steht der Leuchtturm, leuchtendrot angestrichen. Das Treiben der Schiffe um den Molo entsprach meinen Erwartungen nicht ganz, überhaupt kann sich der Hafen nicht annähernd mit unserem messen. Die meisten Fahrzeuge hier sind doch nur mittelgroße Dinger — etwa Schoner. Als wir ankamen, lag noch die italienische Kriegsflotte vor Anker, wenigstens ein großer Teil derselben, später eine englische Fregatte, zuletzt ein großer deutscher Dampfer, neben diesem fiel die Mehrzahl der Schiffe sehr ab. — Die Vorleser auf dem Molo schildert Onkel Erwin ja ausführlich — er hat es sogar gezeichnet. Ich sah immer nur einen, der seiner Schilderung am meisten entspricht. Die malerische Gruppierung auf der Brüstung hat aufgehört, die Zuhörer sitzen jetzt auf Bänken, ganz langweilig anständig, in Reih und Glied, andere stehen dahinter. Das Lesen ist wohl noch dasselbe wohllautende und schönakzentuierte, zwischendurch schnelle, klanglose Erklärungen in Prosa. Das Buch alt und schwierig und immer noch Orlando Furioso. Auch die schweigende Aufmerksamkeit der Versammlung hat sich nicht verändert. Ich weiß nicht, spricht es mehr für die Gewalt der Poesie oder für den idealen Grundcharakter des Volkes, daß diese wilden Gesellen, die manche für den Auswurf der Menschheit erklärt haben, stundenlang ohne zu mucken, den Versen Ariosts zuhören — ohne dabei Tabak zu kauen oder Bier und Schnaps zu saufen. Versuche man das einmal bei uns! Das bißchen Lesen- und Schreibenlernen, um das unsere Nation den übrigen überlegen ist, tut's doch wahrhaftig nicht. Die wahre Bildung liegt ganz wo anders, und trotz aller jahrhundertelanger Verwahrlosung erscheint mir das italienische Volk doch immer noch als das zivilisierte und das unsere als die Barbaren. In den höheren Klassen stellt sich dann freilich das Verhältnis ganz anders: der Unterschied der Stände ist in Italien äußerlich wie innerlich weit geringer als bei uns.

Einen Ort freilich weiß ich, wo auch bei uns die Poesie ihre

Macht über die unteren Klassen zeigen würde: die Kaserne. Läse man dort am Abend den Leuten aus Schiller oder Körner vor, statt ihnen von brutalen Unteroffizieren alberne Ordensunterschiede u. dgl. eintrichtern zu lassen, gewiß viele würden ebenso begeistert mit leuchtenden Augen zuhören, wie die neapolitanischen Schiffer am Molo — aber ein derartiger Vorschlag würde an maßgebender Stelle mit Achselzucken in das Gebiet des sentimentalen Blödsinns verwiesen werden!

Ich las eben Onkel Erwins Beschreibung des Molo wieder. Wirklich, die ist vortrefflich! so anschaulich und wahr und reicher als ich die Wirklichkeit sah! Noch genialer fast und treffender zeichnet er den Vesuv: „Ich glaubte wirklich jetzt zum erstenmal einen Berg zu sehen. Wahrhaft idealisch könnte man diesen Berg nennen; in einfachen großen Formen, wie eine schöne kühne Phantasie sich einen Berg erschaffen würde, wo alle Zufälligkeiten, die der Zeitenwechsel hervorgebracht hat, wegfallen, so steht dieser ewig dampfende Altar da.“

Ja, ja, die Krone von allem Gesehenen bleibt eben Neapel selbst, so schön alles andere, Amalfi, Sorrent, Capri usw. usw. auch war; obgleich ich es schon gut genug kannte, erschien es mir wieder wie eine Steigerung, als wir, zurückgekehrt, abends am Ufer von Santa Lucia auf und ab gingen, den kühlen Meeresduft atmeten, der tolle Großstadttrubel rings umher Auge und Ohr verwirrte, und hinten der Vesuv sein riesig aufgetürmtes Wolkengebirge feierlich schweigend in den klaren lichten Äther hinaufqualmte, nur er noch von der Sonne dunkelpurpurn angestrahlt, und seine Wolke so blendend goldigrot, daß man nicht lange hineinsehen konnte!

Und doch war das Allerherrlichste noch zurück: Camaldoli, und ich fühlte mich abermals als rechter Glückspilz, daß das zweifelhafte Wetter uns gehindert hatte, den Ausflug früher zu machen als am vorletzten Abend. Wir, Gildemeister und ich, waren am Morgen im Museum gewesen, stiegen erst gegen Mittag in ziemlicher Gluthitze nach San Martino hinauf . . . und frühstückten lange in der nahegelegenen, malerischen kleinen Kneipe. Ich hatte noch mancherlei da oben skizzieren wollen, aber dazu

war keine Zeit mehr: wir konnten nur noch einmal alles durchgehen und repetieren, und trotzdem war es zirka $^1/_2$5 als wir nach Camaldoli aufbrachen, nach $^1/_2$6 als wir das berühmte Kloster über uns aus dem lichten Grün hervorblicken sahen. Der Weg führt langsam bergan. . . . Junge, zartbelaubte, schlanke Bäumchen, meist Kastanien, Hecken von Weißdorn und goldenem Ginster und Frühlingsblumen aller Art zwischen dem üppigen Gras, so daß uns ganz deutsch-pfingstlich zumute war. Auch der Duft von frischem Moos und frischgefälltem Holz, vor allen Dingen der ungewohnte fröhliche Gesang zahlreicher Vögel, Finken und Nachtigallen vermehrte diesen Eindruck. Oben muß man an verschiedenen Pforten verschiedene Trinkgelder zahlen, an der dritten wird man endlich von dem Camaldulenserbruder in seiner weißen Kutte in Empfang genommen und ist nun am Ziel. Das Kirchlein und die regelmäßig angelegten Häuschen der Mönche, jedes mit einem Gärtchen davor, sahen wir kaum, sondern gingen sogleich zu dem berühmten Aussichtsplatz und von dort auch nicht wieder weg, bis die Sonne untergegangen war. Diesen schönsten Platz der Welt zu beschreiben, ist eigentlich kaum möglich. Was man von dort aus sieht, könnt ihr in Onkel Erwins Briefen nachlesen; aber man frägt eigentlich gar nicht nach dem Namen und der Bedeutung der Dinge da unten, man sieht wie Christus auf dem Berge der Versuchung: die Welt in all ihrer Herrlichkeit. Das geht weit über die idealste Ideallandschaft, die sich ein Claude Lorrain oder Gott weiß wer sonst ersinnen könnte und ist doch Wirklichkeit! Man begreift es kaum, wie der Schöpfer, der hier etwas so Vollkommenes gemacht hat, andere Strecken mit so liebloser Nonchalance behandeln konnte. Dagegen tritt jedes Menschenwerk bescheiden zurück! Ich glaube fast, wenn hier die schönsten Antiken stünden, man würde sie kaum beachten, vielleicht würden sie sogar stören; das schlichte Holzkreuz, welches hier zwischen dunklen Eichen und Lorbeeren aufragt, wirkt ebenso schön. Das ist nämlich das Herrliche dieses Ortes, daß man hier nicht nur Fernsicht hat, sondern daß der Vordergrund derselben völlig ebenbürtig ist. Da steht zunächst eine große Steinbank, flach, halbkreisförmig,

drei Stufen führen hinan. Hier pflegten die Mönche zweimal wöchentlich, wenn ihnen gestattet war, zu reden, sich zu versammeln. Einige hohe, dichtbelaubte Steineichen stehen dahinter und beschatten sie von der Westseite, so daß die Abendsonnenstrahlen zwar die Herrlichkeit zu ihren Füßen bescheinen können, sie selbst aber nicht belästigen. Vor dieser Bank ein freier, luftiger Platz und dann am Abhang mittelgroße, schlanke Lorbeerbäume und Steineichen, Sträucher und Bäume, in so wunderbar schönen Silhouetten, so raffiniert komponierte Durchblicke auf die Ferne gewährend, als ob Preller oder Schirmer und nicht die Natur selbst das so angeordnet hätte. Die lange Linie von Castellamare — Sorrent — Kap Campanello wird aufs geschickteste unterbrochen, dann kommt ein weiter, freier Blick in die ewige Meeresflut, aus der Capri wie die Insel der Seligen auftaucht, noch weiter nach rechts die mannigfach ausgebuchteten Küsten von Pozzuoli mit Ischia, Nisida, Kap Misenum dahinter usw., ganz fern aufdämmernd Gaëta — doch das gibt nur eine Namenaufzählung, bei der Ihr Euch nicht recht was denken könnt! — mir aber war das von so ganz besonderem Reiz, daß ich fast alles, was ich da tief unten sah, schon kannte; all die Wege war ich gefahren oder gegangen, hatte hier dies, dort jenes erlebt, jeder einzelne Punkt war mir lieb und interessant geworden, und nun zum Schluß blickte ich noch einmal von seliger, vornehmer Höhe darauf herunter; alles einzelne verschwamm — ohne doch ganz unterzugehen — in dem einen großen Gesamtbild, wie in dem Schlußsatz einer Symphonie die Einzelmotive zu einer Gesamtmelodie ineinander klingen, wie die Erinnerung das Bild eines geliebten Menschen schön und einheitlich verklärt und alle störenden Einzelheiten und Zufälligkeiten zurücktreten. Hier zu sterben, muß gar leicht sein! Aber anders als in Tivoli denkt man hier an den Tod. Das Rauschen des Wassers dort erweckt die Sehnsucht nach dem stillen Frieden der Nacht, den unterweltlichen Flüssen der Vergessenheit und Ruhe; während man hier zu neuen, immer lichtern Höhen aufschweben möchte, der ewigen Klarheit entgegen. Mir fiel der Schlußvers von Geibels Herbstlied hier ein, in dem er dem Freunde wünscht:

Daß, wenn nach Lust und Leide
Dies Herz einst brechen will,
Wie dieser Herbst es scheide,
So heiter, groß und still.

Heiter, groß und still! Still war's hier oben auch. Kein Lüftchen regte sich, man hörte nur das helle Gebimmel der kleinen Osterglocke und den Gesang der Nachtigallen, die immer lauter schmetterten je später es wurde. Der Mönch war fortgegangen, um uns Kaffee zu kochen, wir schwiegen meistens auch. Der eine lag im Gras, der andere auf der Bank und jeder war allein mit seinen Gedanken. Das Skizzenbuch herauszuholen, wäre ein recht geschmackloser Biereifer gewesen. — Als ich eine Weile über die Wipfel des waldigen Abhangs gegen Westen gesehen hatte und zur großen Steinbank zurückkehrte, war plötzlich der alte Bruder wieder da, den Kaffee neben sich und machte mir Zeichen des Stillschweigens: Gildemeister war eingeschlafen. Ich beneidete ihn recht um sein Erwachen. Aber die Schatten nahmen rasch zu, die Sonne sank ins Meer hinab; ehe der letzte Lichthauch vom Gipfel des Vesuv geschwunden war, gingen wir bergab, um uns das herrliche Abendbild nicht zu zerstören. Wir kamen natürlich im Dunkeln unten an, in einer Gegend der Stadt, die wir noch gar nicht kannten, so daß wir der Einfachheit halber einen Wagen nahmen, von dem aus uns das Treiben noch viel lustiger erschien. In dieser Straße existierte das Trottoir einfach gar nicht mehr für die Fußgänger, sondern nur noch für die Verkäufer, die ihre Tonnen mit Butter, Käse, Fischen, Äpfeln, Orangen, ihre Säcke mit Mehl und Gemüse, sogar bis in den Rinnstein und auf den Fahrweg aufgestellt hatten, und dabei war die Straße gar nicht breit und so belebt, daß oft zwei Wagenreihen fuhren, die dann nicht durchkommen konnten, so daß es heftiges Schimpfen gab, aber nirgends Tätlichkeiten, und die Gendarmen immer gleich zur Stelle und niemals grob. . . .

Abscheulich ist in Neapel alles, was mit Tod und Begräbnis zusammenhängt. Die Leichenwagen sind aus Gold; in diesen geschmacklosen, von plumpen Ornamenten strotzenden Omnibussen

steht der Sarg in der Mitte (oft eine simple Butterkiste), rings umher Sitze für die Geistlichen und die Angehörigen. Kräftige Pferde, vier bis sechs, meist schwarz und bisweilen prächtig mit weißen Federbüschen und kanariengelbem Netzbehang geziert, ziehen diesen bunten Flitterkasten in möglichst raschem Tempo, sobald sie vor dem Tor angelangt sind, sogar in scharfem Trab hinaus. Draußen habe ich beobachtet, wie die Särge „abgeladen" wurden. Etwas Widerwärtigeres, in dem Maße aller Pietät höhnendes, habe ich nie gesehen. Echt Hogarthsch — freilich war es keine Leichenfeier, die finden vermutlich morgens statt, sondern nur die Fortschaffung der Leiche am abend. Viele dieser goldenen Wagen begegneten uns, alle gleich fidel, namentlich die begleitenden Mönche, höchst unwürdige Schlingel — der Straßenjunge, der sich auf jeden Wagen hinten aufschwingt, noch das Beste. Vorher hatten wir den „Kirchhof der Armen" gesehen, das ist ein kahler, baumloser, viereckiger Platz, mit 365 mäßig großen Grabplatten, die jeweilig nur eine Nummer tragen. Jeden Tag wird eine dieser Platten geöffnet und alles, was an jenem Tag in Neapel gestorben ist, gemeinsam ohne Sarg, hineingeworfen. Das geschieht abends um $^1/_2$7. Der Küster forderte uns sehr freundlich auf, doch in einer Stunde wiederzukommen und es uns mit anzusehen. Heute seien es 18 Stück. Sie werden in Bretterverschlägen aufbewahrt. Wir hatten aber schon genug am Transport der „reichen" Leichen gehabt und schenkten uns diesen Anblick. Ist es nicht fürchterlich geschmacklos und herzlos, eine solche Massenabfertigung zu dulden? Halb wilde, zerlumpte Kinder umstanden in schrecklicher Neugier die Kirchhofspforte. . . . Wie viel schöner wäre da Leichenverbrennung! Für große Städte ist es sicherlich das Richtige, sie einzuführen. Die Poesie des Erdgrabes geht leicht dahin, wenn die Entfernung des Friedhofs von der Stadt zu groß ist oder der Gräber zu viele werden. Der neue Kirchhof in Neapel ist berühmt wegen seiner Lage und schön angelegt, aber da sind ganze Straßen von kleinen Mausoleen entstanden, gleich billigen kleinen Villen in verschiedenen Teilen der Umgebung Hamburgs — ägyptische, griechische, am schlimmsten die gotischen, alle

mit Laternen, womöglich mit Klingelzügen und „allem Komfort der Neuzeit“ versehen — nein, macht das einen widerwärtigen Eindruck! — Zugleich will ich erwähnen, daß ich heute zufällig einem Requiem in der Academia di San Lucca beigewohnt habe, wahrscheinlich zu Ehren eines Professors der Akademie, und daß die Feier sehr schön war; der große, einfache, braune Marmorkatafalk, vier Dreifüße mit flackernden Kandelabern an den Ecken, wenig Hokuspokus der Geistlichen, sehr schöner Gesang und eine ernste, würdige Stimmung unter allen Anwesenden, zum erstenmal seit langer Zeit, daß mich die Formen der katholischen Kirche wieder erfreut haben.

Einmal sah ich in Neapel auch einen Leichenzug zu Fuß. Da war eine riesengroße schwarze Decke über den Sarg gebreitet, reich mit ordinären, grellen Mustern bestickt, die bis tief auf die Erde hing, so daß man die Träger darunter nicht sehen konnte. Die Zipfel dieses Tuches wurden von weißen, vermummten Kerlen mit großen, hellgelben Panamahüten auf dem Kopf und Wachskerzen in den Händen getragen. Andere in derselben lächerlich-schauerlichen Uniform gingen hinterher. Die gleichen Leichenwagen, die ich bereits erwähnte, haben meist bunte Laternen an den Ecken, um den kindisch widerwärtigen Eindruck zu vervollständigen.

Soviel davon! Zum Schluß wieder ein angenehmes kirchliches Bild: Monte Cassino. Wir reisten am Montag früh um sechs von Neapel ab, bei herrlichstem frischen Morgensonnenschein. Es herrschte ein so reges Treiben in den Straßen, daß wir ganz beschämt waren, es zum erstenmal so früh zu beobachten. Wir waren nie vor sieben Uhr aufgestanden, da wir nie vor Mitternacht, oft weit später, zu Bett gekommen waren. Noch ein Blick auf das spiegelglatte, hellblaue Meer und die duftige Bergkette dahinter, dann verschwand der Wagen in den Gassen, die zum Bahnhof führten, und von der Bahn aus hat man keinen Blick mehr auf die Herrlichkeit. Nur der Vesuv bleibt einem noch lange zur Seite und qualmt behaglich weiter. In Caserta stiegen wir aus, $^1/_4$ nach sieben. Caserta ist das Versailles, das Nymphenburg Neapels: ein enormes Schloß, mit großen

zopfigen Parkanlagen dahinter, die Entfernungen so kolossal, daß wir ohne Wagen nicht alles gesehen hätten. . . . Von dem Park und Schloß zu Caserta kann ich nur sagen: ich habe es gesehen. Eindruck hat beides nicht auf mich gemacht, was ich auch nicht erwartet hatte. Der Park von Nymphenburg — von Wilhelmshöhe ganz zu schweigen — ist weit großartiger und schöner. Das Schloß ist von außen ganz schön und hat pompöse Hof- und Treppenanlagen, aber die Zimmer sind langweilig vornehm, aus dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts; eigentlich war ich ganz froh darüber, denn ich habe das Besehen satt. Nur nach Monte Cassino stand noch mein Sinn. Der Weg dahin ist fruchtbar, ein förmlicher Garten! Korn, Maulbeerbäume, zwischen denen sich Wein rankt; von dieser dreifältigen Fruchtbarkeit des Bodens ist ja schon oft die Rede gewesen. Um halb zwei Uhr waren wir in San Germano. Hoch zur Linken thront das berühmte Kloster. Wir hielten uns beim Essen und Hinaufsteigen länger auf als richtig war. Aber der Weg war hübsch und beschwerlich und zum mehrmaligen Rasten gar verführerisch. Erst um halb fünf waren wir oben. Durch schöne, eigentümliche Renaissancehöfe gelangt man in die Kirche, einen prächtigen, ganz guten Bau des 17. Jahrhunderts, voll farbigen Marmorschmucks und tüchtiger aber uninteressanter Bilder von Solimena, Luca Giordano usw. Ein freundlicher deutscher Bruder führte uns in allerlei Säle und Gänge zu verschiedenen „schönen Aussichtspunkten“, die freilich nach Neapel und Camaldoli nicht recht schmecken wollten, und schließlich in's Archiv. Da gabs Urkunden aller Art, Autographen von Hildebrandt und der großen Mathilde, von allen möglichen deutschen Kaisern, Fürsten und großen Kirchenlehrern. Dann wurden wir in die Druckerei geführt, jetzt eine Haupteinnahmequelle des Klosters, denn seine Einkünfte sind ihm genommen wie alle andern, und es muß sich selbst erhalten. Hier werden die handschriftlichen Schätze des Klosters gedruckt, z. B. die berühmte Danteausgabe. Auch die mittelalterlichen Urkunden edieren sie in treuen Kopien (Farbendruck) und erhalten auf allen Weltausstellungen Preise dafür. Hier lernten wir auch einen deutschen Pater, einen Professor der

Philosophie kennen, der sich in liebenswürdigster Weise mit uns unterhielt. Er ist Rheinländer, Prussiano also, und sehr stolz darauf. Von Verbitterung gegen die Regierung keine Spur zu bemerken, ja er sagte ganz frei und ungeniert, daß es durchaus notwendig gewesen sei, viele Klöster aufzuheben, sie hätten nichts mehr getaugt. Er geriet bald mit Gildemeister in ein Gespräch über Schinkel und zeigte sich in dessen Werken ungemein bewandert. Mit ihm gingen wir in die „Galerie des Klosters", die einige ganz gute Sachen enthält, aber davon sah ich nichts. Es war teils schon dunkel, teils interessierte mich anderes: hier wurden große Kartons gezeichnet, die in den unteren Räumen demnächst ausgeführt werden sollten, die Maler waren ebenfalls Deutsche: Pater Gregorius, Herr Lenz (noch nicht Pater aber schon das geistliche Gewand tragend) und einige Gehilfen, alle aus Bayern und Schwaben und zuletzt in Sigmaringen tätig, bis sie in ihren Arbeiten durch die Ausweisung unterbrochen wurden. Lenz, etwa 48 Jahre alt, hat lange in München gelebt und wußte sofort, wer ich war: Ottos Sohn und Erwins Neffe. Seine Sachen interessierten mich auf's höchste; besonders die kleinern Sachen, die uns der Gehilfe, ein guter schlichter, glücklicher Mensch von etwa 25 Jahren, der schon vor acht Jahren die Gelübde abgelegt hatte, zeigte, gehören zum allerschönsten, was ich von moderner Kunst gesehen habe. Eine großartige Einfachheit, eine Deutlichkeit in der Komposition und Silhouettierung! Ob die Ausführung in Lebensgröße ohne Naturstudien, den Entwürfen entsprechen wird, ist eine andere Frage. Aber ich war ganz begeistert von diesem wahrhaft ernsten Künstlerstreben, welches mit dem tiefsten und heiligsten Wollen des ganzen Menschen zusammenhängt. Und dabei ist der Mann ohne jede Affektation und Süßlichkeit! Auch nichts weniger als einseitig. Drei deutsche Künstler nannte er als die für ihn größten und das waren nicht etwa Overbeck, Steinle usw., sondern: Cornelius, Schwind, Ludwig Richter. Selten hat mich etwas so erfreut, als dieser Ausspruch aus diesem Munde. Nachher, als wir im großen Refektorium zu Abend aßen, setzten die beiden Maler sich auch zu uns und schwatzten weiter. Vom Museum in Neapel waren

es wieder die schwarzen stilvollen Tänzerinnen aus dem Theater von Herculanum, die er als das Vorzüglichste allen jungen Malern zunächst zum Studium empfahl, und überhaupt seien in den frühen Epochen jeglicher Kunst, der ägyptischen, der griechischen, der christlichen die Grundprinzipien der Schönheit am reinsten erkennbar. Ist es nicht traurig, daß das neue deutsche Reich solche Kräfte, solche Charaktere nicht brauchen kann, während charakterlose Schwätzer und Kriecher zu Ansehen kommen? Dieser Herr Lenz ist so ein echter, ganzer Kerndeutscher wie nur einer. Politisiert habe ich nicht mit ihm, etwas Verbitterung gegen die neue Wendung der Dinge wird ihm sicherlich inne wohnen. — Gar nicht ungern würde ich seinen Vorschlag, ihm später bei der Arbeit zu helfen, annehmen. 1880 soll alles fertig sein. Goldene Berge sind natürlich nicht dabei zu holen, denn sie, als Mönche, verdienen nichts dabei, nur ihrem Stammkloster muß Monte Cassino dafür bezahlen. Dieser Kommunismus des Klosterlebens, ohne daß doch irgendwie eine langweilige Gleichheit oder ein Aufheben aller Standesunterschiede dadurch entstände, begeistert mich jedesmal aufs neue, und ich bin überzeugt, daß die Zukunft in ausgedehnter Weise darauf zurückkommen wird. Wie ganz anders würde man oft schaffen und arbeiten, wenn man aller Nebenrücksichten auf Erwerb und tägliches Brot enthoben wäre, wenn man sich ganz eins wüßte mit anderen gleichgesinnten Freunden, einem großen heiligen Zweck dienstbar. Freilich, nur die Kirche kann in dieser Weise alle Kräfte für sich in Anspruch nehmen und wir, die wir keine Kirche mehr haben, sind übel daran. Daher verstehe ich's auch ganz gut, daß so viele, die die Schäden der Kirche ganz wohl einsehen, sich doch krampfhaft an sie klammern und alles in Bewegung setzen, um ihren Zusammenbruch aufzuhalten. Trotzdem wird ihnen das schwerlich viel nützen.

Ganz deutsch wird einem hier in Monte Cassino zumute. Lauter deutsche Mönche, deutsche Urkunden, auch die Gegend ganz deutsch; der Abend bedeckt aber mild, die fernen Berge im dunkelblauen Duft, darüber der Himmel schwefelgelb, sonst alles grau, braun und friedlich dämmerig. Auf einigen Höhen

noch Schnee. Viel Schwalben schwirrten kreischend vor unseren Fenstern hin und her, in der Ferne schlug eine Nachtigall. An einer Stelle konnte man das Meer von Gaëta blitzen sehen. Es war zehn Uhr, als wir endlich mit Laternen hinausgeleitet wurden. Die Einladung, zur Nacht dort zu bleiben, schlugen wir aus, um unserem Reiseplan treu zu bleiben. Bei hellem Sternenflimmer, von vielen Glühwürmchen umschwärmt, zogen wir den steinigen Bergpfad hinab; unten lag das Städtchen so friedlich mit seinen freundlichen Lichtern wie ein Nest im Schwarzwald oder in Thüringen. Eine alte Ruine überragt es schwarz und ernst, etwa in halber Höhe des Klosters. Das Kloster selbst steht auf den Fundamenten eines Apollotempels. . . .

Doch nun gute Nacht.

Dein Hans.

Rom, den 17. Mai 1877.

Lieber Onkel Heinrich!

. . . Ich bin jetzt wieder ganz ausgesöhnt mit Rom, und freue mich der innern und äußern Ruhe, zu der ich in Neapel doch nicht leicht gekommen wäre. Abgesehen davon lebt sich's hier denn auch ein gut Teil billiger. In Neapel lebt man ganz von selbst gut, würde sich als philiströsen, engherzigen Wicht verachten, wenn man dort knausern würde, nicht bisweilen in der Barke führe oder sich einen Wagen leistete, wenn man nicht einmal Austern äße oder Erdbeeren, nicht abends ins Theater ginge oder wenigstens im Café davor säße. All dies ist zwar in Neapel unglaublich billig, kostet teilweise die Hälfte von dem, was es hier kosten würde, aber es läppert sich schließlich doch zusammen. Das Billigste sind die Droschken. Die Taxe ist 70 Centimes per Fahrt, für 50, bisweilen sogar für 40 fährt aber jeder mit Vergnügen, wenn der Weg nicht gar zu weit ist, so daß man zu zweien oft billiger in einer Droschke fährt als im Omnibus, welche verhältnismäßig teuer sind und sehr langsam vorwärts kommen. Vom Volksleben habe ich noch nachzuholen: die Chiaja, die Hauptpromenade längs des Golfs, wo jeden Nachmittag

Militärkonzert ist, und viel schöne Welt, die nichts anzufangen weiß, sich versammelt, d. h. die ganz Vornehmen fahren in ihren Equipagen auf und ab und gehen höchstens einmal die Promenade durch. Hier steht, die Aussicht aufs Meer versperrend, auch das Aquarium, die Statione zoologica, wie Du weißt, Deutsche Reichsinstitution. . . . Damit kann sich unser Hamburger freilich nicht messen, überhaupt wohl keines auf der Welt. Du bist als Fachmann gewiß von der Reichhaltigkeit und Größe seiner Bewohner unterrichtet. Neben den abenteuerlichen großen Fischen interessieren ohne Frage doch am meisten die großen Tintenfische, die komischst-ekelhaftesten Biester, die ich je sah. . . .

Die Chiaja ist ein breiter Weg mit zwei bis drei Reihen von Bäumen an jeder Seite. Nicht hoch, die beiden Reihen an der Wasserseite (Steineichen) sogar ziemlich krüppelhaft und schief geweht, die dritte Reihe (Akazien) aber schon ganz gerade und munter. Die Bäume blühten gerade weiß (Akazien) lila (Tulpenbaum) und dunkelrosa, was zwischen dem dunkeln Laub der Eichen und dem hellgrünen der anderen Bäume geradezu elegant aussah. Unser blühendes Gebüsch mit violetten Syringen, gelbem Goldregen und rot und weißem Dorn zwischen dem lebhaft grasgrünen Laub hat dagegen doch etwas bäurisch Brutales: Hier ist die Natur auch in der Farbe stets durch und durch aristokratisch.

Daß auch die elegante Welt sich hier geschmackvoll anzuziehen versteht, brauche ich kaum zu sagen. Am ersten Tage fiel mir die Menge der hellseidenen Kleider besonders auf: hell lila, rosa, himmelblau, kanariengelb, wie man sie bei uns nur in großen Gesellschaften, nie auf der Straße tragen würde. Man sieht auch viel Damen in Trauer. Neapel ist bekanntlich keine gesunde Stadt. Aber das Schwarz steht vielen Gesichtern hier besonders gut: die interessante, gelbgraue Hautfarbe wird dadurch gehoben. Im ganzen fand ich die Neapolitanerinnen je länger desto hübscher, und jetzt nach Rom zurückgekehrt, scheint mir aufs neue, daß Onkel Erwin sie im Vergleich mit den Römerinnen viel zu geringschätzig behandelt hat. Es ist wahr, jene stolze, verachtende, großartige Schönheit, die man hier bisweilen

sieht — aber auch nur ausnahmsweise — kommt in Neapel fast gar nicht vor, aber anmutige, muntere, freundliche, lebenslustige, freilich auch frivole Gesichter in Hülle und Fülle; auch viel Blondinen, ich glaube mehr als hier. Berühmt sind die Blumenmädchen, die einen jeden Abend einige Soldi kosten, es sei denn, daß man als echter deutscher Bär das Sträußchen, das sie einem ins Knopfloch zu stecken wissen, mit Konsequenz wieder zurückgibt. Zwei dieser Blumenmädchen gehören wirklich zu den größten Schönheiten, die ich je sah, die römischen dagegen sind fürchterlich, und ich markiere hier immer den deutschen Bär.

Von der Chiaja muß ich ferner nachholen, daß zwischen den Baumreihen zu beiden Seiten, meist inmitten kleiner Bassins marmorne Kopien der berühmtesten Antiken und einiger guter Renaissancewerke aufgestellt sind. Onkel Erwin macht dieselben schlecht. Ich muß gestehen, daß ich mich ihrer sehr gefreut habe und sie für den dekorativen Zweck durchaus nicht schlecht finden kann. Licht und Schatten gibt ihnen oft einen Reiz, den selbst die Originale bisweilen entbehren. Dazu werden sie von den schönsten Sumpfpflanzen umwuchert, blühende Iris, blühende Kallas usw., und ein paar dünne Wasserstrahlen unterbrechen die Stille und Schwüle mit leisem Geplätscher. Ob man das nicht ohne große Schwierigkeiten nachahmen könnte? Der geschickten Bildhauer sind hier so viele und ihre Ansprüche teilweise so gering — manche betrachten sich wie im Mittelalter nur als höhere Handwerker — daß es verhältnismäßig gar nicht so teuer sein könnte. Oder man nehme Bronzegüsse, für unser schwarzes Klima vielleicht noch besser, wenn auch freilich lange nicht so schön. Diese weißen schimmernden Gestalten auf dem dunklen Laub wirken großartig. Hätten wir nur Zypressen, Lorbeeren und Steineichen bei uns! Die Pinien will ich den Italienern schenken, obgleich bisweilen auch sie herrlich sind. Für gewöhnlich ziehe ich ihnen, glaube ich, unsere Kiefer vor, die im ganzen viel zu wenig beachtet wird. Hier in Neapel in der Chiaja steht eine schöne Kieferngruppe (darunter Gian da Bolognas Raub der Sabinerinnen) und sieht so vornehm und schön aus, daß ich ganz erstaunt zuerst den seltenen Baum betrachtete. In unseren

neuen Anlagen ist sie gar nicht verwendet, so viel ich mich erinnere. — Jenseits des Aquariums und Musikplatzes verdichtet sich die Anlage noch etwas und enthält ein Rundtempelchen für Tasso, einen jonischen Tempel für Virgil, davor einige schlanke Palmen, die prächtig gegen den leuchtenden Abendhimmel aussehen, einige andere moderne Denkmäler usw., im ganzen aber entspricht die Anlage nicht den Erwartungen, die man an den Hauptspaziergang Neapels am Meeresufer stellen darf. Manche Anlage in deutschen Städten kann sich sehr wohl mit der Chiaja messen, trotz des geringeren „Materials“ jeder Art, mit dem wir wirken müssen.

Außer im Carlo war ich noch in zwei anderen Theatern, im Carlino, wo mit Vorliebe Parodien auf die Stücke des Carlo gegeben werden und so echt neapolitanischer Dialekt gesprochen wird, daß ich nur sehr wenig verstanden habe. Ich sah eine ‚graziosissima parodia“ der Aïda, ein fideler, urdummer Ulk, der mich zwei Akte lang sehr amüsierte, dann hatte ich genug. Die Masken (moderne Menschen) waren vorzüglich, das Theater sehr primitiv und dreckig. Gerade so billig, aber sehr elegant ist das zweite Theater Neapels Fondo, neben unserem Hotel. Hier hörten wir Macbeth von Verdi, wohl aus seiner früheren Zeit, vortrefflich gespielt und gesungen. Was Kostüme und Ausstattung anlangt, sind wir in Deutschland doch recht verwöhnt und äußerlich! Die Italiener wenigstens sind unendlich anspruchslos darin. Die schottischen Kostüme waren schlimm genug, namentlich der Chor, aber auch einige Solisten, obenan Banquo, und seine Erscheinung als Geist wirkte so urkomisch, wie man sie wohl im Uraniatheater auf St. Pauli erwarten dürfte, aber das ganze gutbesetzte Haus blieb dabei ernsthaft und schien damit ganz einverstanden zu sein.

Von den Kirchen Neapels redet man lange nicht genug. Sie sind mir eigentlich gerade so lieb wie die Roms, wo nicht lieber. In Rom gibt's eigentlich nur zwei Arten: frühchristliche Basiliken, mehr oder minder verzopft. und Kopien der Peterskirche in allen Formaten. Gotik gibt's bekanntlich in ganz Rom nicht. In den wenigen Kirchen, deren Anlage ursprünglich gotisch

war, muß man sie suchen, und Sta. Marie sopra Minerva, die beste, ist arg modern restauriert.

Von außen ist freilich auch in Neapel an keiner etwas zu sehen. Stehen sie doch noch mehr als in Rom in Reih und Glied mit den übrigen Häusern, sogar der Dom. Das einzige, das sich schmücken ließe, wäre die Fassade und die ist nirgends schön, abgesehen von einigen Portalen in Gotik und Frührenaissance und einem lieblichen und glücklichen Gemisch von beidem. Innen sind die Kirchen oft gotisch, eine sogar mit schlank überhöhtem Mittelschiff, was in Italien besonders selten vorkommt. Entweder alle drei Schiffe sind gleich hoch, oder das Mittelschiff überragt die beiden anderen doch nur wenig, so daß etwa noch ein Rundfenster Platz hat. Außer Santa Croce in Florenz sah ich das nur noch in Neapel. Eine andere Kirche hat einen herrlichen Chorumgang, der freilich nicht mehr benutzt wird und in Schmutz und Verwahrlosung verkommt. Das war ohne Frage das malerischste Architekturbild, ganz im Sinne Martin Genslers, das ich auf der ganzen Reise sah. Sehr stattlich sind sodann die großen gotischen Grabdenkmäler von Königen und Königinnen aus dem Hause der Anjous, obenan Robert der Weise und mehrere liederliche Johannas. Die Verbindung mit Frankreich durch dies Königshaus war ohne Frage von Einfluß auf die Kunst, die spätere Verbindung mit Spanien in jeder Beziehung verhängnisvoll. Neben diesen gotischen Grabdenkmälern auf mächtigen Löwen ruhend, von karyatidenartigen Engeln und christlichen Tugenden getragen, überreich skulptiert, oft zu enormer Höhe aufragend, gibt's eine Menge der schönsten Frührenaissance-Grabmäler, mit einem ganz unerwarteten Schmuck feinster Ornamente, ferner prächtige Holzschnitzereien an Chorstühlen und Intarsien, wie ich sie fast nirgends schöner gefunden habe. An Bildern verhältnismäßig weniger Interessantes als an Skulpturen, unter letzteren eine marmorne Orgelbrüstung aus dem 14. Jahrhundert — Lebensgeschichte der heiligen Katherina — die mit Recht ein „plastischer Fiesole“ genannt wird.

Neapel ganz eigentümlich ist die Anwendung kleiner glasierter Fliesen oder vielmehr Kacheln, auch als Fußböden der

Kirchen. Große barocke Muster, in blau, gelb, lila und grün, die gerade so gut aus Holland stammen könnten, überziehen den ganzen Fußboden auf rotem unglasierten Klinkergrund. Das sieht sehr gut aus, geschmückt, aber gewissermaßen einfach bürgerlich behaglich. Um so opulenter pflegen die Altartische mit farbigem Marmor eingelegt zu sein, in halbnaturalistischen aber symmetrisch angeordneten Blumenmustern, oft recht schön und stilvoll aber mehr für wirkliche Stickereien geeignet. Bisweilen ist die ganze Kirche mit solch farbiger Marmorinkrustation überzogen. . . . So wenig ich mich für diesen Stil begeistere, so imponiert er mir zuweilen doch; auch bewundere ich die Maler in dekorativer Hinsicht, daß sie es fertig brachten, mit ihren Bildern der farbigen Unruhe dieser überprächtigen Rahmen Trotz zu bieten. Um das zu können, schlugen sie jene unendliche tiefe Farbenskala an, die durch Nachdunkeln oft fast schwarz geworden ist, so daß nur einzelne blendend beleuchtete und trefflich modellierte Köpfe, Arme und Gewandpartien grell hervorleuchten. Nur so konnten in dem farbigen Gekribbel die Marmorumrahmungen das Gleichgewicht halten. Bei einigen besonders gut erhaltenen sieht man auch heute noch, daß diese große schwarze Pechsauce nicht ursprünglich ist, sondern daß ein reiches, herrliches Kolorit vorhanden war, wie bei frischen Makarts, die nach 200 Jahren womöglich noch schwärzer sein werden als die allerschwärzesten Alten. — In San Martino befindet sich auch das Hauptbild Spagnolettos, vorzüglich erhalten, in einer prächtigen von Gold und Getäfel prangenden kleinen Kapelle, wundervoll beleuchtet. In keiner Galerie der Welt kann ein Bild günstiger hängen und so großen Genuß gewähren wie hier, wo man meist ganz allein und ungestört ist. Aber meine alte Antipathie gegen Spagnoletto ist auch hier nicht geschwunden und wird es nun wohl auch nicht mehr. Sobald er über einen Studienkopf hinaus will, zeigt er sich in seiner ganzen Flachheit. Was er vor sich sieht, malt er mit genialer Breite und Flottheit, einer Wucht der Modellierung und Farbe gegen die z. B. Raffael — vom Malklassenstandpunkt aus gesprochen — als reiner Stümper erscheint. Aber über das Modell kommt Spagnoletto auch nie hinaus!

Nicht nur wo er wie hier (Kreuzabnahme) Seele und Empfindung geben soll, schon in ganz realen, unheiligen Szenen (Silen und Faune usw.) versteht er es nicht, mir das unerfreuliche Gefühl des Modellsitzens zu nehmen und seine Gedanken wirklich zu beleben. Darin erinnert er mich an Gussow und andere Moderne, nur hat seine Verteilung von Licht und Schatten meist einen großartigen Zuschnitt und seine Farbe — namentlich auch in diesem Bilde — etwas feierlich Ernstes.

Ja ja, es gibt entsetzlich viel Sehenswertes in Italien! Nur für die Kirchen Neapels brauchte man, um sie gründlich zu studieren, wohl vier Wochen, und ich gönnte ihnen kaum zwei bis drei Tage, habe freilich auch den berühmten Freskenzyklus gar nicht gesehen, wie ich zu meiner großen Trauer und Beschämung gestern aus dem Burckhardt ersah. Mich trieb es eben immer von neuem ins Museum und meine Begeisterung für dasselbe ist auch hier in Rom nicht geringer geworden. Nirgends kommt man wie dort zum vollen Genuß, wo in den schön beleuchteten Hauptsälen Meisterwerk neben Meisterwerk steht, ohne sich zu drängen und zu beeinträchtigen. In anderen Zimmern stehen mittelmäßige und geringe Sachen und wirken teilweise mehr durch Quantität. Da stehen z. B. sechs oder sieben Exemplare der kapitolinischen Venus, alle von untergeordnetem Wert in Reih und Glied nebeneinander, als ob sie auf Kommando in einer weiblichen Exerzier- und Anstandsschule soeben die bekannte Verschämtheitspose angenommen hätten. — Über die Bronzen hat Onkel Erwin genug geschrieben. Dieser Saal war eigentlich auch mir der liebste von allen. Meine Skizze der ofterwähnten stilvollen Tänzerinnen füge ich bei, damit Ihr Euch keinen falschen Begriff von ihnen bildet. Übrigens sind sie kaum lebensgroß: auch die meisten anderen griechischen Bronzen, die ich kenne, bleiben etwas hinter Lebensgröße zurück, die meisten etwa $^3/_4$, diese Tänzerinnen sind wohl etwas größer. Die Porträtbüsten dagegen sind alle mindestens lebensgroß und eigentlich das Allerschönste. . . . Erst hier ist es mir so recht klar geworden, was es heißt, ein Porträt nicht zu „idealisieren“, im landläufigen mit Recht in Verruf gekommenen Sinne, sondern es zu

idealisieren, ohne die Individualität abzuschwächen, vielmehr diese zu steigern, indem man nicht ein Quantum eines allgemeinen Schönheitsideals dem Dargestellten aufpfropft, sondern das Schönheitsideal, welches für jeden Kopf ein anderes ist (ebenso wie nach Paul Heyse für jedes Individuum ein anderes Lebensideal existiert) daraus entwickelt. Das verstanden doch nur die Griechen! Die Römer sind dagegen mehr Naturalisten im Sinne von uns Modernen. Unter ihren Büsten entdeckt man immer neue Ähnlichkeiten mit guten Freunden, unter den Griechen kaum. . . .

Manches ist seit Onkel Erwins Zeiten hinzugekommen, der tanzende Faun aber noch immer die Krone der kleineren Sachen. Ich liebte ihn schon lange; in Weimar existiert der Abguß, den Goethe, ganz entzückt, mitgebracht hat. Den bekannten Narciss und den Silen, der die Lampe hochhält, die zwei anderen Hauptstücke unter den kleineren Figuren scheint Onkel Erwin nicht gekannt zu haben. Seine steife kleine Fortuna steht sehr schlecht unter vielem Schund; eine kolossal schwungvolle Viktoria erwähnt er gar nicht, und doch ist es kaum anzunehmen, daß Rauch dieselbe nicht gekannt hat, als er seine Walhalla-Viktorien schuf. Freilich geschah das wohl auch erst nach Onkel Erwins Zeit!

Von den pompejanischen Malereien sage ich nichts. Ihr kennt sie ja, soweit man sie kennen kann, wenn man die Originale nicht gesehen hat. Das mir Sympathischste sagt Onkel Erwin darüber.

Von den Bildern muß ich noch einiges sagen. Unter vielem Mittelmäßigen sind Perlen ersten, allerersten Ranges da, ja in das eine Bild bin ich so verliebt wie in kaum eines in Italien und zwar in einen Mantegna, der noch vor einigen Jahren in der Rumpelkammer stand und auch ziemlich arg ramponiert ist. Du fragtest mich in Florenz einmal nach Mantegna: In den Uffizien ist zwar ein sehr berühmtes dreiteiliges Bild von ihm, mit vielen kleinen überaus graziösen und schön durchgeführten Figürchen, aber rechten Eindruck hat es doch nicht auf mich gemacht, ebensowenig wie eines seiner Hauptwerke auf dem Hochaltar von S. Zeno in Verona. Außer diesen beiden hatte ich noch

keine Originale von ihm gesehen, seine Hauptwirksamkeit war in Padua. Aber hier im schlecht beleuchteten Saal der Venezianer fiel mir plötzlich ein Bild auf, welches ganz anders war als alle übrigen, von feierlicher Schlichtheit und Größe; wie bei den Tänzerinnen sagte ich mir: „das ist Stil!“ Wie die Figur in ihrer architektonischen Umrahmung steht, sich unterordnend, aber doch ganz frei nach der einen Seite fortschreitend, dazu die tiefe feierliche Farbe, die vornehme Bewegung und der milde, heilig-strenge Ausdruck des Kopfes! — hätte ich nur meine Ölfarben da gehabt! von diesem Bilde hätte ich gar zu gern eine Kopie gemacht. Aber freilich hätte es viel Zeit gekostet und wäre schließlich doch nichts rechtes geworden. Darum will ich mich mit der kleinen Aquarellskizze, die ich einlege, begnügen. . . .

Ferner sah ich hier eines der vorzüglichsten Bilder des alten Giovanni Bellini, von dem ich früher auch noch nichts gesehen hatte, was mir wirklich so recht gefallen konnte. Es ist eine „Verklärung Christi“. Die drei Figuren stehen ziemlich steif nebeneinander, Christus ganz von vorn, Elias und Moses im Profil, aber wunderschön gezeichnet und von bezaubernder Farbe. Christus ganz weiß, auch im Schatten überaus licht und klar, wie von Tageslicht umflossen und sich so sanft und schön von dem landschaftlichen Hintergrund, von dem lichtblauen Himmel mit seinen weißen friedlichen Wolken abhebend, als wenn das, in moderner Weise, das Hauptstudium des Alten gewesen wäre. Nur Elias ist lebhaft rot mit violettrotem Mantel (beide von gleichem Wert), sonst bewegt sich alles in braunen, grauen, braungelben, saftiggrünen, tiefgrünblauen Farben, für die Luft und die Hauptfigur sind Weiß und Himmelblau aufgespart. . . . Von einem wirklichen Erfassen des großartigen Momentes ist in diesem Bilde freilich nicht die Rede; es wirkt nur so wohltuend, wie die meisten Venezianer, durch die ruhige Schönheit der Gestalten und den Zauber der Farbe, hier obendrein noch durch die naiv liebliche Landschaft.

Sehr begierig bin ich darauf, Fiesoles Verklärung wiederzusehen. Sie gehört zu den Bildern, die er seinen Mitmönchen in die Zellen malte und ist nicht sonderlich ausgeführt. Aber selten

hat mir ein Bild einen so großartigen Eindruck gemacht. — Vielleicht werde ich inzwischen anders urteilen gelernt haben, aber bis jetzt ziehe ich es der Raffaelschen entschieden vor. Das Schweben des Christus ist mir nie recht würdig erschienen. Er springt mir zu sehr. Dem feierlichen Sinn und Wortlaut der Bibel ist die alte Auffassung entsprechender. — Bei der Gelegenheit sei noch erwähnt, daß die obere Hälfte der Transfiguration von Raffael selbst gemalt ist und sehr schön. So locker, von Licht und Klarheit umflossen, echt visionär, wie ich's nie erwartete. — Warum man im Glasfenster der Petrikirche von der Originalfarbe abgegangen ist und das weiße Gewand Christi (das Raffael der Bibel und allen alten Malern treu, beibehalten hat) in ein buntes Rot und Blau verändert, begreife ich nicht.

Drei Raffaels gibt's in Neapel, darunter die wunderschöne Madonna del divino amore, wo das Christkind den Johannesknaben segnet und die Maria, selig staunend, mit gefalteten Händen auf ihn niederblickt — mir eine der liebsten unter allen Madonnen Raffaels, vielleicht die liebste in Italien; ferner zwei Porträts, ein Kardinal und sein eigener „Waffenmeister", beide ebenfalls zu seinen vorzüglichsten Porträts gehörend. Man muß sich an Raffaels Porträts erst gewöhnen. Es überrascht, daß er, dessen Kompositionen so von Schönheit der Linien und Bewegungen überfließen, im Porträt ganz schlicht und steif, bisweilen fast geschmacklos, die Natur kopiert, wie sie gerade vor ihm steht. Seine Porträts scheinen bisweilen zu sagen: „so, nun werde ich abgemalt". Von elegantem Arrangement, von Komposition irgendwelcher Art, worin van Dyck so ausgezeichnet war ist keine Spur bei ihm. Malt er einen Papst, so rückt er ihm einen Stuhl hin, probiert vielleicht einmal von dieser, einmal von jener Seite, aber damit ist's dann auch gut: dann wird heruntergemalt wie er gerade sitzt, Stück für Stück, mit peinlichster Durchführung selbst der Nebensachen, aber ohne irgendwie auf Schönheit der Linie oder der Schatten- und Lichtmassen Rücksicht zu nehmen. Die Hände kommen oft in irgendeine Ecke oder werden vom Rahmen überschnitten, aber deshalb nicht flotter behandelt und dem ganzen untergeordnet, sondern mit derselben

naiven Sorgfalt durchgebildet wie das andere. Leute, die an Raffaels Unfehlbarkeit glauben, werden gewiß auch dies für das „einzig wahre“ erklären. Das kann ich nicht mit gutem Gewissen, aber mit Absicht hat er es gewiß so gemacht, denn keiner hätte wohl leichter als er eine schöne Porträtstellung ausfindig gemacht, wenn er gewollt hätte. Ich nehme es also als Faktum hin, und nachdem ich mich daran gewöhnt habe, gefallen mir seine Porträts immer besser. Mit einer solchen Pietät bildet er die Natur nach, wie es Onkel Erwin nur in seiner allerstrengsten Zeit getan hat und doch ist nichts von Dennerscher Ängstlichkeit darin, sondern jener griechische Geist der Bildnisdarstellung, von dem ich vorhin sprach. Allerdings — bei den griechischen Bildnisstatuen in voller Figur sieht man es am besten — ließen sie das Arrangement, um das häßliche Wort zu gebrauchen, doch mehr zu seinem Rechte kommen. . . .

Von vielen andern guten Sachen will ich schweigen, auch von den drei herrlichen Tizians — Danaë und zwei Porträts, ein Papst, Paul III., im Lehnstuhl und Philipp von Spanien in ganzer Figur — und nur noch erwähnen, daß hier manche gute Altdeutsche sind, die, nachdem man so lange keine gesehen hat, besonders anmuten. Da ist ein kleiner Memling von herrlichster Farbe, aber doch nicht von der Schlichtheit des Bellinischen Bildes, weshalb ich letzteres vorziehe, dann ein großes Bild, eine Anbetung des Christkindes mit vielen Figuren und prächtigen musizierenden Engelchen, von so schalkhaftem Humor wie man's auf italienischen Bildern nie findet, Dürer genannt, leider mit Unrecht, denn Meister Albrecht hat nie so schöne Farben gehabt. Vor allen Dingen jenes Bild von den Blinden, die sich gegenseitig leiten und miteinander in die Grube fallen. Onkel Erwin spricht ausführlich darüber, hat es auch flüchtig skizziert. Ich setze nichts hinzu, als daß es mir neben dem Mantegna das allerinteressanteste Bild Neapels ist und daß es zum Teil in der Auffassung aber mehr noch in der Ausführung, eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit mit Schwind hat, wo dieser sich der bunten Farben enthält, und, wie er es ja bisweilen tat, mit einer feinen grau harmonischen Färbung genügen ließ. Das Bild ist echt

deutsch, echt norddeutsch sogar, auch die Landschaft im Hintergrunde. Onkel Erwin nennt es Teniers, jetzt heißt es Bruegel der Ältere. Das andere kleinere Bild von Bruegel heimelt sogar noch durch einen plattdeutschen Vers an, der darauf steht: „Darumb dat de Welt is so ungetruw, ga ick armen Slucker in de Ruh.“ Ruh d. h. Einsamkeit, es ist nämlich ein schwarzer Mönch, dem jemand einen roten Geldbeutel stiehlt, (den er als Mönch gar nicht haben darf!) und der deshalb Einsiedler wird! Ein komischer Kerl! Man vergißt in dem Zimmer auf Minuten ganz, wo man ist und träumt sich bei Entzifferung dieses Verses nach Lübeck — aber ein Schritt weiter, und man ist in der Vasensammlung, die so enorm ist, daß ich nicht behaupten kann, ich hätte sie gesehen, obgleich sie es wohl wert wäre, gründlich betrachtet zu werden, denn die roh und flüchtig gemalten Gruppen sind oft von wunderbarer Schönheit und lassen sich auf die herrlichsten Vorbilder zurückdeuten. Aber ich säße nicht nur heute noch da, sondern noch weitere vier Wochen, wenn ich alles ordentlich hätte ansehen wollen!

Unter den Niederländern ist ein Selbstporträt Rembrandts aus ziemlich vorgerückten Jahren, eines der schönsten Porträts der Welt, glaube ich, mir gerade so hochstehend wie die griechischen Bronzebüsten und höher als Raffaels Porträts. Doch was soll dieses Messen und Vergleichen! . . .

Zum Schluß will ich noch versuchen, den Ausflug nach Amalfi zu beschreiben, über dessen erste Hälfte: Pästum-Salerno, ich schon von Pompeji aus berichtete. . . . Wir Entrepreneurs des Umwegs über Amalfi (Gildemeister und ich) hatten im Sinne gehabt, direkt in Salerno zu Schiff zu gehen und noch denselben Abend nach Amalfi zu gelangen. Dann hätten wir viel Zeit gespart. Außer dem Widerstand der anderen, die sich allmählich, teils gegen unsern Wunsch, dieser Partie anschlossen, scheiterte dies hauptsächlich an den Schiffern, die so spät nicht mehr fahren wollten, außer um hohen Lohn. Mein Vorschlag, bei Mondschein den schönen Weg längs der Küste hinzugehen, kam leider zu spät. So kamen wir erst am andern Tag gegen elf Uhr dort an, Thiersch, Gildemeister und ich, per Wagen, die andern drei

waren schon eine Stunde früher gefahren, während wir Salerno besahen. Aßen dort und trennten uns dann abermals: drei gingen nach Ravello hinauf, einem hochgelegenen, interessanten, verödeten Bergstädtchen, drei andere in das berühmte schon lange aufgehobene Kapuzinerkloster, welches nur $^1/_4$ Stunde von der Stadt entfernt ist. Ich gehörte zu letzteren. Sowohl aus Bequemlichkeit wie auch besonders, weil dies der Ort ist, den Platen besingt:

„Festtag ist's und belebt sind Zellen und Gänge des Klosters,
Welches am Felsabhang in der Nähe des schönen Amalfi
Flut und Gebirge beherrscht und dem Auge behaglichen Spielraum
Gönnt, zu den Füßen das Meer und hinaufwärts kantige Gipfel,
Viele Terrassen umher, wo in Lauben die Rebe sich aufrankt“ usw.

Ja, was soll ich viel hinzufügen?! Neben Camaldoli war es das Schönste von ganz Italien! So einsam still und fröhlich friedlich! Hier der leere, halb maurische Kreuzgang, dort die große Tropfsteinhöhle, in der „der Gebete beraubt eingehende Heiligenbilder“ knien, ganz wie der Dichter es beschreibt. Am Ausgang die schönsten Olivenbäume, rankender Wein und zwischen den Stämmen blitzt das Meer von unsagbar schöner, grünblauer Milde, im Sonnenschein funkelnd, eine fröhliche kleine Barke mit rotem Segel schwimmt lustig und sicher darüber hin, die Häuser der Stadt mit ihren morgenländisch gebildeten flachen Dächern und Kuppeln schimmern hell und glücklich, der alte Dom mit seinem maurisch-gotischen bunten Ziegeldach blickt ehrwürdig froh, und wir sitzen und tun als ob wir zeichneten, atmen aber eigentlich nur den Frieden und die Schönheit. Allmählich fällt mir das ganze Gedicht wieder ein und klingt durch die Seele, Thiersch setzt sich zu mir, läßt es sich leise vorsagen und hat auch so rechte Freude an den herrlichen fließenden Versen. Dann die Rückfahrt per Barke bei vortrefflichem Wind, so daß das Schiff bald hoch, bald tief zwischen den blauen Wasserhügeln steckt, und die fröhlichen Bootsleute, der schöne Steuermann Alfonso obenan, singen ihre melodischen Weisen ohne Aufhören, so daß wir nach einiger Zeit einstimmen können — das alles

war wunderschön, ein echter Sonntag Nachmittag, dessen Erinnerung allein schon manche heitere, stillvergnügte Stunde bereiten wird. Und damit für heute addio!

Dienstag, den 29. Mai.

Rom ist doch wunderschön! Und jetzt, wo ich allmählich meinen Abschiedsbesuch bei seinen verschiedenen Herrlichkeiten mache, erscheinen sie mir doppelt schön! — Da ich bisher so wenig von Rom selbst und seinen Kunstschätzen geschrieben habe, will ich von jetzt an immer genau berichten, wo ich war und was mir überall besonders gefallen hat.

Heute Morgen war ich noch einmal in der Sala regia des Vatikans, zwar kaum zum letztenmal, aber doch zum letztenmal tätig. Diese Sala regia ist ein außerordentlich großer Festsaal, zu dem man zwar ca. 150 Stufen hinaufzusteigen hat (vom Petersplatz aus), der aber trotzdem sozusagen in der Beletage des Vatikans liegt, so hoch baut sich dieser Palast in die Höhe; seine verschiedenen Höfe haben verschiedenes Niveau, immer liegt einer höher als der andere; Raffaels Stanzen und Loggien liegen im zweiten Stock und dem folgt ein noch höherer. Die Sala regia ist eigentlich das Prachtempfangszimmer für die Gesandten fremder Nationen. Von hier aus ist der Haupteingang in die sixtinische Kapelle — die Fremden gehen heutzutage durch eine kleine Seitentür der Altarwand, unter den Verdammten von Michelangelos jüngstem Gericht hinein — an der anderen Seite in die paolinische Kapelle, die mit späten und schlechten Fresken von und nach Michelangelo ausgemalt und nie zu sehen ist. Einen Blick habe ich gestern freilich hineinwerfen dürfen, aber der alte Mönch, der sie für eine abendliche Messe herzurichten hatte, und mit dem ich, da er täglich etliche mal an mir vorbeizugehen pflegt, ganz gut Freund bin — d. h. nur durch freundliche Begrüßung von beiden Seiten — bat mich so ängstlich nicht hineinzugehen, sondern an der Tür zu bleiben, damit er keine Unannehmlichkeiten davon habe, daß ich mich mit diesem Blick begnügen mußte. Sehr begeisternd wirkte das

Gesehene — aus dem Leben Pauli, in der Mitte die Bekehrung — auch nicht.

Viel besser gefällt mir die Sala regia, obgleich sie nicht nur nicht von Michelangelo, sondern sogar von Vasari, den Brüdern Zuccaro und noch einigen jener „Bestellungs- und Geschwindmaler“ der Epigonenzeit herrührt. Mustergültig ist sie freilich in keiner Weise, aber die flotte, halb barocke Art, diese enormen Wandflächen zu bewältigen, große Bildflächen und schickliche Umrahmungen dazu zu schaffen (mit Zuhilfenahme von Stuckfiguren) interessierte mich doch sehr und immer aufs neue. Die Stuckfiguren und Ornamente über den Umrahmungen und in den Kassettierungen des Tonnengewölbes rühren von meinem lieben Pierin del Vaga her und sind vielleicht das allerbeste. Die Bilder sind aber ungleich, die besten von den mit Unrecht so arg verschrienen Zuccaros, die schlechtesten wohl leider von Vasari selbst, der wohl bei der Anordnung des ganzen so viel zu tun hatte, daß die eigene Arbeit darunter litt. Interessant sind die Gegenstände dieser Bilder. Sie sind geschichtlich und so gewählt, daß sie zugleich das Papsttum verherrlichen und den fremden Gesandten einprägen, wie gut es den Ländern geht, die es mit dem Stuhl Petri halten und wie schlecht den andern. Da ist Karl der Große abgebildet und noch verschiedene andere Kaiser und Fürsten wie sie Schenkungen machen, dagegen Friedrich Barbarossa zu Venedig 1177 und Heinrich IV. zu Canossa 1077 zu Füßen des Papstes; da ist Innocenz IV., wie er Friedrich II. exkommuniziert usw., auch einige große Schlachten, Türkenschlachten besonders und zwei riesengroße Flottenbilder: eine Schlacht und eine Vereinigung der Flotten von Neapel, Venedig und Rom. An der letzten Wand sind sogar Szenen aus der Bartholomäusnacht, aber die sind schlecht zu sehen. In diesem großen, wenig betretenen Raum — viel Fremde bekommen ihn überhaupt nicht zu sehen — habe ich mehrere Tage gesessen und gearbeitet, meist nicht viel über zwei Stunden hintereinander, da die Freude daran mit der Zeit nicht zu- sondern abnahm, wie das bei Werken zweiten Ranges leicht kommt. Aber nachträglich freut's mich doch, wenigstens ein Werk dieser

Spätzeit gründlich durchstudiert zu haben. Man lernt doch immer viel daran und würdigt nachher die Meisterwerke besser, als wenn man sich ausschließlich mit solchen füttert.

Ferner sah ich in diesen Tagen zum ersten- und zugleich zum letztenmal das Appartamento Borgia, das nur auf besondere Erlaubnis des Monsignore —, Direktors der päpstlichen Bibliothek gezeigt wird. Es sind sechs Zimmer, die jetzt als Annex zur Bibliothek benutzt werden, die Schöpfung Alexanders VI. In einem derselben ist er auch gestorben. Die Decken, Gewölbe Zwickel und Lunetten sind auf's reichste von Pinturicchio ausgemalt und vortrefflich erhalten.

Pinturicchio ist bekanntlich Raffaels Mitschüler bei Perugino, aber er gehört doch eigentlich noch ganz zu diesem, auch dem Alter nach, er ist nur acht Jahre jünger als sein Lehrer, 29 Jahre älter als sein großer Mitschüler. So sind diese Arbeiten etwa gerade so weit vor der höchsten Blütezeit geschaffen wie die der Sala regia nachher. Ohne Frage ist das Appartamento Borgia unendlich schöner und interessanter, ja vom dekorativen Standpunkt aus gehört es zum allerschönsten, das ich kenne und rangiert sehr bald hinter Peruginos Wechselrichtersaal in seiner Vaterstadt. Die mittelalterliche Kunst mit ihrem feinen Sinn für Farbenpracht hat ihren Einfluß auf diesen in vielen Dingen schon zur Renaissance gehörigen Meister durchaus nicht verloren. Noch wenig berührt von den Geheimnissen schöner Linienführung und lebendig dramatischen Aufbaus der Komposition, die in Raffaels Disputa plötzlich, alle Schranken seiner Schule durchbrechend, wie ein Wunder dastehen — kann Pinturicchio doch wie sein Meister ganz vortrefflich zeichnen, kann sehr hübsche Köpfe malen, hat einen ganz bedeutenden Farbensinn und eine spezielle Ausbildung des Landschaftlichen in all seinen Sachen, was ihnen einen ganz besonderen Reiz gibt. Besonders schön ist das Zimmer, in dem er die sieben Hauptkünste und Wissenschaften darstellt: Astronomie, Dialektik, Rhetorik, Musik und wie sie alle heißen. Jede hat eine spitzbogige Lunette zur Verfügung. Überall steht ein Thron in der Mitte, auf dem die entsprechende Dame sitzt, zu beiden Seiten Landschaft und darin einige mittelmäßig

gruppierte Männer und Frauen, im Zeitkostüm, die sich mit der betreffenden Kunst abgeben, also musizieren oder Globusse ausmessen usw. Und trotzdem ist das nichts weniger als langweilig: alle Throne sind verschieden gestaltet, seine ganze Phantasie für Kunstgewerbe hat der Künstler da losgelassen, um möglichst prächtige, krause oder schlichte Ehrensitze für seine sieben Damen fertig zu bringen; Engelchen, die einen Prachtteppich dahinter halten, tun das ihrige, um das Feierliche zu erhöhen. Gold ist in reichem Maße angewendet, sowohl in den rein ornamentalen Flächen, wie auch in den Bildern selbst, namentlich die Luft ist zumeist goldig, und die zierlichen Bäumchen sehen ganz besonders hübsch auf dem glänzenden Grunde aus. Aber ich bin schon recht weitläufig geworden, ohne ein anschauliches Bild zu geben. Aus der Erinnerung habe ich zwar flüchtig skizziert, aber wahrscheinlich mit mehr „Fixigkeit als Richtigkeit", und so will ich es denn Eurer eignen Phantasie überlassen, Euch diese von Gold und Farbenpracht strotzenden und doch wie ein guter türkischer Teppich oder ein gutes altes Glasfenster harmonisch wirkenden Räume näher auszumalen. Nur so viel noch, daß mich die Arbeiten der ganzen umbrischen Schule heimatlich anmuten. Ihr Farbensinn scheint mir dem mittelalterlich deutschen verwandt, wenn auch nicht so fein wie bei unsern ersten Meistern, auch die naiven Engelchen, Spruchbänder usw. heimeln mich an. Die meisten andern Italiener der Zeit haben schon höheren, feierlicheren Schwung oder bewußtere Grazie. Hier wie bei Benozzo Gozzoli ist mir unsere Natürlichkeit mit all ihren gelegentlichen Mängeln am verwandtesten nahe getreten.

Auch in den älteren Kirchen finden sich viele Sachen von Pinturicchio. Er war nämlich ein Schnell- und Vielmaler wie Perugino und ließ häufig fünf gerade sein. Aber dekorativ wirken seine Sachen immer gut und störende Liederlichkeit der Ausführung ist mir nicht vorgekommen, oft dagegen sind Einzelheiten, namentlich Engel und Landschaften besonders reizend. In Öl kenne ich wenig von ihm; das Andachtsbild als solches war seine Sache wohl weniger. Im Fresko, wo ihm die drei Wände und Gewölbeflächen einer kleinen Nebenkapelle zur

Verfügung stehen, fühlt er sich entschieden wohler. Er ist mir ohne Frage einer der allersympathischsten Künstler, trotz seiner unleugbaren, von den meisten Kunstbüchern aber zu sehr betonten Schwächen.

Eine kleine Kirche, von der ich neulich auch Abschied nahm, ist San Pietro in Montorio (Goldberg). Sie liegt in Trastevere auf dem Höhenrücken, der die Stadt im Westen umschließt und dessen nördlichsten Ausläufer der Vatikan, die Mitte San Onofrio (mit Tassos Grab) bezeichnet. An dem südlichen Ende dieses westlichen Höhenzuges liegt San Pietro in Montorio, mit berühmter Aussicht über die ganze Stadt und die Campagna, dahinter die bekannten schönen Berglinien. Hier soll das Kreuz Petri gestanden haben. Noch zeigt man in der Unterkirche eines berühmten kleinen Rundtempels (von Bramante) im Klosterhof die Stelle und darf sich sogar etwas von dem tiefgoldigen Sand mitnehmen, der der Kirche den Namen gab. Die Kirche gehört zu den wenigen der römischen Frührenaissance.

Alle Bauten dieser Art lassen sich auf einen Papst zurückführen: Sixtus IV. aus dem Hause der Rovere. Wie vieles auch sein Neffe Julius II., sein großer Nachfolger, nachher tat, er war doch eigentlich so recht derjenige, der die Kunstpflege zu einer Spezialeigentümlichkeit der Päpste machte. Er zuerst pflasterte Rom, baute die Brücke San Sisto, das große Spital San Spirito, nach ihm führt die sixtinische Kapelle ihren Namen. Außer dieser baute er noch viele andere Kirchen, die interessantesten für uns: S. Maria del Popolo, S. Maria della Pace usw., sein Wappen, ein stilisierter deutscher Eichbaum, ist eines der häufigsten, die man hier sieht. Auffallender freilich sind die großen Fliegen der Barberini, die sich allüberall oft in ganz erschreckender Größe breit machen und die Drachen der Borghese, aber wo der Roveresche Eichbaum steht, da ist Anmut und Würde zu finden. Sixtus Hauptbaumeister war Baccio Pintelli, ein mir sehr sympathischer Meister, obgleich keine Größe ersten Ranges. Er hat nicht den kühnen Mut eines Brunellesco, der plötzlich mit aller Tradition bricht und etwas unbedingt Neues an ihre Stelle setzt, sondern oft klingt die Gotik noch in seine Bauten

hinein, im Detail wenigstens (Fensterrosen z. B.), während er im Ganzen reine maßvolle Renaissanceformen anwendet. Seine Kirchen sind alle nur von mittlerer Größe, aber die Skulpturen und Malereien, die sie schmücken, kommen um so besser zur Geltung. In so enormen Räumen, wie sie später Mode wurden, hätten sich die herrlichen Grabmäler Mino da Fiesoles und Sansovinos mit ihren reizend zierlichen Ornamenten ganz verloren, und die Malerei wurde ebenfalls zu diesem riesengroßen Maßstab genötigt, um sich bemerkbar zu machen. Hier kam man noch mit Lebensgröße, ja $^3/_4$ und $^2/_3$ Lebensgröße vortrefflich aus, und gerade in diesen Pintellischen Kirchen fühlt sich Pinturicchio, der mir in vielen Dingen mit ihm übereinzustimmen scheint, am meisten zu Hause.

San Pietro in Montorio ist die kleinste all dieser Kirchen und mit Ausnahme der Fassade später sehr verändert. Doch waren die Herren Neuerer hier pietätvoll genug, die „altmodischen“ Fresken Pinturicchios — oder seiner Schüler — nicht zu überweißen. Wahrscheinlich wurden sie durch die Ägide des Michelangeloschen Namens geschützt, nach dessen Zeichnungen hier ebenfalls eine Kapelle ausgemalt ist, von Sebastiano del Piombo. Es ist eine Geißelung Christi, darüber in der Halbkuppel eine Verklärung oder Himmelfahrt und über den Bögen ein Prophet und eine Sibylle mit Engeln. Namentlich in letzteren ist Michelangelos Geist fühlbar, die Geißelung (mit Ölfarben an die Wand gemalt) erinnert mich in ihrem ernsten, grauen, farblosen Ton am meisten an das Kolorit der Propheten in der sixtinischen Kapelle; die Verklärung ist ganz manieriert. Doch was sollen derartige Beschreibungen und Aufzählungen? „Man soll über Kunstwerke eigentlich nur reden, wenn man davor steht“, selbst Photographien sind nur ein Notbehelf, wenigstens sobald die architektonische Umgebung mit in Betracht zu ziehen ist....

Nun noch einiges über die Villa Albani, der ich ebenfalls gestern meinen Abschiedsbesuch machte. . . . Die Villa, 1758 von dem berühmten Kardinal Albani erbaut, ist unter allen Villen Roms architektonisch am strengsten angelegt und steht englischen Parkanlagen am fernsten. Terrassen mit großen Wasserbecken,

antike Statuen, wohin man sieht: auf den Balustraden, zwischen den sorgfältig geschnittenen und regelmäßig angelegten hohen Buchsbaum- und Zypressenhecken und besonders in den offenen Vorhallen des Hauptpalastes, sowie in sämtlichen Nebenbauten: Kasino, Kaffeehaus und wie sie alle heißen. Überall ein wundervoller Ausblick auf die Bergkette im Hintergrund. Beim ersten Besuch war selbst mir etwas zuviel des Guten in architektonischer Anordnung, namentlich die Zahl der weißen Marmorfiguren und Hermen auf dem dunklen Grund etwas zu groß. Ich hatte das Gefühl einer allzu reichlich mit Zucker bestreuten Fruchttorte, oder eines Kranzes, der zu viel Blumen und zu wenig Laub enthält. Aber diesmal gefiel mir alles ausnehmend gut.... Berühmt ist die Villa Albani ja durch Winckelmann. Seine Kolossalbüste, von König Ludwig gestiftet, steht unter dunkeln Steineichen, aber so kolossal, daß man unter dem Eindruck des Kolossalen und des Schreckens ganz vergißt, sich die Züge näher anzusehen. Viele der Schätze, die er damals unter sich hatte, sind in Paris geblieben, da der damalige Besitzer die Kosten des Rücktransports nach dem Friedensschluß scheute und vorzog, sie zu verkaufen. Aber noch immer befindet sich unter dem vielen Mittelmäßigen und dem vielen Schund höchst Wertvolles. Manche archaische und auch sehr schöne und graziöse archaistische Reliefs, dann das schönste griechische Relief Roms aus Phidias Zeit, genannt „die Bestrafung des Lynkeus“, das zarte Orpheus-Euridike-Relief und vieles andere. Von besonderem Interesse war für mich zweierlei: 1. die Dekoration des Kaffeehauses, eines hübschen mittelgroßen Gartensalons, voll mannigfaltiger Antiken. Hier hat der Architekt die Pilaster im Sinne der raffaelischen Loggien mit reichem, zierlichem Pflanzenornament, mit Tieren, eingelegten Tier- und Landschaftsbildern oder kleinen Stuckreliefs auf farbigem Grund verziert, ihnen aber nicht weißen, sondern hellblauen Grund gegeben und die Wandflächen dazwischen etwas dunklerblau ins Sanftgrün spielend gestrichen. Vorhänge, Tischdecken, Stühle von hellblau und schwarz gemustertem Seidendamast, gelb gefüttert — viel Vergoldung. Wie wunderschön die Antiken auf diesem Grund aussehen, be-

sonders die recht gelb angerauchten, ist gar nicht zu sagen. So warm und lebensvoll. In Neapel ist der Grund hellgrünlich. Das ist auch sehr schön. Rot — obgleich unter Umständen herrlich — wird ohne Frage viel zu viel angewendet. Man bekommt es herzlich satt. Die Figuren stehen zu satt und ausgeschnitten darauf.

Ferner sind es die beiden Originalzeichnungen Giulio Romanos zu den großen Fresken der Hochzeit von Amor und Psyche in Mantua, die mich so entzückt haben. Beide auf Papier, in sehr kleinem Maßstab, so überaus sorgfältig durchgeführt, daß man kaum glaubt, Giulio Romano wäre je so geduldig vorgegangen. Erst hier lernt man ihn recht kennen und lieben. Um diesen Besitz beneide ich den Fürsten Torlonia (den jetzigen Eigentümer der Villa) wirklich. Manchen Raffael würde ich dafür geben. Eine so liebenswürdige, lustige Phantasie, so frei, spielend und doch so streng architektonisch, so schön gezeichnet und herrlich in der Farbe, naiv wie Schwind und Ludwig Richter — und nachher hat er es so hingesaut, als ob er alle Lust daran verloren hätte!

Rom, 1. Juni 1877.

Liebe Mutter!

„Hast Du Capri gesehen? Das felsenumgürtete Eiland?“ So fragt außer Dir nun auch Onkel Heinrich, und so neugierig wie Ihr auf meine dortigen Erlebnisse sein könnt, werde ich nachgerade auf dieses Platensche Gedicht! Am ersten Abend in Neapel, da ich mit Thiersch bei Santa Lucia ans Meer hinunterspazierte und die ganze Herrlichkeit sich vor unseren — immerhin etwas erstaunten — Augen entwickelte, fragte er plötzlich: „Hast Du Capri gesehen? Das felsenumgürtete Eiland?“ Und so ging es wohl jeden Tag, den Gott werden ließ, und zuletzt noch in Amalfi hätte er sich gern für meinen Pästum-Passus aus Platens Amalfi revanchiert und fing noch einmal wieder an: „Hast Du Capri gesehen? Das felsenumgürtete Eiland?“ kam aber auch diesmal nicht weiter, sein Gedächtnis hatte alles übrige

absolut verschwitzt. So kommt's nun, daß ich diesen Vers allmählich auswendig behalten habe. . . .

Er klingt gut, ist aber grundfalsch. Bei einem „felsenumgürteten Eiland" denkt sich jedermann etwas ganz anderes, als Capri ist. Capri ist nämlich nichts als ein Felsen, der in der Mitte eine kleine Einsenkung hat und dort zu beiden Seiten ein allmählich abfallendes Ufer, so daß Boote landen können, sonst fallen die Felsen ringsum senkrecht ins Meer hinunter und jede Landung ist unmöglich.

Um aber als echter Epiker die Sache anzufassen, muß ich uns beide vor Deinen Augen erst in Pompeji aufbrechen lassen, Gildemeister seine Tasche umgeschnallt, ich mein bekanntes „Bündel" (d. i. alles Nötige ins Plaid geschnallt) auf dem Rücken. . . . Es war wohl $^1/_2$3, als wir aufbrachen und ziemlich warm, zumal der Weg schattenlos war. Aber er führte durch üppige Wiesen, die im Schmuck bunter Blumen prangten, längs des neuen Sarnokanals, der das Land auf ganz vortreffliche Weise bewässert. Nachher gabs eine staubige Chaussee mit Platanen und so kamen wir ohne große Beschwerde nach $^3/_4$ Stunden in Castellamare an. Dies ist nächst Neapel der Haupthafenplatz des Golfs (25 000 Einwohner), liegt herrlich und hat reges malerisches Hafenleben. Das sahen wir nur im Fluge, denn schon am Bahnhof, am Anfang des Ortes, wurden wir von einer Fülle von Fuhrwerksbesitzern umringt, die uns alle für „molto poco" nach Sorrent fahren wollten, lauter Retourgelegenheiten Von fünf gingen sie auf vier und drei Francs hinunter, schließlich bekamen wir sogar für zwei Francs eine hochfeine Equipage, mit drei strammen Gäulen und einem hübschen fidelen jungen Kerl, der uns den herrlichen Weg auf der schönen Chaussee immer längs des Meeresufers, bald ganz unten, bald in halber Höhe der Berge, mit einer solchen Lust dahinjagte, daß wir zum erstenmal so recht in die Eichendorffsche Taugenichtsstimmung kamen. . . . Für wenig Geld fürstlich dahinkutschieren, alle anderen Wagen überholen, bisweilen einem Bettler einen Soldo durch die nachziehende Staubwolke zuwerfen und dabei den Golf im schönsten Nachmittagssonnenschein neben oder unter

sich haben, den Vesuv behaglich qualmend, die Ölbäume silbern zitternd, die Orangen- und Zitronengärten duftend, die Weinreben schon munter und üppig rankend — das ist eine Lust!! Unser Kutscher war molto allegro — sang und juchzte so herzlich, daß auch wir bisweilen zu seiner größten Freude mit einstimmten und knallte vor Übermut mit der Peitsche, so oft wir durch einen Ort kamen oder uns ein Trupp Menschen begegnete. . . .

Der Weg läßt sich am ehesten mit dem von Ottensen nach Nienstetten oder Blankenese vergleichen, Ortschaft folgt auf Ortschaft, bebaut und bewohnt ist aber die ganze Strecke. Daß er hundertmal schöner ist, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. Es gibt ein Oswald Achenbachsches Bild (Höhenformat): vorn staubige Chaussee und das letzte Stück eines schnell dahinjagenden Wagens, man sieht noch einige Damen im Rücksitz und den Jungen hintenauf, der einigen Weibern zujauchzt, die an der Brüstung des Weges lehnen. Schöngezeichnete, durchsichtige Oliven, nur die Wipfel von der Sonne beschienen, durch deren Stämme und Zweige hindurch erblickt man das blaue Meer in der Tiefe und einige von Abendsonnengold bestrahlte Felsen und Häuser. Gerade so hatten wir es. — Als wir endlich in Sorrent anlangten, war die Sonne schon untergegangen. . . . Die Küstenbildung bei Sorrent ist ganz absonderlicher Art. Die Felsen fallen senkrecht ins Meer hinab, oben sind sie plötzlich glatt abgeschnitten, so daß die Hauptstraßen in Sorrent ganz eben sind, mit Ausnahme jener steilen Gassen, die zu den beiden Landungsplätzen am Ufer hinabführen. Um einen Vergleich zu machen, erscheinen die Felsen von Sorrent in der übrigen Küste wie eine geschorene Hecke inmitten natürlicher Bäume, die bald sanfter sich runden, bald kühner und zackiger aufragen und überhaupt auf den ersten Anblick mehr Abwechslung bieten. Bei genauerer Betrachtung ist Sorrent, namentlich an diesen zwei steil bergabführenden Schluchten, so reich und eigenartig wie nur möglich.

Es ist bekanntlich nur klein und ganz Fremdenort, d. h. besonders für Neapolitaner, die in der heißen Jahreszeit hier Frische und Kühlung suchen. Neapel liegt nach Süden, Sorrent direkt gegenüber nach Norden. So steht denn auf der Küste dem Meer

zugewendet, ein Hotel neben dem andern, alle in großen Buchstaben ihre Namen über die Fluten hin verkündend. Jedes dieser Hotels ist von üppigen Gärten umgeben, und viele haben unten am Strand ihre Badeeinrichtungen, zu denen steile Treppen hart an der Felswand hinunterführen. Als erstes Hotel gilt das „Hotel Tasso“, ein hellblau gestrichener viereckiger Kasten mit viereckigen Fenstern, dessen plumpen, dicken Mauern man anmerkt, daß es weniger modern ist als die andern. Aber daß es wirklich Tassos Geburtshaus ist oder noch Teile davon enthält — anderes ist gelegentlich ins Meer hinabgestürzt — muß man wissen, sonst käme man auf den Gedanken nicht, wenigstens ich prosaische Seele nicht. Onkel Erwin hat freilich hier einen seiner schönsten Gedanken gehabt: „Tassos Haus liegt hart auf steiler kahler Klippe, schroff über dem Meer. Die dunkelblauen Wellen scheinen unten an den Felsen anzuklopfen, hoffend wieder von jener süßen Stimme zur Ruhe gewiegt zu werden; sie heben ihre weißen Häupter, sie wollen den schlafenden Freund wecken, aber die Lorbeeren, die aus dem grauroten Felsen sprießen und in düfteschwangerer Abendluft ihre saftigen Blätter baden, winken ihnen Ruhe und singen tröstend vom ewigen Kranz und Dichterruhm: still seufzend gleiten dann die Wellen wieder hinab.“ — Ist das nicht wunderschön? Da sieht man recht, wie die Phantasie die Welt umgestalten und aus der elendesten Hütte sich ein Feenschloß aufbauen kann! Darin ist nichts Falsches, nichts künstlich Hinaufgeschraubtes, sondern nur glückliche begeisterte Stimmung, die ich sehr wohl nachempfinden kann, aber nur selten kommt sie bei mir von selbst, wenigstens bei Tassos Haus, das wir freilich im hellen Sonnenschein sahen, mit der Staffage eines im Hintergrund lungernden Kellners, kam mir nichts der Art in den Sinn. . . . Dazu kommt, daß Onkel Erwin Tasso als Dichter kannte und liebte und ich nicht, ferner stand damals noch nicht jener marmorne Theater „Marquis Posa“ auf dem Hauptplatz des Örtchens, der jetzt jedem vernünftigen Menschen den ganzen Tasso verleiden muß.

Doch zurück zu Gildemeister und mir in die piccola Sirena! Wir gingen, während das Essen bereitet wurde, in den Garten,

der von Orangen- und Rosenduft erfüllt war, aber so dicht voll niedriger Bäume stand, daß die Luft darin unfreundlich dumpf war, und wir bald auf die kleine Terrasse heraustraten, mit weiter Aussicht über das Meer. Auch hier dieselbe unheimlich stille Abendstimmung, die Sonne schon unten, der Himmel rotviolett in formlosen häßlichen Wolkenstreifen, das Meer ohne alle Wellenbewegung, regungslos wie ein ungeheurer Sumpf, gegenüber der Vesuv, dessen Dampfen überhaupt etwas diabolisch Unheimliches hat und nur dank der Glückseligkeit der Umgebung bisweilen anders erscheint — genug, ich mußte an die Ströme der Unterwelt denken, als ob hier der erbarmungslose Fährmann mit einem großen Boot angefahren kommen könnte, um stille, traurige Schattenscharen abzuholen und sie ins trostlose ewige Schweigen hinüberzuführen. Lange saßen wir da und vermehrten das Schweigen der übrigen Natur: kein Vogel sang, kein Menschenlaut scholl herüber, nicht einmal ein fernes Donnern ließ sich hören, wie man wohl hätte erwarten können, da der Himmel so gewitterschwer erschien. — Dann aßen wir gut zu Nacht, bummelten noch etwas durch die Straßen der Stadt, fanden vor dem Dom eine herrlich große mittelalterliche Loggia, an die von Florenz erinnernd, von der aus in alten Zeiten der Rat mit den Bürgern verhandelt und zu Festen sich versammelt hatte und stiegen auf schlecht beleuchteten, malerischen Treppen und Stiegen ans Ufer hinunter, an die marina grande. Da war's nun sehr schön: oben auf dem Berg gegenüber ein rotes Feuer, wie wenn ein Schloß brennen würde (es waren Köhler), unten auf dem vorletzten Treppenabsatz saß unter einer freundlich schläfrigen Laterne ein hübscher Karabiniere auf Posten, mit großen Augen ins Dunkel hinausblickend; das Wasser war schwarz, spülte sanft an die steinernen Stufen, und als wir näher hinsahen, spiegelten sich sogar die Sterne in den dunklen Wellen, viele, viele und immer mehr — und endlich kamen wir dahinter, daß es das berühmte Meerleuchten sei und daß blausilberne Perlen vom Grunde auf brodelten. Besonders wenn man darin plätschert, sprüht es wie von silbernen Funken. Wir wären gern ein Stück hinausgerudert, aber keine Seele war

mehr wach, es war zu spät. Die Boote lagen alle friedlich auf dem Ufer nebeneinander. Schließlich kam ein beleuchtetes Boot in Sicht und stieß ans Land. Es waren Fischer, ein Vater und zwei Söhne, schöngebaute junge Kerle, die ihre Netze ans Ufer zogen und beim Schein einer großen Blendlaterne untersuchten, was ihnen Schönes beschert war. Es war herzlich wenig, meist frutta di mare, so nennen sie alles mögliche und unmögliche Getier, kleine Tintenfische, Seesterne usw., die hier gegessen werden. Als sie wieder abfuhren, fragten wir, ob wir mitfahren dürften. Sie forderten sehr viel, wir boten sehr wenig, und infolgedessen machten sie sich schweigend und offenbar verstimmt wieder auf den Weg und wir auch. Es war ein tüchtiges Stück, das wir zu gehen hatten.... Nach einigem Herumirren kamen wir um $^1/_2$11 im Hotel an, schliefen gut und wachten bei trübem Wetter wieder auf. Die Sonne kam zwar spät durch, aber nur matt, weißlich und kraftlos, warm genug war's trotzdem. Den ganzen Vormittag strichen wir umher und stiegen um $^1/_2$12 in die Postbarke nach Capri, die jeden Tag fährt und Passagiere nach Capri mitnehmen darf. Früher war's per Dampfer noch billiger, ja man konnte eventuell für einen Franc, sogar umsonst, von Neapel nach Capri fahren....

Die Bootsleute waren nette Kerle; unser einziger Reisegefährte ein Großneffe von Max von Schenkendorf, ehemaliger Offizier, jetzt aber im Zivildienst angestellt, ein bescheidener, stiller, harmloser Mann, mit rotem, fidelem Gesicht. Anfangs mußte gerudert werden, nachher konnte man das Segel benutzen, aber es war im ganzen doch eine langweilige Fahrt, besonders wenn man sie mit jener herrlichen nach Amalfi vergleicht, und erst nach drei Stunden landeten wir in Capri. Wie die Insel näher und näher kommt, das ist freilich wunderschön, besonders die Ecke, die sie dem Festland zukehrt — durch Tiberius traurig berühmt — ist großartig. Von vielen Jungen, Mädchen und Kindern begleitet, die das Gepäck tragen, Blumen und Korallen anbieten, um einen bajoc bitten, oder nur neugierig sind, in welchem Hotel man absteigen wird, und die allesamt, sobald sie hören bei Pagano, einen mit einigen deutschen Brocken begrüßen

— so steigt man im Zickzack zwischen Gärten bergan, ist in einer guten Viertelstunde oben in Capri auf dem „Platz“ und in zwei weiteren Minuten im Hotel Pagano. Glücklicherweise war noch Platz, was durchaus nicht immer vorkommt. — So nun habe ich's glücklich bis Capri gebracht. Der Rest mag folgen....

3. Juni 1877.

Am Sonntag, den 3. Juni, war in Rom der bewußte große Doppelfesttag: das Jubiläum der Verfassung und das der Bischofsweihe des Papstes. Von beiden habe ich nicht viel gesehen. Das Jubiläum wurde hauptsächlich durch eine große Parade am Morgen zwischen sechs bis sieben Uhr gefeiert, von der ich leider erst nachträglich hörte. Ich hätte doch gern einmal ein größeres militärisches Schauspiel hier mit angesehen. Ich habe mich bis jetzt noch nicht recht von der Richtigkeit des allgemeinen geringschätzigen Urteils über die italienische Armee überzeugen können: „diese sei nur dazu da, um im ersten Moment Reißaus zu nehmen“ und dergl., im Gegenteil finde ich, daß die Leute, sowohl außer Dienst wie auch, wenn sie von Feldübungen heimkehrend durch die Straßen marschieren, einen ganz vortrefflichen strammen, Eindruck machen. Das nur 100 oder 200 Mann starke Corps der königl. berittenen Leibgarde, ähnlich den französischen Kürassieren uniformiert — mit langen schwarzen Roßschweifen von dem annähernd antiken Helm herabhängend — besteht sogar aus ausgesucht schönen und großen Kerlen. Wilhelm soll bei seinem Besuch in Mailand ganz erstaunt darüber gewesen sein und, fast etwas eifersüchtig gefragt haben: wie viel Regimenter gibt es davon? Worauf ihm die beruhigende Antwort zuteil werden konnte: zwei Kompagnien (oder wie viele es nun sind).

Die Hauptfeier des kirchlichen Festes fand in der Kirche San Pietro in Vincoli statt, wo Pius seinerzeit zum Bischof geweiht worden ist. . . . Ich hatte von der Hitze und dem Gestank der vielen Wachskerzen schon beim ersten Besuch so völlig genug bekommen, daß ich auf das Tedeum verzichtete. Es soll freilich sehr schön gewesen sein. Statt dessen ging ich in meine liebe Santa Maria sopra Minerva, eine Kirche, von der ich bisher

noch nichts erzählt habe. Auf den Fundamenten eines alten Minervatempels erbaut, ist sie die einzige gotische, nach deutschen Begriffen daher die „kirchlichste“ Kirche Roms. Aus der Frühzeit des Christentums existieren hier zahlreiche und zum Teil sehr große Basiliken, meist aus Bruchstücken heidnischer Tempel aufgebaut, aber nach der Karolingerzeit, wo anderwärts in Deutschland, in Oberitalien usw. die großen romanischen Dome entstanden sind, scheint sich in Rom nichts gerührt zu haben — wenigstens ist nichts davon erhalten, und aus der Blütezeit der Gotik, wo in Florenz im Laufe weniger Jahre die drei größten Kirchen in Angriff genommen wurden, besitzt Rom eben nur diese eine Dominikanerkirche. Die frommen Herren holten sich ihre baukundigen Kollegen aus Florenz zu Baumeistern: Fra Sisto und Fra Ristoro, die dort Santa Maria Novella gebaut hatten (die Dominikaner zeigen sich auch in ihrem Talent für bildende Kunst als Vorläufer der Jesuiten). Die Kirche sieht denn auch der florentinischen sehr ähnlich, nur ist sie noch etwas gedrückter in den Verhältnissen, und in Deutschland gibt es viele hundert, die schöner sind. Von außen ist natürlich nichts Gotisches mehr daran zu sehen. Aber sie ist sehr wohnlich durch die vielen schönen Grabmäler und sonstigen Kunstwerke in den Nebenkapellen und durch ihr — fast zu tiefes Dämmerlicht — während alle anderen Kirchen Roms hell sind, obenan St. Peter. Eins ist mir besonders aufgefallen: daß nämlich all die schönen Grabmäler aus der guten Zeit nicht nur von Florentinern gearbeitet sind (Mino da Fiesole und Schüler), sondern daß dieselben auch, meistens mit Ausnahme einiger Bischöfe und Kardinäle, Florentinern, Sienesen und Pisanern gesetzt wurden, die, sei es auf der Reise oder bei längerem Aufenthalt in der Fremde hier gestorben sind. Die Römer scheinen erst später Geschmack an diesem kunstsinnigen pietätvollen Luxus gefunden zu haben, nachdem er durch eine Reihe von Päpsten zum guten Ton erhoben war, aber freilich war die Blütezeit der Kunst da auch bald vorbei. Ein Grabmal dieser Kirche ist besonders hervorzuheben: ein schlichter Grabstein von mittelmäßiger Arbeit jetzt in die Wand eingelassen: Fra Angelico da Fiesole, der vom Papst Nicolaus V.

nach Rom berufen, um ihm im Vatikan eine Kapelle auszumalen, hier im Kloster seines Ordens wohnte und gestorben ist.

Der Hauptaltar steht wie in so vielen gotischen Kirchen Italiens nicht hinten im Chor, sondern allen sichtbar, ganz vorn. Heute war er besonders schön angeordnet: die plumpen großen Zopfkandelaber und künstlichen Blumensträuße waren entfernt und statt dessen eine große Menge zierlicher schlanker Wachskerzen sehr geschmackvoll und stilvoll aufgebaut, welche in dem dunklen Raum zu voller, schöner, fast weihnachtlicher Wirkung kamen, trotzdem der helle Sonnenschein sich von außen auch in einige Nebenkapellen hineinstahl. Etwa vier Schritte vor dem Altar kniete ein schöner junger Geistlicher in weißer Kutte im stummen Gebete wohl eine halbe Stunde lang. . . . Es war eine der schönsten Zeremonien, die ich je gesehen habe: der Altar im Schmuck und vollen festlichen Lichterglanz, die Kirche von Andächtigen gefüllt und dann stellvertretend ein einziger junger Geistlicher in schweigendem Gebet. Wie schön sind diese knienden Gestalten in geistlicher Tracht, demütig, schlicht und vornehm!

Zu beiden Seiten des Altars stehen große Marmorfiguren: links der berühmte Christus von Michelangelo, rechts ein moderner guter St. Johannis Baptista. Ich weiß nicht, ob Ihr diesen Christus kennt? In Weimar ist er im Abguß, man kann ihn dort besser sehen als hier in der beständigen Dunkelheit Er hat eigentlich nie viel Eindruck auf mich gemacht, aber als dunkle Silhouette vor diesem strahlenden Hochaltar wirkte er heute von meinem Standpunkt aus, mit seinem großen Kreuz ganz prächtig. Es war zu voll, um ohne Anstoß mein Skizzenbuch herauszuziehen, und aus der Erinnerung brachte ich nichts zusammen, so deutlich und schön der Gesamteindruck mir auch im Gedächtnis geblieben ist und bleiben wird: vorn im milden Dämmerlicht stand bis zu den Stufen des Altars hinauf die andächtige Menge. Groß und ernst, tiefschwarz, über ihr aufragend, die Christusgestalt, dahinter der Altar mit seinen vielen Kerzen, die sich in der graupolierten Marmorwand wiederspiegelten. Der weiße Mönch schwach vom warmen Kerzenlicht beschienen.

Hinter ihm Dämmerung, aber allerlei Gestalten, Menschen, Grabmäler usw. belebten sie, etwas nach rechts fiel ein lustiger Sonnenstrahl in eine bunt ausgemalte, von Gold und fröhlichen Farben schimmernde Kapelle, quer über eine von Engeln umgebene, gen Himmel fahrende Madonna (von Filippino Lippi). Doch was nützt die Beschreibung dem, der es nicht gesehen hat!

Diese Kapelle ist übrigens höchst interessant, sowohl in ornamentaler Skulptur wie in Malerei. Der architektonische Teil des einen großen Wandbildes gehört zum Schönsten in seiner Art; ich habe ihn auch skizziert. Die Figuren sind eigentlich mehr sachlich als künstlerisch von Interesse. Dargestellt ist der Triumph des Thomas von Aquino, der von vier alten frommen Damen umgeben auf einem großen Thron sitzt und den „Unglauben“ mit seinen Füßen aufs Jämmerlichste vermöbelt. Ihn selbst kostet es gar keine Anstrengung, er ist sogar kreuzfidel dabei. Im Vordergrund stehen, gefesselt, alle möglichen Ketzer, Arius usw. und sehen trübselig auf die Bücher, die zu ihren Füßen liegen und in denen ihre nach modernen Begriffen sehr einleuchtenden Errores zu lesen sind.

Die Kirche ist mit großer Liebe restauriert worden; wäre sie heller, so würde man sich gewiß oft über die vielen Bummel ärgern, jetzt stört nichts sonderlich, mit Ausnahme der grellen überlebensgroßen Figuren in den Glasfenstern des Chors, die sehr unecht wirken, wenn sie auch gut gezeichnet sind. Dies sind die einzigen farbigen Glasfenster in Rom, mit Ausnahme der neuen in der englischen Kirche und der ebenfalls neuen, aber nur mit leichten Ornamenten versehenen in der deutschen Kirche Santa Maria dell 'Anima, welche jetzt von einem der vielen Seitz aus München (es ist ja eine ganze Malerfamilie) nach meinem Dafürhalten musterhaft restauriert wird. Diese spezifisch deutsche, jetzt unter österreichischem Protektorat stehende, natürlich katholische Kirche ist nur mittelgroß, aber sehr hübsch. Sie stammt aus dem 15. Jahrhundert. . . . Die Fassade schlicht und groß soll von Antonio da Sangallo d. Ä. sein. Sie liegt in gleicher Flucht mit den Privathäusern. Innen sind hohe, schlanke, viereckige Pfeiler, die mir ungemein gefallen und manch inter-

essante Grabmäler, alles Deutsche oder Holländer. Unter ihnen sogar ein Landsmann, Herr Holsten aus Hamburg, im 17. Jahrhundert hochgeehrter Oberbibliothekarius seiner Heiligkeit. Das Grabmal ist künstlerisch wertlos, doch befindet sich eine Wiederholung (oder das eigentliche Original) des großen Bronzereliefs, welches den Hauptschmuck bildet, im Museum von Neapel und gefiel mir so gut, daß ich's, ohne zu ahnen, daß es patriotisches Interesse für mich hat, noch am letzten Tage dort eilig skizziert habe. Das glänzendste und interessanteste Grabmal ist das des armen Hadrian VI. Wie wenig paßte doch der stille, redliche pedantische Mann damals auf den päpstlichen Stuhl. Gewiß, er tat gut, bald zu sterben, viel Freude hätte er nicht daran gehabt. Charakteristisch ist's auch, daß er hier unter seinen Landsleuten begraben liegt und nicht in St. Peter, wo sich die meisten anderen Päpste ihre Grabmäler selbst schon bei Lebzeiten herrichten ließen oder von ihren Nachfolgern gesetzt bekamen. Diesen hat ein Kardinal, der mit ihm aus Holland gekommen war und ebenfalls hier begraben liegt, im Peter wieder ausgegraben und hier zur Ruhe bringen lassen, ihm auch das prächtige Grabmal gesetzt (von Peruzzi entworfen und von Tribolo und anderen ausgeführt). Recht friedlich liegt der alte Herr jetzt da, stützt sein müdes Haupt in die linke Hand, und die „Tugenden“ stehen wie bei allen anderen Papstgräbern langweilig in den kleinen Nischen ringsum. Unten ist ein großes Relief: wie er in Rom ankam; das für bildliche Darstellung wohl einzig geeignete Faktum seines kurzen Pontifikats. . . . Der nüchterne alte Herr wäre vermutlich sogar über die Pracht des eignen Grabmals entsetzt gewesen! . . . Doch wohin komme ich? Bei Briefen aus Rom schwatze ich eine lange Seite von dem Hauptgegner der römischen Kunstblüte! — Ich wollte eigentlich nur erzählen, mit welch inniger Freude ich diese Seitzsche mit echt deutscher Pietät und Gründlichkeit unternommene Restauration betrachtet habe! Die Gewölbe mit zierlichem, reichfarbigem und vergoldetem Ornament bedeckt wirken so fein, so wenig bunt (obgleich so lebhafte Farben angewendet sind wie nur möglich) wie die alten Sachen, die Glasfenster ebenfalls einfach und angenehm; über-

haupt wird alles Vorhandene, was irgend Berechtigung hat, gelassen und ohne allen Purismus vorgegangen.

Heute . . . nahm ich noch kurzen Abschied von den beiden nahe gelegenen großen Jesuitenkirchen: il Gesù und San Ignatio. Erstere ist älter und schöner, noch von Vignola, die andere auch sehr würdevoll und einigen meiner Architektenfreunden besonders lieb. . . . Beide sind natürlich überaus reich dekoriert, namentlich die Kuppel und Plafondsmalerei ganz virtuos. Aus der einen Decke „Triumph des Namens Jesu“ stürzt ein Schwarm von Teufeln und Verdammten von Racheengeln gejagt, in wilder Flucht kopfüber über den Rahmen des Bildes weg, in die Steinarchitektur hinunter. Das ist technisch so brillant gemacht, auch die einzelnen Figuren und Gruppen von solcher Rubensscher Kraft und Lebendigkeit, daß erst einmal einer kommen soll, um das nachzumachen. Ebenfalls im Gesù befindet sich in einem Querschiff der prächtigste und kostbarste Altar, den es wohl gibt, dem S. Ignatius Loyola geweiht. Die edelsten Marmorarten, Metalle und namentlich Lapislazuli sind daran verschwendet. Übrigens ist er auch künstlerisch gar nicht ohne. Zu beiden Seiten stehen überlebensgroße Gruppen: 1. der siegreiche Glaube, der die Schlange zertritt, ein ungläubiger König, der sich den hinabzerrenden Armen des Unglaubens entwindet, strebt andachtsvoll zu ihm empor; 2. wieder der siegreiche Glaube, die Ketzer zerschmetternd. Die erste Gruppe gehört zu den klarsten und besten Allegorien, die ich kenne, und ist wirklich, von den etwas barocken Einzelformen abgesehen, voll Leben und Schönheit. In den untergeordneten Stuckdekorationen mit Kränzen und Putten leistete jene Zeit das Allervorzüglichste und wird noch immer nicht ganz nach Gebühr geschätzt, z. B. gibt es so außerordentlich weniges der Art in Photographie, während jede noch so langweilige Antike in allen Formaten zu haben ist. Glaubt nicht etwa, daß ich die Antike oder die Werke des Mittelalters nicht nach Gebühr schätze, ich sage nur, die Photographen und das große von den Reisebüchern geleitete Publikum beachtet jene mit dem billig abzuurteilenden Namen der „Barockzeit“ behafteten, kleinen Meisterwerke noch lange nicht genug. Und gerade

diese Jesuitenkirchen Roms bieten so viel Schönes! Eine Madonna z. B., die das Kind zu dem inbrünstig betenden Ignatius sich herabneigen läßt (ganz hoch als Wandflächenfüllung angebracht), ist so lieblich und hoheitsvoll, daß sie sich mit dem Berühmtesten messen könnte; oft habe ich sie betrachtet, aber so oft ich anfangen wollte sie zu zeichnen, ging neben mir eine Messe vor sich, so daß ich wieder einpacken mußte. — An einem der letzten Tage in S. Maria Minerva jedoch forderte der Ministrant, als ich beim Beginn der Messe in eine kleine Nebenkapelle gehen wollte, mich freundlich auf, den Platz zu behalten und mich nicht stören zu lassen, was ich denn auch tat. So tolerant ist man hier!

Von diesen Jesuitenkirchen aus ging ich auf das mit Flaggen geschmückte Kapitol, dessen Sammlungen jedoch, wie ich mir schon halb gedacht hatte, zur Feier des Tages geschlossen waren. Was macht Ihr Euch für einen Begriff vom Kapitol? Gar keinen? Oder einen falschen? Ich machte mir, ehe ich es sah, eigentlich gar keinen, und jedenfalls darf man sich keinen zu imposanten machen. „Hinauf aufs Kapitol!“ das klingt so wundervoll großartig, daß die Wirklichkeit enttäuscht. Von der modernen Stadt aus steigt man auf breiten niedrigen Stufen eine Rampentreppe hinauf, an deren unterem Ende zwei rote ägyptische Porphyrlöwen liegen, während oben Kastor und Pollux, riesengroße antike Figuren neben kleinen Pferden stehen. Nun ist man auf einem mäßig großen Platz, an dessen drei anderen Seiten je ein stattlich großer Palazzo steht: geradeaus der Senatorenpalast mit hochansteigender Freitreppe und einem großen Brunnen davor, von zwei kolossalen antiken Flußgöttern eingefaßt, und rechts und links einer genau wie der andere, der Konservatorenpalast und das kapitolinische Museum, beide nach Michelangelos Entwurf erbaut, stellenweise wuchtig schön, im ganzen aber doch ohne rechte Harmonie: das Gesims ist so schwer und der Unterbau fehlt so ganz, daß es aussieht, als hätte die Steinmasse von oben das ganze Ding um einige Meter in die Erde gedrückt. — In der Mitte dieses Platzes steht das antike bronzene Reiterstandbild des Marc Aurel, dessen ehemalige Ver-

goldung noch deutlich sichtbar ist.... Mit diesem kleinen Platz und seinen drei Palästen ist jedoch der kapitolinische Hügel noch nicht erschöpft, vielmehr ist dies erst das mittlere Drittel desselben. Nach rechts und nach links ist noch Raum für andere Baulichkeiten, und diese beiden Ecken sind außerdem höher als die Mitte. Rechts, mit weiter Aussicht auf das ganze Tibertal, an der Stelle des alten Jupitertempels, liegen die Gesandtschaftsgebäude des deutschen Reiches: der Palazzo Caffarelli, wo Keudell wohnt, mit Garten, Stallungen usw., dann das neue, berlinerisch nüchterne, aber doch ein gewisses Etwas von Schinkelscher Vornehmheit bewahrende Gebäude des archäologischen Instituts, mit offener Loggia, weit über die Lande schauend, sowie einige, meist von Archäologen bewohnte Privathäuser. Links, an der Stelle der alten „Burg" von Rom, eine alte mit antiken Säulen erbaute Basilika (S. Maria Araceli) mit Kreuzgängen und Nebengebäuden. — Unmittelbar hinter dem Kapitol geht es steil hinab aufs alte Forum und den ganzen Komplex der alten Stadt; die Ausgrabung ist im Gange, kommt aber infolge der geringen Mittel nur langsam vom Fleck, genau wie in Pompeji. Ich finde das ganz gut: mögen spätere Zeiten auch das Vergnügen haben, etwas zu finden, denn einmal muß es ja doch alle sein. Und gefunden wird immerhin genug, um die Kennerwelt in Spannung zu erhalten. Während meines Aufenthaltes ist allerlei ausgegraben worden....

Die Gegend zwischen Kapitol und Tiber hat ganz den Charakter einer kleinen Vorstadt. Da stehen zwei antike Tempelchen, ein rundes und ein eckiges, ganz leidlich erhalten, uralte kleine Kirchen, große öde Plätze, enge Straßen, ein einsamer großer Tritonenbrunnen steht halbzerschlagen auf einem sonnigen Platz und wirft einige spärliche Wasserstrahlen in die gewaltigen Quaderbecken, und im schmalen Schatten auf den Stufen des Rundtempels schlafen halbnackte Bengel oder eine zottige Ziegenherde mit ihrem ebenso zottigen Hirten: so ist dies vielleicht malerischste Quartier Roms. Dort ist auch eine nette, billige, kleine Kneipe, wo man unter schattigem Strohdach sitzend, auf die gelbe sonnige Flut des Tiber hinabsehen kann, Wein, Brot,

Eier und Schinken bekommt und die seltenen Spaziergänger beobachtet, die über die alte Brücke gehen, oder die treibenden Netze der Flußfischerboote, welche zwischen den Pfeilern der Brücke ankern und . . . nie auch nur das kleinste Fischchen zutage fördern. — Dort also saß ich, aß, trank, skizzierte, und die übrigen Gäste spielten Boccia oder Karten und waren so still und harmlos vergnügt dabei, so fern von allem Streit und Zank, der beim Kartenspiel bei ungebildeten Leuten bei uns doch selten ausbleibt, daß es wirklich eine rechte Freude war. Echt römische Sonntagsnachmittagsstimmung! So war die Uhr gegen vier geworden. Ich schlenderte über den großen sonnigen Platz und konnte nicht umhin, in die alte Kirche S. Maria in Cosmedin oder Bocca della Verità hineinzugucken, obgleich ich sie schon zur Genüge kannte. Es ist eine jener alten, aus antiken Säulen und Kapitellen aufgebauten Basiliken, mit schönem farbigem Marmorboden; besonders interessant dadurch, daß der Altar, die, beiden Ambonen (d. h. die Pulte rechts und links vor dem Altar, von denen aus hier die Episteln, dort die Evangelien vorgelesen wurden), der Osterleuchter usw. noch aus alter Zeit in frühmittelalterlichem Stil so vollständig erhalten sind wie in nur wenig alten Kirchen. — Hier bot sich mir ein wunderhübsches Bild: es war Sonntagsschule oder Christenlehre, oder wie mans nennen will in der Kirche. In Abteilungen von 12 bis 20 saßen gesondert die Großen, die Kleineren und die ganz Kleinen, an der einen Seite die Mädchen, an der andern die Knaben, in einzelnen Karrees von Bänken in der Kirche verteilt, teils von jungen Geistlichen, teils von Nonnen unterrichtet, alle ganz still und heimlich in dem schönen kühlen Raum, und ein freundlicher, dicklicher, alter Pfaff ging von einer Abteilung zur anderen, um Ordnung zu halten. Sehr aufmerksam waren die Gören nicht, im Gegenteil, sie schwatzten und kicherten fortwährend zusammen und die kleinen Mädchen schwangen ihre Fächer mit dem größten Eifer. Aber hübsch war es! Besonders die Schar, die sich vor dem Altar zwischen den alten, graugelben Marmorambonen und auf den Stufen desselben niedergelassen hatte, lauter fidele hübsche, kleine Mädel mit blitzenden Augen, in bunten Sonntags-

kleidern und in ihrer Mitte die schlichte, schwarze, junge Nonne mit ihrer großen, schneeweißen, abstehenden Haube. — In Süddeutschland geschieht es auch, wie mein Schwabe mir sagte, daß die Sonntagsschulen in der Kirche stattfinden, vielleicht auch bei uns auf dem Lande, aber warum nicht in der Stadt?! Bei uns, wo die Kirchen leider nur zum Predigthören da sind und dann gleich wieder geschlossen werden, entfremdet sich die Mehrzahl der Bevölkerung ganz selbstverständlicherweise der Kirche immer mehr. Stünden sie immer offen, so würde mancher hineingehen und sich an der Feierlichkeit der Räume, dem frommen Sinn der Väter, die ihn schmückten, erbauen und mehr Teilnahme für Religion in sich aufnehmen; besonders sollte man die Kinder schon früh mit dem Gotteshaus vertraut machen, so daß sie sich darin zu Hause fühlen und es nicht bei der Konfirmation zum ersten Mal zu sehen bekommen. „Die Protestanten haben ihren Gott eben nur für Sonntag und müssen jedesmal einen kleinen Anlauf nehmen, wenn sie zu ihm wollen; die Katholiken aber haben ihn stets zur Hand, er ist ihnen ein vertrauter Freund, dem sie auch jedes kleine Anliegen ungeniert anvertrauen können“, hat ein katholischer Freund zum alten Perthes gesagt, der mehrfach darauf zurückkommt. Seine Caroline freilich ist gar nicht damit einverstanden und ordentlich erregt darüber, daß ihr Perthes es „nicht ohne“ gefunden hat.

Diese alte Kirche hat ihren Beinamen Bocca della Verità, Wahrheitsmund, von einer großen Fratze, die in der Wand der Vorhalle eingemauert ist . . . und von der man früher glaubte, daß, wenn ein Meineidiger seine Hand in diesen Mund steckte, er sie nicht wieder hinausziehen könne!

Von dort ging ich nach dem Aventin. Dieser Hügel, ehemals vom „Volk“ bewohnt, hat eigentlich die schönste Lage unter allen sieben Hügeln Roms, aber schon im Mittelalter war er ebenso verlassen wie heute. Die Luft soll schlecht sein — durch die Nähe des Tiber vielleicht? Aber gerade daß man von ihm aus auf den Fluß hinabschaut und seinen Schlangenlauf weithin verfolgen kann, ist so schön. Es stehen vier oder fünf große Kirchen auf dem Hügel, neben den meisten Klosteranlagen,

sonst nichts als Gestrüpp, Gärten und Gemüsebeete. Ich habe nur die eine Kirche gesehen, Santa Sabina, und bin in die übrigen nicht mehr gekommen. Überhaupt war dies in der ganzen langen Zeit mein erster und mein einziger Besuch auf dem Aventin. Santa Sabina ist, seit der alte San Paul abgebrannt ist, die größte unter allen römischen Basiliken. Die gewaltigen 24 Säulen mit gut erhaltenen korinthischen Kapitellen stammen alle aus einem Tempel, während man sich sonst oft zusammensuchte, was man gerade fand, so daß manchmal eine Säule doppelt so dick ist wie die daneben stehende und ionische und korinthische Kapitelle wechseln. Ist dies oft sehr lustig und malerisch, so wirkt dies Gleichmaß natürlich feierlicher und großartiger. Sonst ist die Kirche ziemlich kahl, bemerkenswert darin ist nur ein kleines Altarbild von Sassoferrato, welches man für ein gutes modernes Bild (etwa vom Düsseldorfer Heiligen-Müller oder von einem Belgier oder Franzosen) hält, ehe man weiß, daß es 200 Jahre alt ist.

Das Schönste an Santa Sabina ist der Garten, mit der Aussicht auf Rom, den Tiber, der hier ein paar Dutzend Segelschiffchen trägt und die weite Ebene, in ihrer großartigen unfruchtbaren Öde. Schön und lieblich, aber recht wehmütig ist's hier oben. Nie habe ich so deutlich die Empfindung von Roms versunkener Herrlichkeit gehabt wie hier. Die antike Welt hat wunderbarerweise keine Spuren auf dem Aventin zurückgelassen — und doch war er der lebhafteste, dicht bevölkertste Stadtteil, reich an Tempeln und Heiligtümern; das Mittelalter, welches hier zwar kein wirkliches Leben geschaffen hat, aber doch große Kirchen und bedeutende Klöster, ist auch dahin, die Kirchen sind kahl, die Klöster leer, die Gärten verkommen, die Lauben und Latten für den Wein werden morsch, brechen und niemand ersetzt sie durch neue. Unkraut wuchert überall, nur einzelne Rosen und silberweiße, schlanke Lilien ragen noch daraus hervor. Unten die Stadt lag tot und schweigend da, auf dem Fluß, in den Straßen keine Seele, nur in der Ferne ragte St. Peter groß und stolz in die Höhe. . . .

Der Abend war feierlich schön wie so viele hier in Rom.

Großartige dunkle Wolken bildeten sich bei Sonnenuntergang, dann lag die Stadt grau und kalt wie eine Leiche da, und über ihr glänzte der Himmel in den prächtigsten Purpurfarben. — Beim Hinuntergehen fragte ich zwei Franziskaner, die den gleichen Weg gingen, nach dem Namen einer kleinen Kirche am Wege. Sie gaben mir Auskunft, und der eine, ein alter Mann mit feingeschnittenem, nordisch-blassem Kopf und hellen, großen, blauen Augen fragte mich: „Sie sind wohl ein Deutscher? Da ssind wir, wenn auch nicht Landsleute, sso doch Nachbarn: ich bin von Kjöbenhavn.“ Es war ein netter, feiner, alter Mann, aber etwas ungemein Wehmütiges lag über ihm, obgleich er für sein Alter frisch und gesund aussah und nicht klagte. Aber er war so apathisch, resigniert, ohne Spur von Begeisterung, als ich die Rede auf den heutigen Festtag brachte und fragte, ob er in S. Pietro in Vincoli gewesen sei: „Nein, da ist es sso voll und sso heiß und sso vielen Swindel, der nichs für mich alten Mann ist.“ — Am Forum trennten wir uns, ich ging zur Stadt ins Leben, er mit seinem Genossen auf den Palatin, „da ist mein Kloster S. Bonaventura, Ssie werden die sswei ssjönen Palmen gewiß schon gessehen haben, die oben bei uns wachsen.“ — Freilich hatte ich die zwei Palmen schon oft gesehen, meist wenn der Abendhimmel goldig grün hinter ihnen flimmerte und sie ihre Kronen sanft bewegten und neigten. Dies stille kleine Kloster da oben, der einzig bewohnte Platz zwischen den großartigen Trümmern der Kaiserpaläste war mir immer als ein besonderer Ort des Friedens und Ausruhens erschienen.

Am nächsten Abend hörte ich Näheres über den alten Mönch. Er war Maler gewesen und Protestant, aus Überzeugung übergetreten und Franziskaner geworden. Pater konnte er nicht werden, dazu fehlte ihm die gelehrte Vorbildung, aber als Frate gewann er bald eine sehr angenehme Stellung, da er dem Kloster durch seine Heiligenbilder Geld einbrachte, die er weder gut noch schlecht, aber mit Liebe und Freude malte. Man gab ihm Dispens von allen harten Obliegenheiten, entband ihn, als er älter und seine Gesundheit schwankend wurde, vom frühen Aufstehen und baute ihm schließlich ein schönes großes Atelier.

Dort hat der Maler Ludwig, der mir dies erzählte, ihn mehrfach besucht und jedesmal den Eindruck eines friedlichen, glücklichen Greisenalters mit heimgenommen. Aber nun kam das Jahr 70 und das rigoristische Vorgehen gegen den Klerus. Die Zahl der Mönche dieses Klosters wurde zwar nur unwesentlich beschränkt, aber ihnen wurden alle besseren Räume genommen und Douaniers ins Kloster gelegt, das verrufenste Corps aller italienischen Beamten, die da oben mit ihren gemeinen Weibern eine Sauwirtschaft trieben. Auch das Atelier ist mit Beschlag belegt, steht zwar ganz leer und unbenutzt da, aber der alte Mann darf nicht hinein und malt nun oben auf dem Boden, in einem kleinen unfreundlichen Winkel weiter. . . . Daß die Leute doch nicht so ganz Unrecht haben, wenn sie von einer „Verfolgung der Kirche“ reden, zeigt dieser Fall. Es ist immer das alte Lied: die Großen, gegen die derartige Gesetze gerichtet sind, trifft es nicht, sondern die Kleinen, die nichts verschuldet haben und denen man — wenigstens die wirklich Gebildeten — nichts zu Leide tun wollte! Es ist verwunderlich, wie viel Leute ich hier kennen gelernt habe, die, obgleich völlig frei über religiöse Dinge denkend, doch den Klerus sehr in Schutz nehmen und aufs äußerste empört sind über die moderne Regiererei hier zu Lande, welche, wenn auch gewiß von besseren Grundprinzipien ausgehend, doch in der Ausführung so viele Bummel und Taktlosigkeiten begeht, und in der Regel durch ihre kleinlichen, dummen, frivolen und ehrlosen Beamten einen Zustand herbeiführt, dem der frühere mit all seinen Fehlern in mancher Hinsicht vorzuziehen gewesen sein soll. . . .

Rom, 4. Juni 1877.

Lieber Onkel Heinrich!

. . . Die kirchlichen Hauptfestlichkeiten konzentrierten sich am Fronleichnamstag in S. Pietro in Vincoli. . . . Es ist eine mittelgroße Basilika mit 20 antiken, ausnahmsweise dorischen Säulen, sonst aber ein so fader, armseliger Zopfbau, wie kaum ein anderer in ganz Rom, was viel heißen will. Im Querschiff

aber steht das Grab Julius II. mit dem Moses, der grimmig aufzufahren scheint, als wollte er aufspringen und wie ein Simson den jämmerlichen Bau zusammenreißen, der ihn einengt. — Die Kirche war schon seit 14 Tagen in modern katholischer Weise geschmückt, d. h. durch rote Gardinen, goldene Flitter, in den Kannelierungen der Säulen (was nicht schlecht aussah), und zahllose ordinäre Glaskronleuchter in eine prächtige Festhalle oder in einen Tanzsaal verwandelt worden, nur die Ecke des Moses hatte man doch nicht anzutasten gewagt. Pfaffen, Pilger, neugierige Römer und Bettler drängten sich. Es wurde gepredigt, kokettiert, geschwatzt, gelacht, vor allem aber geschwitzt, denn die Luft war fürchterlich: alle Fenster verhängt, statt dessen wohl tausend Wachskerzen und ein fortwährender, dicht gedrängter Menschenstrom, das genügt! Am eigentlichen Festtag habe ich deshalb gar nicht versucht hinzugehen, obgleich die Musik sehr schön gewesen sein soll. Jetzt verläuft sich die Pilgerschar allmählich!

Am 1. Juni machte ich meinen Abschiedsbesuch in der Farnesina. Herr Chigi aus Siena hat sie sich bauen lassen. Herr Chigi war, was heutzutage die Torlonias sind, Bankier der Päpste. Vermittelst dieser Stellung erreichte er auch, was meines Wissens kein anderer Privatmann erreicht hat, daß Raffael ihm in zwei verschiedenen Kirchen seine Kapellen ausschmückte und sich obendrein zur Ausmalung dieses Sommerhauses verstand. Einem so einflußreichen Mann konnten selbst Julius II. und Leo X. es nicht abschlagen, so eifersüchtig sie auch sonst auf die Werke ihres Lieblings waren.

Das Haus liegt in Trastevere, sein mittelgroßer Garten stößt an den Tiber. Es liegt noch in der Stadt, aber doch außerhalb des Verkehrs, früher wohl noch einsamer als jetzt. . . .

Die Architektur ist von Baldassare Peruzzi, einfach und anspruchslos, meist Backsteinbau, aber von sehr anmutigen Verhältnissen. Peruzzi ist nächst Bramante der Hauptbaumeister in der Hochrenaissance Roms. Kirchen von ihm kenne ich nicht. Überhaupt wurden ihm selten Aufgaben zuteil, bei denen er so recht aus dem Vollen arbeiten und sich gehen lassen durfte.

Sogar hier scheint das Material zu zeigen, daß er sparen mußte, und in seinem Hauptbau, dem Palazzo Massimi, hatte er mit anderen Schwierigkeiten zu kämpfen, nämlich mit dem Platz in einer engen krummen Straße. Aber gerade da bewährte sich sein Talent glänzend, er baute im Untergeschoß eine gebogene Säulenhalle, die in meinen Augen so schön ist wie nur irgend etwas von Bramante. Am liebsten ist mir ferner noch ein dritter kleiner, schlecht gelegener und jetzt ganz verbauter Palast (Linotta): unten Rustika, die ich so gern habe, oben Back- und Sandstein. . . . Peruzzi war zwei Jahre älter als Raffael und stammte aus Siena — daher vielleicht Chigis Bestellung. — Er war auch Maler. Sonderlich gute Bilder kenne ich von ihm nicht, aber manche hübsche dekorative Sachen, so die Decke des zweiten Zimmers der Farnesina und im ersten Stock eine Serie richtiger „Architekturbilder", wohl das früheste Beispiel dieses Genres, aber die bekommt man nicht zu sehen. Der jetzige Besitzer der Farnesina zeichnet sich nämlich nicht gerade durch Liebenswürdigkeit aus. Daß er sein Haus nur zweimal monatlich zeigt, will ich ihm nicht verdenken, auch, daß er den ersten Stock nicht sehen läßt, noch entschuldigen, aber daß er in den zwei zum Empfang der Fremden geöffneten Zimmern alle Stühle und Sofas mit den Sitzen gegen die Wand umdreht, so daß man sich auf die Fensterbank setzen muß, wenn man alles in Behaglichkeit betrachten will, das ist knotig. Ganz anders Torlonia, der seine Villa Albani für jeden Dienstag Nachmittag extra zurechtmachen, Polster auf die eisernen Gartenstühle legen und die Überzüge von den Damastsesseln entfernen läßt. Da kommt man von vornherein in eine freudig festliche Stimmung. — In der Farnesina müßte nun erst recht alles geschehen, um einen in diese zu versetzen! . . . Denn wie vieles fehlt, damit Raffaels Werk hier wirke wie es sollte! Von den jetzt durch Fenster geschlossenen, früher offenen Bögen will ich ganz schweigen, obgleich es sehr wesentlich ist. Aber daß die lustige Götterwelt nicht mehr auf die glänzenden Feste der ersten Gesellschaft des damaligen Rom herabsieht, auf die strotzenden, prächtigen Gewänder üppig schöner Weiber, auf geistvolle Prälaten in farbigen Talaren, auf

ritterlich elegante, zierliche Kavaliere und Künstler, auf strahlende Tafeln, überladen von Goldgeschirr, Blumen, Früchten und bunten Schaugerichten, sondern, daß sie jetzt eine philiströse, praktisch reisemäßig gekleidete Gesellschaft unter sich sehen müssen, die müde und halb verdrießlich am Boden hockt, ihren Baedeker oder Murray vor der Nase hat und darin Aufschluß über die Bedeutung jeder einzelnen Szene sucht, und wie verrückt hinaufopernguckert — das ist traurig. — Operngläser sind hier schon gar nicht am Platz; denn bekanntlich ist nur die Komposition von Raffael, und Giulio Romanos Ausführung, wenn auch besser als viele seiner eignen Sachen in Mantua, doch so, daß man schon ohne Opernglas Mängel genug bemerkt. Wer darauf ausgeht, Unschönheiten der Zeichnung im einzelnen zu finden, der hat hier reichlich Gelegenheit — hat man sie doch auch in Raffaels eignen Sachen!

So viele glauben, Raffaels Größe bestände in seiner „Richtigkeit“, „Fehlerlosigkeit“ usw. und seine Größe liegt doch ganz wo anders! Für mich liegt sie auch hier wie überall besonders in der genialen Gesamterfindung, in dem richtigen Gefühl für das, was in diese Räume paßt und die Stimmung, die darin herrschen soll, erhöht und belebt. Fürs Leben hat er sie geschaffen, für fröhliche, kluge, glückliche, reiche, sorglose, schöne, verliebte, naive Menschen. Die sollten sie erfreuen und beglücken! Für Galeriekenner, Kunstzergliederer, Operngläser malte er sie wahrhaftig nicht.

Im einzelnen kennt Ihr sie ja. Wie manches so vollendet schön, anderes nur bedingt zu bewundern ist, besonders die beiden Deckenbilder, die wie Teppiche zwischen der Blumenarchitektur ausgespannt sind, das brauche ich nicht zu erörtern: aber der Gesamteindruck dieses luftigen Blätterbaus, nicht zu zierlich, nicht zu plump, durch dessen Öffnungen der blaue (roh übermalte) Himmel hereinscheint, auf dessen Grund all jene seligen Göttergestalten schweben und handeln, das ist ewig schön und nachahmungswert.

Die Wände sind mit imitierten Teppichen bespannt, hellgraubraun, schlicht gemustert, mit gobelinartig-verschossener,

breiter Fruchtkranzborde und bunten Wappen in der Mitte. Mir gefällt das sehr gut, und ich kann mir sehr wohl denken, daß es ursprünglich ebenso oder ähnlich war. Zwischen dem bunten Treiben der Gesellschaft unten und dem bunten Göttergewimmel oben verlangt das Auge eine ruhige, nur ganz anspruchslos geschmückte Fläche, auf der es ausruhen und sich erholen kann.

Wie Raffael sich das zweite Zimmer gedacht hat, ist unbekannt. Nichts würde mich mehr interessieren als authentische Auskunft darüber oder Skizzen. Die von ihm selbst gemalte Galathea ist auf der Hauptwand, aber nicht auf deren mittelster Fläche. Was mag er in die Mitte haben malen wollen?! Jetzt sind ringsum graugrün verblichene Landschaften, die zwar ruhig wirken, aber doch unangenehm schlecht sind, freilich annehmbarer als Sebastiano del Piombos „Polyphem“ im Feld links von der Galathea, ein unflätiger überlebensgroßer Kerl, der sie verliebt ansehen soll. Von Piombo sind auch die Lünetten, von Peruzzi dagegen die Zwickel und die Decke selbst. Manche bewundern diese; mir gefällt sie im einzelnen zwar teilweise recht gut, aber im ganzen kann ich keine rechte Harmonie darin finden. Besonders stört es mich, daß all diese vielen Felder von Figuren ausgefüllt werden, und diese obendrein alle von etwa gleicher Größe sind. Abwechslung von Bild und Ornament und Abstufung der Größen scheinen mir zu einem harmonischen Eindruck der Art sehr wesentlich. . . .

7. Juni. Zur Abwechslung folge jetzt mal wieder etwas Landschaft zwischen all den mythologischen und kirchlichen Bildern! Am 5. und 6. machte ich den Ausflug ins Albanergebirge, den ich mir im April geschenkt und auf später verschoben hatte. Rechte Lust dazu hatte ich gar nicht mehr, ich habe der Ausflüge nachgerade genug gemacht, aber $^1/_4$ Jahr in Rom und nicht am Nemisee gewesen sein, das ging doch wohl nicht an. . . . So folgte ich der Aufforderung zweier Bekannten und fuhr am Dienstag früh mit ihnen nach Albano. Der ganze Zug steckte voller Pfaffen und Pilger, die nach Neapel weiter dampften. Wir gingen nicht den gewöhnlichen Weg nach Albano, sondern direkt nach Ariccia, einem herrlich gelegenen kleinen

Nest, welches von Albanos letzten Häusern durch eine tiefe Kluft getrennt, aber seit einigen Jahrzehnten durch einen kolossalen und sehr schönen Viadukt überbrückt ist. Viadukte tragen, glaube ich, immer zur Verschönerung der Gegend bei. Hier wurde der Park Chigi besehen, der wie die üppigsten Waldpartien Mitteldeutschlands, eine schattenkühle Wildnis ist und in dessen tiefster Schlucht einige kühlende Quellen behaglich murmeln. Von hier nach Genzano, berühmt durch sein oft beschriebenes Rosenfest, welches, wenn es überhaupt noch gefeiert würde, in diesen Tagen stattfinden müßte, aber seit der neuen Regierung hat alle kirchliche Poesie aufgehört und der größte Teil volkstümlicher schöner Sitten ist hier kirchlich. Der Magistrat hat die Sache zwar einmal in die Hand nehmen wollen, aber es ist ihm nicht geglückt. . . .

In Genzano aßen wir sehr gut und billig in einer bäurisch-geschmackvoll ausgemalten Kneipe zu Mittag und blieben, da draußen eine fürchterliche Hitze herrschte, bis $^1/_2$3 schwatzend sitzen; dann in den Park Cesarini, der an den Nemisee stößt. Der Park ist schön, aber wir haben an der Elbe schönere. Hier nickten wir allesamt infolge der allzugroßen Schwüle ein . . . und erwachten erst gegen $^1/_2$4. Nun an den See hinunter, und langsam, schwitzend nach Nemi hinauf. Die schönste Aussicht dort hat man vorm Wirtshaus, und so haben wir dessen Terrasse auch den ganzen Tag nicht verlassen.

Zu beschreiben brauche ich die Aussicht nicht, denn Ihr kennt sie ohne Frage aus Bildern: den kleinen, blaugrünen glatten Kratersee, mit seinen bewaldeten hohen Ufern, gegenüber Genzano, dahinter die Ebene und dann das Meer. Die beiden so verschiedenen Wasserspiegel des Sees und des Meeres bilden den Hauptreiz. Natürlich skizzierte ich es von der luftigen Terrasse unseres Wirtshauses aus. . . . Die dicke alte Wirtin hantierte in aller Gemütsruhe in der Küche, schwatzte zwischendurch mit der Nachbarin, die zum Besuch gekommen war, spann und das Italienische beneidenswert rund und melodisch sprach; aus einem Oberfenster des Nachbarhauses sah ein hübsches Mädchen herunter; die Weinranken waren glücklicherweise noch nicht

dicht genug, um sie zu verbergen. So dämmerte der Abend, die Sonne war unbemerkt verschwunden, hatte sich eigentlich schon am Nachmittag hinter schwülen Wolken versteckt gehalten und nicht mehr recht geleuchtet. Dann gingen wir noch etwas durchs Städtchen. . . . Rings um den Platz saßen die Männer friedlich rauchend und schwatzend auf steinernen Bänken und kümmerten sich nicht im mindesten um die schöne Aussicht. Ein Maultier, das schon auf drei Schritt Entfernung nach Walderdbeeren duftete, wurde zurecht gemacht, um mit seiner Ladung nach Rom aufzubrechen. . . .

Unsere Absicht war ursprünglich gewesen, die Sonne auf dem Monte Cavo aufgehen zu sehen. Dann hätten wir um $^1/_2$3 aufstehen müssen. Daraus wurde natürlich nichts. Aber um $^1/_2$5 saßen wir doch fix und fertig auf der Terrasse beim Kaffee und sahen zuerst das Meer und die ferne Ebene rosig vom jungen Tag beschienen, dann die Häuser von Genzano, eins nach dem andern goldig erglühen und als wir um fünf abmarschierten, war das „Morgenbild am See“ vollendet schön — der See und der größte Teil seiner waldigen Ufer noch ganz kühlschattig.

Wir gingen ohne Führer, trotz entgegengesetzter Ratschläge der Reisebücher und mehrerer Freunde und fanden den richtigen Weg auch wirklich, ohne uns zu verlaufen. Von Gefahr ist gar keine Rede, denn alles ist sanft ansteigender Waldweg, stellenweis durch Wiesenland unterbrochen. Auch hier überall durchaus deutscher Charakter, nur der Blütenschmuck der Büsche, besonders der wilden Rosen, üppiger als bei uns. Auch Jelängerjelieber in Hülle und Fülle, besonders aber wuchert hier roter Mohn allüberall in buntester Pracht. Schon auf dem Wege von Neapel nach Rom war der Bahnkörper zu beiden Seiten feuerrot von seinen üppigen Blüten, auch in den Ruinen der Kaiserpaläste und Caracallathermen spielt er eine große Rolle. Der Aspadill, jene schöne blaßrote Lilie, die mich in Terracina zuerst so entzückt hatte, war schon garstig verblüht, aber sonst ein Sprießen und Leben allüberall. Die Vögel sangen ganz munter, wenn auch nicht mit demselben schmetternden Jubel wie bei uns nach der langen Winterpause, sogar der Kuckuck rief mit Ausdauer

dazwischen. Das schönste Bild war für mich, als mitten in einem dichten, hellgrünen Buchenwald, plötzlich ein Hund anschlug, und dann ein Bauer mit sechs schwarzen Pferden und einem ganz jungen hellbraunen Füllen, alle von der zierlichen malerischen hiesigen Rasse mit langen Mähnen und Schwänzen, daherkam, eins hinter dem anderen, er selbst auf dem mittelsten. Wie die dunkeln Tiere in dem grünen Blättermeer auftauchten und nachher wieder darin verschwanden — das war wunderschön — die Sonne beleuchtete nur die Wipfel. — Dann gings zur Abwechslung einmal etwas steiler bergan, so steil, daß unsere deutschen Pferde nie und nimmer dort hätten klettern können, dann ein Stück am Waldesrand entlang, wo Ginsterbüsche so groß und gelb wie Goldregen über uns herunterhingen, dann noch ein Stück und wieder eins, schließlich kam ein Platz, der mir zum Rastmachen sehr passend erschien, und da waren wir auch schon oben, viel rascher, als ich erwartet hatte — in siebenviertel Stunden!

Auf dem Monte Cavo stand in vorgeschichtlicher Zeit ein altes, berühmtes Nationalheiligtum, eine kleine Cella auf Unterbauten, denn Opfer und Feste wurden unter freiem Himmel gefeiert. Später baute man einen großen Jupitertempel, von dem wir noch ganz gute Abbildungen besitzen, denn erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde er durch den englischen General York (Gott weiß, wie der her kam) zerstört. Zu diesem Tempel führte — von Rom an — eine breite in den Felsen gehauene Via triumphalis, die zum Teil noch erhalten ist. Siegreich heimkehrende Feldherren, denen der Senat den Triumphzug aufs Kapitol nicht gestatten wollte, pflegten als Entschädigung dort hinaufzuziehen, das hatte einen militärischeren Anstrich. Jetzt ist nur noch die alte Umfassungsmauer vorhanden, und diese zum großen Teil, wenn auch mit den alten Steinen, neu gebaut. Schöne, alte Bäume, meist mit Buchen und Steineichen, stehen herum, und man könnte gerade so gut denken, hier habe ein altgermanisches Heiligtum gestanden und alte Druiden seien einst dort gewandelt, weithin blickend über die Lande. Der Fernblick ist wirklich sehr großartig, er ist das für Rom, was

der Vesuv für Neapel ist. Nachdem wir langsam die Runde um die Mauern gemacht hatten, schellten wir an der Tür des Klosters und wurden sofort in ein muffiges Fremdenzimmer geführt, mit muffigem Wein, muffigem Brot, dito Käse und Salami und guten Eiern bewirtet. Ich glaube fast, diese kleine Wirtschaft ist jetzt der Hauptzweck des Klosters, jedenfalls sein nützlichster. Unser Frate war ein netter, harmloser Mann, der die Würde seiner Kleidung sehr wohl mit der Dienstbeflissenheit eines Kellners oder Wirtes zu vereinigen wußte. Es ist der Orden der Passionisten, d. h. sie denken fortwährend an die Passion Christi; tragen auf ihrer schwarzen Kutte auf der linken Brust ein weißgesticktes Herz, aus dem ein Kreuz emporwächst und auf dem geschrieben ist: Jesu Christi Passio. Keiner der übrigen Mönche erschien, aber als wir uns in den Garten führen ließen, sahen einige höchst gelangweilt zum Fenster hinaus. Spuren des Tempels waren nicht mehr zu finden. Das einzig Interessante, das uns der Frate außer seinen Gemüsebeeten zeigen konnte, war die Laube, in der Pio Nono vor x Jahren einmal Kaffee getrunken hatte. Aber er hatte nicht die Ehre gehabt, ihn zu kochen, der Papst hatte einen großen Troß mit sich gehabt und alles mögliche mitgeführt.

Nach einigen gar nicht dummen weltgeschichtlichen Betrachtungen des guten Mannes stiegen wir auf schönem Wege nach Rocca di Papa herunter. In $^1/_4$ Stunde waren wir bei den obersten Häusern angelangt, aber die Hitze machte sich bereits so fühlbar, daß wir uns, statt ins Dorf weitervorzudringen, in den Schatten setzten und die steile Felswand, mit Steineichen bewachsen, betrachteten, dort gibt's noch Spuren einer mittelalterlichen Burg, die dem ganzen Nest wohl den Namen gegeben hat. Wir waren alle drei müde, der Theologe schlief ganz, wir anderen halb; was ich zeichnete, wurde nur ein müdes Gekritzel. Einigen lustigen, dreckigen Bauernkindern wurden ein paar Soldi in die Grabbel geworfen, dann einem alten Waldmenschen Erdbeeren abgekauft, die aber halb unreif waren und ohne Zucker nicht schmeckten — rechte Freude hatten wir noch an verschiedenen Schweinen, die andere Gedanken über den Weg hatten, als ihre

jugendlichen Leiter — das war Rocca di Papa. Wir ließen es rechts liegen und gingen auf hübschen aber meist sonnigen Waldwegen weiter zum Albanersee hinunter nach Palazzuolo, einem Kloster an der Stelle des alten Alba Longa. Auf halbem Wege dahin, gerade als ausnahmsweise einmal der goldgelbe Sandboden zum Vorschein kam, begegnete uns, langsam bergansteigend und von diesem sonnigen Sand kräftig sich abhebend, ein Franziskanermönch von elendem, dummen Aussehen. Dieser freundete sich sogleich auf gut österreichisch an — er war aus Graz und der Einsiedel von der Madonna della Tufa „gar ein scheens Kirchl" — und gern bereit kehrte er sofort mit uns um, um es uns zu zeigen. Der Arme war in großer Aufregung: er wußte, daß die deutschen Pilger einen Ausflug nach Monte Cavo machen wollten, schon vor zwei Tagen sogar und keiner war ihm zu Gesicht gekommen! Er hatte natürlich auf glänzende Einnahmen gerechnet — worin er sich übrigens wahrscheinlich verrechnet hätte, denn die Pilger sind berühmt dafür, daß sie gar nichts geben und unsere deutschen bescheidenen Trinkgelder sind in letzter Zeit bedeutend an Wert gestiegen. — Recht merkwürdige Aufschlüsse bekam man da über das Einsiedelleben. Die Hauptfrage ist auch hier die Geldfrage. Im Winter muß er auf Pump leben, denn die Bauern in den Nachbardörfern sind meist arm und können ihn nicht ernähren, und im Sommer muß die „Saison" mit ihren Fremdenbesuchen das Defizit wieder decken. Daß der arme Kerl keine großen Sprünge machen kann, sieht man ihm an. Auch klagte er über Langeweile und möchte fort nach Bayern oder der Schweiz, da ist er bekannt; nur wenn ein anderer Einsiedel, den er kennt und von dem er gehört hat, daß er kommen will und ihm Gesellschaft leisten, auch wirklich kommt, bleibt er hier. Sein einziges Amt ist die Instandhaltung der Kapelle, welche um ein Felsstück herumgebaut ist, das hier einmal heruntergestürzt ist, ohne einen reichen Mann zu töten. Darauf wurde bei näherer Besichtigung ein Madonnenbild gefunden, das inzwischen natürlich oft übermalt und mit goldenen Flitterkronen, Arm-, Halsbändern, Ohrringen und Broschen schauderhaft behangen worden ist. Für gewöhnlich ist diese

Pinselei verhängt, erst nachdem er vier Kerzen davor angezündet und geläutet hat, zieht er den Vorhang auf und kniet betend und sich schneuzend auf den Stufen nieder. . . . Zum Schluß wollten wir ihm einen Franc in seinen Almosenkasten legen, aber er bat beinahe hastig: „da muß i schon bitten, schaugens den Schlüssel da derzu hoat dej Verwalter und der gibt mir halt goar nix net da daraus, obschon es für der Erhaltung dej Kirchen bestimmt is, dös Oas dös, da geben's halt lieber glei mir, schaugens, die Kirzen hab i halt schon müssen auslegen.“ So schieden wir vom Landsmann und Einsiedel von Maria del Tufa.

Bald waren wir in Palazuolo. Es war $^{1}/_{2}$12 Uhr, die Tür geschlossen, und davor, im Schatten einer steilen Felswand, zu der heraus ein kühler Brunnen floß, lagen zwölf schlafende Arbeiter in den mannigfaltigsten Stellungen; schöne Leute darunter. Nur ein Esel wachte, dann und wann fuhr einer der Männer auf, um uns zu raten, noch lauter zu klopfen, was schließlich kaum noch möglich war. Mit Hilfe eines alten Gärtners, der mit den Gewohnheiten vertraut war und seine Schaufel als Stemmeisen benützte, kamen wir hinein. Der Teil des Gartens, den man beim Eintreten übersieht, ist wundervoll: eine hohe Zypressengruppe, hinter der die Mauer steil zum See abfällt, davor ein halb zerbrochener, übermooster Springbrunnen, der noch leise plätschert, halbverwilderte Blumen aller Art — eine wild malerische, großartige Ecke; dazu die Schwüle und Stille südlicher Mittagssonne. — Sonst war nicht viel zu sehen, nur ein höchst altertümliches, in den steilen und geglätteten Granitfelsen gemeißeltes Grabrelief, einen kurulischen Stuhl und zwölf Fasces darstellend. Daß dies die wirkliche Stelle des alten Alba Longa ist, wird, glaube ich, von niemand bezweifelt. Das Terrain erklärt schon den Namen Longa; denn an diesem immerhin ziemlich steilen Seeufer muß sich eine Ansiedlung naturgemäß schmal und lang hinstrecken. Es war zwölf Uhr, als wir fortgingen, und der fünfviertelstündige Weg nach Marino, meist auf den Resten der oben erwähnten Via triumphalis, aber mit nur sehr wenig Schatten, war etwas angreifend. Auch Marino liegt, obgleich der Weg immer bergab ging, noch nicht am Ufer des Sees. Es ist

ein größerer Flecken mit drei Kirchen, in denen sogar sehenswerte, zum mindesten in Baedecker erwähnte, Bilder von den unvermeidlichen Domenichino, Guercino und sogar ein Guido Reni sich befinden; wir schenkten uns dieselben aber und interessierten uns nur noch für Sitzen, Trinken und ein wenig für Essen. . . .

Der Weg nach dem päpstlichen Schloß Castel Gandolfo ist sehr schön und nicht lang. Zuerst führt er an großen Blumenhecken vorüber, die steil unterhalb der Stadt an grauer Felswand liegen und an denen viele Dutzende von Frauen und Mädchen in allen Lebensaltern mit Waschen und Bleichen beschäftigt waren. Kinder spielten dazwischen, eine Schafherde kam langsam heran, in der Nähe stehen große schöne Bäume, ein wundervoller Ort — ganz Schirmer. Aber wir konnten nicht lange bleiben, da der Theologe um sechs in Albano an der Bahn sein mußte. Der Weg führt anfangs durch schönen, grünen, kühlen, deutschen Wald, wird aber bald baumlos mit Aussicht auf den See zur Linken und die Ebene und das Meer zur Rechten. Castel Gondolfo ist natürlich geschlossen und es wirkt fast traurig, diesen Lieblingssitz so vieler Päpste so still und öde daliegen zu sehen. Die eine große Gartentür ganz verrostet und überwuchert, ist gewiß seit vielen Jahren nicht mehr geöffnet worden. So wird es mit der Zeit zu einem Dornröschenschloß werden. — Hier sucht man den Custos zum „Emissar“, den Eingang jenes alten Abzugkanals, den die Römer einst, als der See überzulaufen drohte (?!), durch den Felsen gruben. Man steigt zu dem Zweck an das Seeufer hinab, welches sehr lieblich und echt deutsch ist. „Es lächelt der See und ladet zum Bade“, habe ich selten so empfunden wie hier, aber dazu reichte die Zeit nicht. Auch das „Bad der Diana“ ist hier unten, über das Onkel Erwin ausführlich geschrieben hat. Beide Dinge sind sehr schön, aber es genügt, sie einmal zu sehen. Oder hatte die Hitze meine Empfänglichkeit beeinträchtigt? — Dann durch eine schöne, schattige Steineichenallee, oben in der Höhe, längs des Sees nach Albano. . . . Lange lagen wir da, dem Monte Cavo und Alba Longa gegenüber und wandelten dann still, von Nachtigallen

umsungen, auf und ab. Es war das Schönste des ganzen Ausflugs für mich. . . .

Orvieto, den 20. Juni 1877.

Mein Programm habe ich wirklich durchgeführt und Rom heute Morgen schweren Herzens verlassen. Nach zwei Regentagen, die mir allmählich etwas so Ungewohntes geworden waren, daß ich an ihnen eine rechte Freude hatte, schien die Sonne heute wieder mit gewohntem Glanz auf die schöne Erde. Die Luft war abgekühlt, und das Reisewetter so angenehm, wie man es sich nur wünschen konnte. Große, weiße Sommerwolken stiegen langsam am tiefblauen Himmel auf und ließen den Weg durch die Campagna schöner und feierlicher erscheinen als je. Noch sah ich die Peterskuppel ganz deutlich und groß, dann wurde sie von Bäumen und Hügeln verdeckt. Der Weg hierher ist von jener maßvollen reichen Abwechslung von Gestein, Wald, Wiesen, Feldern, Flüssen, Brücken, einzelnen Mühlen oder Gehöften und kleinen alten Städten auf hohem Bergesrücken, wie mans eben doch nur in Italien sieht. Man wird nicht müde, aus dem Fenster zu sehen: überall schön komponierte Bilder, fix und fertig, in Linien, wie in Schatten- und Lichtmassen. Die Kornfelder sind jetzt alle gelb, teilweise wird schon geerntet, sogar mit der Sichel. Dabei lassen sie die Stoppeln bis zu halber Höhe stehen, Stroh scheinen sie nicht zu bedürfen. Übrigens steht das Getreide nicht sonderlich üppig, stellenweise sogar recht dünn. Die Eiche ist der Hauptbaum der ganzen Gegend; ich glaube fast, es gibt deren mehr als bei uns, aber so dicke Stämme wie bei uns sah ich nirgends.

Erst jetzt merke ich so recht, daß ich auf dem Heimweg bin. Ein paar Mal wurde mir schon so zu Mut, als ich Neapel hinter mir hatte, aber mit Rom ist es doch ganz altra cosa! Rom ist eben Rom, weitere Erklärungen sind da gar nicht nötig. Wer dort lebt oder einmal dort gelebt hat, wird in Zukunft immer den Mittelpunkt der Welt dort finden. Daß er es politisch jetzt nicht ist und schon seit einiger Zeit nicht mehr, ist wahr, aber was wollen die paar Jahrhunderte bedeuten, wo beinahe nach Jahrtausenden gezählt werden kann!

In den letzten Tagen war mir wirklich einigermaßen weh ums Herz: Sonntag Morgen auf dem Palatin und in der Gemäldesammlung des Kapitols, Nachmittag mit Thiersch und Knapp in Frascati, Montag in Santa Maria sopra Minerva, Antiken des Kapitols und Galerie Borghese, Dienstag Vormittag im Vatikan, je eine Stunde in der sixtinischen Kapelle, in den Stanzen, bei den Antiken — — das waren Stunden voll Genuß, voll Wehmut und voll Arbeit, denn so weit hatte ich die Augen noch nie aufgemacht wie da. Das alles nie wiederzusehen, kommt mir vor der Hand ganz unglaublich vor. — Aber als ich beim Packen war, was mit großer List getan werden mußte — so bedeutend ist der Zuwachs an Papier und Photographien —, kam auch die Reiselust mit aller Stärke über mich.... Und jetzt liegt Rom manche Meile hinter mir, und wenn die neue Sonne aufgeht, bin ich der Stadt der Blumen schon nahe. Wie wunderlich wird sie mir vorkommen! Ich kannte sie bis dato nur mit steif gefrorenen Fingern!

Doch Ihr wollt gewiß etwas von Orvieto wissen.... Orvieto liegt wie alle Städte zwischen Florenz und Rom hoch auf einem Berge. Von der Bahn aus sieht man die Mauern und einige alte Befestigungstürme. Es schlug Mittag, als ich in Begleitung und im Gespräch mit zwei Wäscherinnen einrückte.... Eines fällt sofort auf: das gute Pflaster und zwar besteht es nicht wie in Florenz und Neapel aus großen Platten, sondern wie bei uns und in Rom aus kleinen Granitwürfeln.... Mein erster Weg durch die leeren mittagsschwülen Straßen war in den Dom, dessen Fassade als das glänzendste Beispiel italienischer Gotik berühmt ist. Diese große, von Gold und bunten Farben glänzende Dekoration liegt an einem nicht großen und besonders stillen Platz des stillen Städtchens. Gerade gegenüber vor einem Hause befindet sich eine schwarz und weiß gestreifte alte Marmorbank, von der aus man alles in Bequemlichkeit bewundern kann. Das tat ich auch, aber meine Augen waren ebensoviel oder mehr beim Ballspiel einiger Seminaristen. Sie verstanden es vortrefflich und waren in liebenswürdigster, verträglichster Stimmung. Daß der Dom noch nicht wieder geöffnet war, war mir lieb, ich

fühlte mich durchaus nicht in Stimmung zu ernster Besichtigung von Kunst, sondern war vielmehr aufgelegt, mir vorläufig einen Kaffee zu leisten. Diese kleinen Cafés sehen in Italien alle gleich aus: in der Mitte ein Billard, zwei Männer eifrig aber fröhlich daran spielend, die gelben oder weißgetünchten Wände und das gleichfarbige Gewölbe ganz schmucklos, und bei geschlossenen Fenstern selbst in dem dämmerigen Reflexlicht ziemlich blendend. An den Wänden schweigende Menschen, natürlich den Hut auf dem Kopf, die mit schweigender Aufmerksamkeit die Partie verfolgen, bisweilen auch ein bravo oder bravissimo nicht unterdrücken. Da saß ich über meinem Kaffee und schlief ganz sanft ein, und als ich neugestärkt erwachte — Emerentia geh einmal hinaus! — fühlte ich mich veranlaßt, die unbescheidene Frage nach einer latrina zu stellen, mit der man hier zu Lande viele sonst ganz anständige Wirtschaften in Verlegenheit bringen kann. In Rom, Florenz und Neapel gibt es die segensreiche Einrichtung von latrine publiche, damit war jedoch in Orvieto nix los; aber nach kurzer Überlegung erklärte sich ein Orvietaner dennoch bereit, mir den Weg dahin zu zeigen und übernahm schweigend die Führung. Wir schritten durch einige winklige Straßen und Plätze bergab, dann zwischen alten gotischen Quaderhäusern, die jetzt halb Ruine sind und offenbar nur von armen Leuten bewohnt werden, in immer abgelegenere Gegenden, schließlich zwischen zwei Mauern durch hohes Unkraut hin, dann öffnete sich eine herrliche Fernsicht über das hüglige Land, von einem Fluß durchschlängelt — und „ecco“ sagte der biedere Freund, nahm mir Stock und Skizzenbuch ab und lud mich mit graziöser Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Dies hier war also die allgemeine Latrine der Stadt, und ich muß gestehen, wenn man den Alten nachsagt, sie hätten es stets verstanden, sich die schönsten Plätze für ihre Theater und den Mönchen für ihre Klöster zu wählen, so könnte man dies als drittes Beispiel für den Sinn für Landschaft der Italiener anführen, an dem so manche zweifeln.

Dann ging ich in den Dom und blieb wohl $3^1/_2$ Stunden dort. Innen ist er wirklich prachtvoll; eine der allerschönsten

Kirchen, die ich kenne, jedenfalls weit schöner als alle römischen. Das Mittelschiff hoch und weit, zugleich schlank und wuchtig, von hohen Rundbögen überspannt, während die Seitenschiffe, so viel ich mich erinnere, Spitzbogen haben, jedenfalls hat das riesige Hauptportal Rund- und die kleineren Nebenportale Spitzbögen. Alles aus schwarz und weiß geschichtetem Marmor, wie der Dom zu Siena, aber während das in Siena einen bunten, unruhigen Eindruck macht, ist es in Orvieto anders, da der schwarze Marmor durch die Zeit grau und der weiße goldig geworden ist. Außerdem liegt hier ein tiefbraunes Holzdach darüber, in Siena hellblaue Gewölbe und mildert die Gegensätze der Marmorfarben bedeutend. Im Chor herrliche, tiefbraune, geschnitzte Chorstühle, gotisch mit reichen Intarsien, an den Wänden gute, meist wohlerhaltene Fresken der Giottoschule, in teppichartiger Anordnung und an der gerade abgeschlossenen Chorwand ein großes, schönes, altes Glasfenster. Die Seitenschiffe sind um 1580 restauriert und ohne Interesse, desto bedeutsamer dagegen die beiden Kapellen des Querschiffes, besonders die rechte mit Fresken von Luca Signorelli.

Luca Signorelli aus Cortona ist ein ganz eigener Kerl unter seinen Zeitgenossen. Geboren nach 1450, also älter als Perugino und aus derselben Gegend stammend (sein Lehrer war Piero della Francesca, dessen Hauptfreske nich in Arezzo sah), gehört er doch in einer Beziehung schon ganz der neuen Zeit an: in seiner Vorliebe für die Darstellung des Nackten. . . .

Sein Hauptwerk ist die Kapelle in Orvieto, wo genügend Gelegenheit zur Darstellung des Nackten im Thema selbst lag: Jüngstes Gericht, Letzte Dinge usw. Gewiß ist vorher nie der menschliche Körper so studiert und in den mannigfaltigsten und teilweise kompliziertesten Stellungen gezeichnet und gemalt worden. Von wirklichem Genuß ist eigentlich wenig die Rede, denn die Komposition ist sehr zerrissen und unüberlegt. Es ist mehr eine Zusammenstellung von Aktstudien. Aus Stichen und Proben in Kunstgeschichtsbüchern waren mir die hauptsächlichsten bekannt. Sehr neu und überraschend war mirs dagegen, daß derselbe Signorelli mit so viel Liebe die architektonischen

und ornamentalen Umrahmungen der Fresken gemalt hat. Namentlich sind die Wände von großer Fülle und Herrlichkeit der lustigsten und abenteuerlichsten Dinge, auch wunderschön in Farbe. Im ganzen erinnert es an die Fresken Peruginos und Pinturicchios, hat aber doch etwas eigenartiges, phantastisches Verzwicktes: halb lächerliches, halb widerliches Getier schon fast im Bruegelschen Sinne, in matt grüngrauen und rotvioletten Tönen auf Goldgrund, von Dunkelblau und Rotviolett umrahmt, die gewöhnlichen ornamentalen Farben des Zinnoberrot und Kobaltblau möglichst vermeidend, macht es einen farbigen, aber überaus sanftgebrochenen, feinen Gesamteindruck, gegen den die nackten Gestalten auf blassem, blaugrauen Grunde ganz zur Geltung kommen.

Die Sonne schien schon abendlich rot in die menschenleere Halle hinein, als ich endlich aufbrach, und bis ich, durch allerlei krumme Gäßchen irrend, an eines der wenigen Tore kam und Aussicht in die Ferne hatte, war die Sonne untergegangen und nur die Wolken erglühten noch in farbiger Pracht. Hier erst sah ich, wie hoch und stolz die Stadt liegt, von der Talsohle führt zunächst ein allmählicher Abhang hinan, dann erheben sich steile, goldbraune Felsen und bilden eine natürliche Befestigung, welche durch künstliche Mauern und Türme noch vervollständigt wurde und so mit dem Gestein verwachsen ist, daß man stellenweise kaum noch unterscheiden kann, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Die Ferne schimmert in tiefen harmonischen Tönen, hellblitzend schlängelt sich ein Fluß durch das sanftwellige Tal, gelbe Felder, graue Olivengärten dehnen sich friedlich darüber hin. Einzelne Menschen und bepackte Esel sah man klein unter sich, die Straßen daherkommen, die aufs Tor zuführen, die Luft wurde immer rotgoldener, die Wolken verloren mehr und mehr ihren rosigen Abendhauch und wandelten sich in nächtliches Grau: es war so recht das Bild des Abends in einer kleinen Stadt....

Florenz, den 26. Juni 1877.

Also wieder in der Citta dei fiori! Drei Tage schon und bereits ganz eingelebt, als ob ich kaum je fortgewesen wäre und statt der graziösen Lilie nie das streng ehrwürdige S. P. Q. R. auf den Schildern der städtischen Dreckwagen gesehen hätte. Ich kam gleich in den großartigsten Festtrubel, denn das Fest St. Johannis, des Schutzpatrons der Stadt, wurde diesmal mit außerordentlichem Glanz begangen. Wirklich habe ich nie in meinem Leben ein so glänzendes und künstlerisch angeordnetes Feuerwerk gesehen, wie das hier vom Ponte Carraja abgebrannte, dazu der schönste Mondschein und der Arno durch ein Gewitter in der vorhergehenden Nacht so wasserreich wie ganz selten selbst im Winter. Das Schönste war aber für mich ohne Frage die Illuminierung der Domkuppel, auch der Dächer vom Glockenturm und Baptisterium.

Doch von alledem später und noch einmal nach Orvieto zurück. . . . Ich fand mich schließlich in finsterer oder vielmehr in heller Nacht allein in dem stillen Bergstädtchen und hatte noch über zwei Stunden Zeit bis zur Abfahrt des Zuges nach Siena. Zuerst ging ich natürlich ins Café, ein eleganteres als am Nachmittag, in welchem noch einige Stammgäste über dem Kartenspiel saßen und die Kellner halb schlafend in den Ecken lehnten, dann aber, als es elf geschlagen hatte, vor die Fassade des Doms, auf dieselbe alte, schwarz und weiße Marmorbank. Bei Mondschein wirkt die Fassade wirklich wundervoll: die bunten (renovierten) Malereien oder Mosaiken, mit denen alle Flächen so reich geschmückt sind, verlieren von ihrer Lebhaftigkeit und gehen mehr zusammen mit dem warmen, braungoldigen Ton, der sich so einheitlich über das Ganze ausbreitet, und nur das Gold flimmert und blitzt, je nachdem man seinen Standpunkt verändert, bald matter, bald heller. Der Himmel nur um einen Ton dunkler als der goldbraune Stein, war ganz klar und nur wenige helle Wolken stiegen langsam am Horizont auf. . . . Die Sterne blitzten wunderbar, und ein besonders großer stand gerade über dem Mittelgiebel, als wenn der märchenhafte Reichtum des Gebäudes sich noch in den Himmel hinein fortsetzte. Gewiß,

dies Bauwerk ist so bezeichnend wie wenig andere für den Sinn der phantastisch-prächtigen „Ritterzeit", die alle Herrlichkeit und Pracht aus Orient und Okzident zusammentat, um ihrem noch halbbarbarischen Schönheitssinn zu genügen. Und doch spricht teilweise ein bedeutender Sinn für schöne Verhältnisse aus dieser Fassade, namentlich wirkt die gewaltige Größe des rundbogigen Hauptaltars zwischen den zierlichen kleinen spitzbogigen Seitenportalen imposant, besonders verglichen mit der an bildnerischem Schmuck noch reicheren Fassade von Siena, bei der freilich so vieles erneuert ist, daß von einer angenehmen farbigen Wirkung wohl erst nach einigen hundert Jahren wieder die Rede wird sein können. — Anfangs saß ich ganz solo da, in Gesellschaft eines einsam schwirrenden Leuchtkäferchens, dann schlich ein großer Käfer auf den Stufen der Kirche auf und ab; schließlich kamen einige junge Orvietaner, schwatzten und sangen, zuerst dummes Zeug, dann aber war es ganz hübsch. Schließlich zogen sie singend ab, es schlug $^3/_4$12, und ich schickte mich ebenfalls an zu gehen. Gerade an dem alten Eingangstor, wo ich um Mittagläuten mit den Wäscherinnen eingezogen war, schlug es Mitternacht — der Mond war schon im Sinken und sehr groß. Die Tür zwischen diesen alten Türmen war verriegelt und trotz allen Randalierens und Klopfens nicht zu öffnen, auch kein Pförtner zu entdecken oder wach zu kriegen. So entschloß ich mich, den breiten, viel längeren Fahrweg zu wählen. Derselbe ging zwar in ganz anderer Richtung, aber ich nahm an, er würde sich mit der Zeit rückwärts schlängeln. Die Aussicht auf das schlafende Land im sinkenden Mondschein war ganz eichendorffisch, und ich kam mir vor wie ein rechter poetischer Taugenichts. Zuletzt wurde ich doch bedenklich, als der Weg sich immer weiter von der Station entfernte, und kurz entschlossen drehte ich noch einmal um, um irgend jemand nach dem Weg zu fragen. Aber alles schlief, und ich war schließlich froh, als ich nach 20 Minuten crescendo raschen Bergansteigens in die Stadt zurück, auf dem Markt noch Licht fand und einige Menschen, die im Begriffe waren, die Pferde aus dem Stall zu holen und den Postwagen reisefertig zu machen. Der Posthalter war

auch noch wach . . . und dann ging's, ich als einziger Passagier halb schlafend, noch einmal durch dieselben leeren Gassen zur Stadt hinaus, und auch richtig dieselbe breite Straße hinunter, auf der ich vorhin zweifelhaft geworden und umgekehrt war. An der Station war natürlich noch viel Zeit und der Mond ganz untergegangen, als schließlich der Nachtschnellzug aus Rom andampfte. Bis Chiusi schlief ich in der zweiten Klasse wundervoll, dann fand bei grauendem Morgen für uns Sieneser Wagenwechsel statt; es wurde heller, und die Gegend hatte etwas eigentümlich Reizendes in der feinen Dämmerung vor Sonnenaufgang. Diesen selbst verschlief ich, fühlte mich aber, als wir bald nach sieben Uhr in Siena anlangten, trotz der unruhigen Nacht ganz frisch, zog mich um und begann um acht meine Besichtigung der alten Freistadt.

Was für ein Unterschied mit Rom! Jenes die prunkende Residenz des Erdkreises in zwei verschiedenen Zeitaltern, hier eine solide Bürgerschaft, durch Sparsamkeit und Handel unter Kämpfen groß und stattlich geworden, auch jetzt so vieles aus der alten Glanzepoche bewahrend wie wohl kaum eine andere Stadt. Unwillkürlich dachte ich an Lübeck. Schon in Perugia war es mir so ergangen, aber hier noch mehr. Perugias und Sienas Lage haben manch verwandten Zug, doch liegt Perugia schöner, großartiger und lieblicher zugleich.

Keine Stadt Italiens hat so viel schöne mittelalterliche Paläste wie Siena, selbst Florenz nicht ausgenommen, ja zwei Paläste in Siena haben, wenn auch nicht ganz so groß, sehr viel Ähnlichkeit mit dem Palazzo Strozzi. Vor allen Dingen lernt man hier die Gotik wieder so recht lieb gewinnen. Profanbauten in stolzer einfacher Backsteingotik kann man hier in edlen Beispielen sehen. Auch das Rathaus, mit einem dem Florentiner ähnlichen nur schlankeren Turm, ist vom ersten Stock an in Backstein gebaut, und die Form der Türen und Fenster ist durchgehend so, daß eine hübsche Fläche für gemalte oder skulptierte Dekoration entsteht. Am Rathaus ist sie mit dem Sieneser Wappen ausgefüllt, welches preußisch schwarz-weiß ist, nur über der Haupttür steht das vollständige Wappen, die römische

Wölfin, die hier häufiger als in Rom vorkommt. Der blanke Schilderschmuck am Lübecker Rathaus ist freilich lustiger und malerischer. In den oberen Stockwerken pflegen die Fenster bei öffentlichen wie Privatbauten dreigeteilt zu sein.

Auch zwei Loggien besitzt Siena, zwar nicht so groß wie die Florentiner, auch aus späterer Zeit (1460 und 1480), aber beides schöne, zierliche Frührenaissancebauten. . . . Kleine anspruchslose Privathäuser (keine Palazzi) ganz aus Backstein und ohne jeden weiteren Schmuck, als den der schönen Verhältnisse der Fensteröffnungen zu den Zwischenwänden und der einzelnen Stockwerke zueinander, finden sich verhältnismäßig viel, so sehr ist die einst so blühende Republik, die Vorkämpferin der Ghibellinen und Nebenbuhlerin von Florenz in Stillstand geraten! Zwar werden einige Kirchen und manche Privathäuser, von denen einige sehr anmutig sind, Peruzzi zugeschrieben, aber alles ist so überaus schlicht, daß man sieht, wie gering auch hier die Mittel waren, mit denen er schaffen mußte. Freilich war die Blütezeit seiner Vaterstadt damals schon lange vorüber, und er gewiß froh, in Rom Beschäftigung zu finden.

Das Hauptgebäude der Stadt ist der Dom. Von der Hauptfassade sprach ich schon, sie ist reicher an Skulpturen, als die in Orvieto, älter, aber fast ganz erneuert und hat schlechte Verhältnisse. Innen stört zunächst am Hauptschiff und dem sechseckigen Kuppelraum die schwarz und weiße Marmorschichtung, die nicht durch die Zeit verblichen ist und einen unruhigen Eindruck macht; bei dem (späteren) Chor folgt auf 5 weiße Quadern immer erst eine schwarze, was sehr schön aussieht. So sollte auch der neue Dom werden, den die Bürger im Jahre 1339 zu bauen beschlossen und von dem der alte (jetzige) nur das Querschiff bilden sollte. Das hätte dann wohl die schönste und größte gotische Kirche Italiens gegeben! Was davon fertig geworden ist und als Ruine dasteht, ist in den herrlichsten Verhältnissen. Aber schon 1357 wurde der Plan ganz aufgegeben. Die Kosten waren zu groß; traurige politische Verhältnisse und besonders die Pest von 1348 lähmten die Lust am Bau.

Die gotischen Malereien und das Maß der Vergoldung der

Gewölbe, Rippen und einzelnen Wandteile sind für mein Auge von außerordentlicher Schönheit; die Kirche macht überhaupt trotz ihrer schwarzweißen Streifigkeit den harmonischsten Eindruck unter allen, die ich in Italien kenne — neben St. Anastasia in Verona. Die Ausstattung an Altären, Stuhlwerk, Figuren und Bildern fügt sich überaus schön in den gotischen Grundbau und ist zum großen Teil aus bester Renaissancezeit. Auf dem Hochaltar steht ein großes schwarzes Bronzeciborium nach Peruzzis Zeichnung, der hier freilich einige Vorbilder aus der Zeit der edelsten Frührenaissance hatte. Neben diesem Ciborium stehen zwei schwarzbronzene Engel, welche kleine Lämpchen tragen, eine Stufe tiefer zwei ähnliche, und dann setzen sich diese bronzenen lampentragenden Engel (etwas unter Lebensgröße wie auch fast alle guten antiken Bronzefiguren) durch den ganzen Chor hindurch an den Pfeilern fort, was einen vortrefflichen feierlichen Eindruck macht.

Weit berühmt ist die reich skulpierte Marmorkanzel Pisanos und vor allen Dingen der eingelegte Marmorfußboden der Kirche, der in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat. Er stammt aus den verschiedensten Zeiten; die ältesten Teile, gotisch um 1369, sind mir eigentlich die liebsten. Es sind Figuren darunter, die ganz schlicht, hell auf schwarzem Grund, von einer solchen Schönheit in der Silhouette sind, daß ich sie dreist den besten antiken Vasenmalereien an die Seite stelle. Später wurde man komplizierter, nahm zu den drei Marmorfarben: schwarz, weiß, rot, noch grau und gelb hinzu und erfreute sich an großen, figurenreichen Prügelszenen, wie bethlehemitischem Kindermord und Philisterschlachten aus dem Buch der Richter. Noch später nahm man lebensgroße Einzelfiguren, Sibyllen in phantastischer Kleidung oder (vor einer kleinen Seitenkapelle) das menschliche Leben in Einzelfiguren: Kindheit, Knabenzeit, Jünglingsalter usw., allerliebste Figürchen in herrlichen ornamentalen Umrahmungen. Die spätesten und berühmtesten sind die von Beccafumi, welche raffinierter, mit verschiedenen Marmorarten bildartige Wirkungen in vollendeter Abstufung von Schatten und Licht geben. Diese sind nur einmal im Jahre zu sehen und für gewöhnlich mit

Brettern verschlossen. Nur ein Stück wird zur Probe gezeigt, die schön gezierten Kartons aber kann man sich in der Galerie ansehen. Über den Stil von Fußbodenschmuck gehen sie aber ohne Frage hinaus. . . .

Florenz, Sonntag den 1. Juli 1877.

Lieber Onkel Heinrich!

. . . Florenz gefällt mir trotz der Wärme so außerordentlich, daß ich im Stillen immer Abbitte tun muß, daß es mir nicht gleich von vornherein diesen Eindruck gemacht hat. Ich merke daran so deutlich, wie viel ich durch vieles Sehen und längere Beschäftigung mit alter Kunst gelernt habe. Selbst nach Rom empfinde ich keine Sehnsucht. Die frische Quelle ist doch hier, und wenn auch Raffaels und Michelangelos Größtes sich dort befindet — wie unendlich bleibt doch der Reichtum an Werken der Frühlingsepoche der Kunst, die man in Rom vor der Überfülle des Verschiedenartigsten aller Zeiten nicht gerade vermißt, die aber die lehr- und genußreichsten von allen sind! Als ich in Siena zum erstenmal wieder in einer Kirche vor dem Tor einen großen Lucca della Robbia sah, und an dem herrlichen Taufbrunnen des Baptisteriums nebeneinander, in edlem republikanischen Wetteifer entstanden, Bronzereliefs von Ghiberti und Donatello, da wurde mir ganz eigen froh und stolz zu Mute, und jetzt ist man wieder mitten unter ihnen, und die schaffensfreudige, goldene Zeit der Republik, die „Wiege des modernen Europa“ begeistert mich so sehr, wie es die Weltstadt mit all ihrem Glanze kaum gekonnt hat. Denn was die Künstler hier Herrliches schufen, was die reichen Kaufleute hier bauen und malen ließen, dem haftet allüberall die Liebe zur Vaterstadt und ihrem Ruhm an; in Rom dagegen ist es stets der eigene Ehrgeiz, der sich breit macht, ganz zu schweigen von dem der Päpste, welche — besonders in späterer Zeit — allüberall in riesengroßen Lettern ihre Namen und Wappen anbringen ließen, selbst an den Kirchenfassaden (obenan am St. Peter); auch die vornehmen Familien bauen ihre Paläste dort in prunkenderem, anspruchsvollem Stil,

nur zur Verherrlichung der eigenen Familienehre; ganz natürlich: denn Roms Name war allezeit groß genug, um weiterer Sorge für ihn nicht zu bedürfen. Außerdem war Rom in der ersten Blüte der Renaissance durch das Exil von Avignon ein verödetes Raubnest geworden, ohne Zucht, Ordnung, Bildung und Kunstpflege, und was die späteren Päpste taten, um die Stadt zu heben, war doch mehr oder minder künstlich, nicht auf dem eignen Boden gewachsen. Alle, die Großes in Rom geschaffen haben, waren Fremde, Urbinaten, Sienesen, Florentiner; das einzige wirklich große Talent, das Rom selbst hervorgebracht hat, bleibt Giulio Romano, dessen Geburtshaus, mit der üblichen Marmorinschrift geschmückt, sich doch nur sehr bescheiden ausnimmt, wenn man die Geburtshäuser großer Florentiner damit vergleichen wollte, von dem schmalen hohen Quaderhäuschen in Via S. Martino an, über dessen Tür geschrieben steht: Qui nacque il Divino Poeta.

Abgesehen davon, bleibt alle Herrlichkeit von Florenz verhältnismäßig erreichbar für uns Kinder einer spätern Zeit. Rom wird stets das „ewig-einzige“ bleiben. Unternehmungen wie St. Peter und Vatikan, wie Kolosseum und Caracalla-Thermen hat es nur einmal gegeben, und sie taugen auch nur für eine Weltstadt; Sammlungen wie die Antikensäle dort können selbstverständlich nirgend sonst entstehen, aber daß ein zweites Florenz erblühe, gehört immerhin, so unwahrscheinlich es ist, doch ins Gebiet des Möglichen. . . .

Meine Hauptbeschäftigung ist die Vollendung einer Kopie nach Andrea del Sarto im Pitti für Onkel Octavio, mit der ich damals wegen der kalten Finger nicht weit kam. Es ist eine alte Schuld — noch von München her —, die ich endlich damit ausgleiche. Außerdem macht mir die Arbeit an und für sich Freude. Erstlich schon weil ich für einen bestimmten Zweck, mir bekannte Räume und Umgebung arbeite und nicht allzu ängstlich das Original wiederzugeben brauche, sondern nur seine dekorative Wirkung, dann auch, weil mir das Malen mit Petroleum so gut gefällt! Der Maler Ludwig in Rom, mit dem ich in den letzten vierzehn Tagen dort mehrfach zusammenkam und der auch seine

Erfahrungen veröffentlicht hat, hat es mir ziemlich einleuchtend gemacht, daß es Petroleum und Bernsteinlack sind, die uns fehlten, und auf diesem neuen Wege hoffe ich wirklich die Widerwärtigkeiten, die mir das Ölmalen von Anfang an bereitete und fast verleidete, zu umgehen. . . .

Die Kopie wird mich vermutlich etwa drei Wochen beschäftigten. Da Palazzo Pitti nur von neun bis drei geöffnet ist, bleibe ich bis ein oder halbzwei dort an der Arbeit und habe dann die Nachmittage für mich, teils um Florenz zu repetieren, teils um still zu Hause in meinem großen, luftigen und leidlich kühlen Zimmer Briefe zu schreiben, Skizzenbücher zu ordnen und flüchtige Notizen auszuarbeiten, solange die Eindrücke noch frisch genug dazu sind — mit einem Worte: zu rasten. Denn mit der beabsichtigten Rast in Rom ist es doch eigentlich nichts geworden, vielmehr gehörten die letzten fünf Wochen dort zu den unruhigsten, wenn auch fleißigsten, der ganzen Reise.

Eigentlich mag ich jetzt gar nichts ganz Neues mehr sehen. Mailand, Genua, Parma will ich jedenfalls aufstecken. Hoffentlich führt mein Weg mich einmal wieder über die Alpen, um es nachzuholen, aber jetzt habe ich der vielen Eindrücke genug. Ja, wäre nicht Venedig Venedig, so würde ich selbst dies ruhigen Herzens für diesmal aufgeben. Aber das geht doch nicht. Darum werde ich über Bologna und Ferrara dahin, dann nach Verona und über den Brenner zurückreisen. Wie freue ich mich schon auf die ersten Tiroler, auf München und auf Hamburg selbst! . . .

Der Abschied von Italien wird mir nicht schwer; ich sehne mich nach Haus, um das Gelernte zu verwerten und anzuwenden. . . .

Montag, den 2. Juli.

Meine Reiseberichte fallen wirklich recht ungleich aus! Die kleinen Nester kommen verhältnismäßig immer am besten weg, z. B. Orvieto. Ich will versuchen, sowohl für Euch wie auch für mich, die großen Lücken von hier aus allmählich auszufüllen und zunächst mit Siena fortfahren.

Ich war bei der Beschreibung des Domes stehen geblieben.

Von dessen einzelnen Seitenkapellen will ich schweigen — obgleich eine sehr schöne, nach Peruzzis Entwürfen reich vergoldete, mit Fresken von Pinturicchio und einem hagern Bronzetäufer von Donatello usw. usw. es wohl verdiente beschrieben zu werden — und nur noch die herrliche Libreria erwähnen, in welche man durch ein reiches Renaissanceportal gleich vom Dom aus eintritt. Diese Bücherei ist das Werk des nachmaligen Papstes Pius II. Piccolomini 1455—64, dessen Namen man in Siena überall begegnet. Palazzo so und so ehemals Piccolomini heißt es alle naslang. — Für die herrliche Sammlung reicher Chorbücher (neben der in San Marco die größte, die ich sah), ließ ein Neffe des Papstes einen eignen, hohen, luftigen Raum erbauen und aufs reichste schmücken. Alles ist vollendet schön erhalten, und die Harmonie wird durch keine späteren Um- und Einbauten gestört. . . . Der Fußboden besteht aus zierlich, bunt ornamentierten Kacheln, vortrefflich erneuert; dann folgt einfach dunkle Holzvertäfelung, vor der die großen Folianten stehen, darüber beginnt die Ausmalung der Wände und der Decke von Pinturicchio, wohl sein Hauptwerk. . . . In zehn Bildern stellt er die Erfolge oder Fahrten, „Aventiuren“ des Aeneas Sylvius Piccolomini (des nachmaligen Papstes Pius II.) dar; ohne daß die Komposition irgendwie hervorragend wäre — vieles sind nur Zeremonienbilder — sieht man das Ganze mit großer Freude an; alles ist lustig und anmutig, und der Gesamteindruck mit der gemalten, umrahmenden Architektur, den wappenhaltenden Engelchen und Girlanden dazwischen, der zierlichen Ornamentik der Lünetten, Zwickel und der Decke auf goldenem oder lebhaft rotem und blauem Grund ist einer der angenehmsten und nachahmenswertesten, den man haben kann. Im ganzen Verwandtes mit dem Cambio in Perugia, wie sich überhaupt Pinturicchio nicht wesentlich von dem entfernte, was er von seinem Meister gelernt hatte. Raffael und Peruzzi haben als Gehilfen bei dieser Arbeit mitgewirkt; ja, man behauptete früher sogar, Pinturicchio habe sich von dem kleinen Raffael alle Entwürfe zeichnen lassen, von dieser Ansicht ist man jedoch zurückgekommen.

Unter dem Chor der Kirche befindet sich eine Unterkirche,

zu der man bei der Unebenheit des Bodens ebenfalls von der Straße aus, einige Stufen hinaufsteigen muß. In der Mitte dieser Unterkirche steht einer der berühmtesten Taufbrunnen.... Die ersten Bildhauer von Siena und Florenz haben daran gearbeitet: Jacopo della Quercia, Donatello, Ghiberti usw., wie ich schon erwähnte. Die sechs Reliefs sind aus vergoldeter Bronze, ebenso die allegorischen Frauenfiguren an den sechs Ecken unter einfach schönen Baldachinen. Der Brunnen selbst fast gotisch aus weißem Marmor mit blauen Emailstreifen und das Marmorciborium, welches aus der Mitte hoch emporwächst, von schönster Frührenaissance; die kleinen, bunten Blumenstämme (künstliche Blumen), mit denen man es bescheiden und zierlich zur Johannisfeier zu schmücken begann, belebten und zierten den schönen Aufbau. Für diese Renaissanceciborien ist Siena überhaupt der maßgebende Ort: von dem schwarzbronzenen auf dem Hochaltar des Domes schrieb ich schon, nur schrieb ich es irrtümlich meinem Freund Peruzzi zu, der erst neun Jahre nach der Aufstellung des Ciboriums geboren wurde. Das allernobelste ist von Benedetto da Majano, von den Sienesen schlechtweg Michelangelo zugeschrieben; es steht in der großen Dominikanerkirche.

Diese Dominikanerkirche ist besonders berühmt, weil sich dort die Fresken des berühmtesten Malers von Siena Sodoma befinden. Er hat hier eine kleine Kapelle zu Ehren der heiligen Catarina ausgemalt. Die heilige Catarina von Siena ist eine historische Figur des 14. Jahrhunderts. Sie war Nonne und spielte auch politisch eine Rolle, indem sie viel dazu tat, daß die Päpste wieder aus Avignon nach Rom zurückkehrten. Diese Catarina ist Sienas größte Heilige. Ihr Zimmer ist noch erhalten, mehrere Kapellen gruppieren sich um dasselbe, die größte davon reich ausgemalt; auf dem Hochaltar steht eine Holzfigur der Heiligen mit porträtartigen, anmutigen, leidenden Zügen. Ihr Kopf wird in der Dominikanerkirche aufbewahrt — es gibt überall Photographien desselben! — und in der Kapelle hat Sodoma gemalt. Die eine Gruppe, wie sie, „in verzückter Ohnmacht in den Armen zweier Klosterschwestern zusammensinkt“, ist allgemein durch Photographien und Abbildungen in Kunstgeschichten bekannt und wirklich außer-

ordentlich schön. Um die anderen beiden Bilder gebe ich nicht viel, wie ich überhaupt nicht zu den Verehrern Sodomas gehöre. Sein schönstes Bild für mich, ein heiliger Sebastian, hängt hier in den Uffizien; überhaupt verstand er es trefflich das Nackte zu behandeln. Er zeichnete groß und edel, modellierte weich und hatte ein eigenes, sanft graues, rosiges Kolorit, gegen hellgelbliche oder grünliche Luft, welches ich außerordentlich gut leiden kann. In Einzelfiguren oder kleinen Gruppen kommen diese Vorzüge zur Geltung, aber wenn er größere Mengen von Figuren bewältigen will, merkt man, daß er nicht komponieren kann.

Diese Dominikanerkirche enthält außerdem noch ein höchst wichtiges und interessantes Bild, nämlich eine Madonna von Guido da Siena. . . . In derselben Kapelle befinden sich noch ein paar andere gute Bilder früher Sienesen, besonders eine sehr liebliche, auf Goldgrund vortrefflich symmetrisch arrangierte Madonna mit Heiligen von Matteo di Giovanni, einem Maler, der im allgemeinen wegen seiner greulich geschmacklosen „betlehemitischen Kindermorde“ verrufen ist, deren schlimmster im Museum von Neapel, ein anderer in einer hiesigen Kirche, ein dritter als Marmorfußboden im Dom sich befindet. Burckhardt nennt ihn mit Recht dafür den italienischen Wohlgemuth. Um so mehr Freude macht es von demselben Manne so Hübsches zu sehen!

Im übrigen kann man die alte sienesische Schule, welche in ihren frühesten Epochen neben der florentinischen die wichtigste Italiens ist, am besten in der Akademie studieren. Ich war zweimal dort, habe das erste Mal auch mit großer Aufmerksamkeit die betreffenden Säle gemustert und manches schöne oder schnurrige Einzelne gefunden, aber doch eigentlich nichts recht behalten. Im ganzen interessierten mich schließlich die dort befindlichen Sodomas und Beccafumis mehr. Letzterer, den ich schon bei Gelegenheit des berühmten Marmorfußbodens im Dom erwähnte, ist nach Sodoma der größte Sienese (etwa zehn Jahre jünger). Seine erhaltenen Cartons zum Fußboden lassen deutlich Michelangelos Einfluß erkennen; in mehreren seiner Ölbilder erkenne ich mehr Andrea del Sarto wieder. Außer der Sienesenschule besteht diese Akademie mit geringen Ausnahmen aus großem

Schund mit unverschämter Namengebung. — Neben der Akademie ist die Bibliothek, mit berühmten frühen Drucken und interessanten Skizzenbüchern Peruzzis und Antonio da Sangallos, die, freilich unter Glas, jederzeit zur Besichtigung ausliegen.

Im Rathaus sind noch höchst interessante Zimmer aus den verschiedensten Zeiten: ganz alte, gotische, grau in grau gemalte große Schlachtenbilder aus der Zeit der Kämpfe und Siege zwischen Siena und Florenz — die großen Fahnenstangen des siegreichen „Caroccio“ von 1280, vierundzwanzig Meter hoch, lehnen noch im Dom an den Kuppelpfeilern — dann originell und lustig angeordnete biblische Bilder und römische Heldenporträts von 1410 (Bartoli), in der Ratskapelle neben dem großen Ratssaal, und in diesem selbst verschiedene überlebensgroße Schutzheilige Sienas, in glänzend dekorierten gemalten Nischen stehend, darunter drei sehr schöne von Sodoma. Für Putten besaß er besonders viel Geschmack. Überhaupt: wie verstanden es die Meister jener Zeit alle alle, ihre Bilder entsprechend zu umrahmen, sie mit der Architektur zu verbinden und das Bedeutende, das sie auszusprechen hatten, im Ornament scherzend und spielend an- und ausklingen zu lassen! Wie fühlte sich keiner zu groß und erhaben dazu, bis zu Michelangelo hinauf, der dies Beiwerk in der sixtinischen Kapelle freilich so grandios bildete, daß man fast davor erschrickt; aber trotzdem sind jene Jünglingsgestalten, im Vergleich zu seinen Propheten nichts anderes als „Beiwerk“. Freilich Riesen spielen Ball mit Felsblöcken! — Wie anders dagegen wir Modernen! Wie wenige können es, wie wenige wollen es können! Die meisten sind viel zu vornehm dazu. Wer sein Rokokokleid, seine Lederhose gut malen kann, hat das ja auch nicht nötig. Gott sei Dank, es wird auch bei uns jetzt besser damit, und, um nicht ungerecht zu sein: Cornelius hat wenigstens im Göttersaal der Glyptothek gezeigt, daß er es nicht verschmähte, sich damit abzugeben, nur wollte er jeden Quadratschuh, der ihm gegeben war, mit gedankenschwerer, ernster Schönheit erfüllen, auch wo das gesättigte Auge ihm anspruchslos anmutiges Ornament viel mehr gedankt hätte, und doch war er kein Michelangelo, der das durfte und dem man willig, wenn auch mit An-

strengung folgt. — Aber selbst Schwind: wie reich seine Phantasie und seine Lust am Ornamentalen war; er hat sein schönstes Werk, die sieben Raben, durch die unglückliche Einrahmung beeinträchtigt — ein Werk, das für mich himmelhoch über allen Kompositionen Peruginos, Pinturicchios, Sodomas, Signorellis usw. steht! Aber keiner von ihnen würde diese unglückseligen Rundbögen als Umrahmung gewählt haben. . . .

Zum Schluß hole ich noch nach, daß die Rückseite des Doms an der Chorseite und über der Unterkirche aus späterer Zeit und sehr schön ist, einfach und ehrwürdig, von feinster Gotik, auch nicht renoviert, sondern in schöner gelbbraun angerauchter Originalfarbe. . . .

Firenze, Donnerstag 5. Juli 1877.

Liebe Mutter!

. . . Die Festlichkeiten hier waren sehr reizend. Der Arno schien mir schon bei meiner Ankunft viel größer, als ich ihn in Erinnerung hatte. Er ist doch um die Hälfte breiter als die „kleine Alster", wo nicht doppelt so breit und durchfließt die Stadt so „sichtbar", daß man seine Freude daran hat, während der Tiber sich durch wenig besuchte Gegenden Roms hindrückt, als schämte er sich seiner trüben Gelbheit. Nur an der Engelsbrücke bekommt man ihn häufig zu sehen oder täglich, — wenn man den Vatikan fleißig besucht; dagegen überschreitet man den Arno Gott weiß wie oft auf verschiedenen schlanken schönen Brücken, besonders wenn man in der kleineren Hälfte der Stadt wohnt wie wir.

Das Feuerwerk wurde auf einer dieser Brücken abgebrannt, so daß es von zwei anderen Brücken aus und von den Straßen zu beiden Seiten des Ufers gesehen werden konnte. Hier führen die Straßen am Ufer entlang, und nur auf kurze Strecken gehen die Häuser wie unsere Speicher bis ans Wasser.

Von den Resten dieses Feuerwerks am 24. Juni wurde am folgenden, den 1. Juli . . . noch ein neuer Festabend im Boboligarten zu fünfzig Centesimi Entrée veranstaltet. Der Boboligarten

gehört zum Palazzo Pitti und steigt hinter demselben terrassenförmig in die Höhe. Es ist der eigentliche „Schloßgarten" aus der Zeit der Medicäer, und bleibt auch, nachdem man die römischen Villen gesehen hat, eine der allerschönsten Anlagen, jedenfalls die fürstlichste von allen. Unmittelbar hinter dem Palast liegt ein großer amphitheatralischer Platz, wohl größer als das Kolosseum, oben von steinernen Nischen mit Figuren begrenzt. Nach hinten öffnet er sich, und man kommt in ansteigenden Terrassen zu einem Neptunsbrunnen und dann noch höher zu der kolossalen „Flora". Dies ganze Terrain — andere Teile des Gartens, die Teiche z. B., waren nicht hinzugezogen — illuminiert und bei Militärmusik von vielen Menschen belebt, gab einen wundervollen, prächtigen Anblick, besonders wenn man aus den stilleren Teilen, aus den hohen, beschnittenen Hecken, in denen keine Seele sich blicken ließ und nur einzelne Johanniswürmchen leise umherschwirrten, plötzlich durch irgendeine Öffnung in das flimmernde bunte Flammenmeer hinabschaute, oder wenn man gar nicht mehr an das Fest denkend, leise und traumhaft Leuchtkugeln und Raketen am schönblauen Himmel aufsteigen sah. Einmal veranstaltete man eine Art Wettrennen von sieben kleinen illuminierten Luftballons, jeder durch ein anders gefärbtes Licht erhellt; ganz langsam und fidel schwebten die kleinen Kerle hinauf und verloren sich schließlich.... Im übrigen sind die Florentiner ein harmloses stilles Volk. Sie äußerten die Freude, die sie gewiß hatten, kaum. Bei uns geht es weit lebendiger und lärmender zu. Ganz selten erhoben sie sich zu einem kurzen Bravo und Beifallklatschen — nicht einmal das große Feuerwerk am vierundzwanzigsten auf dem Ponte Carraja, welches es sicherlich verdient hätte, entfesselte laute Bewunderung.

Florenz, Dienstag abend, 10. Juli 1877.

Lieber Onkel Heinrich!

... Mein Hauptumgang sind alte, längst gestorbene Herren. Teils die bekannten (oder unbekannten) alten Florentiner, teils die Hamburger und Nichthamburger des Perthesschen Kreises.

Was war das doch für ein vorzüglicher Mann! Wie ideal und praktisch zugleich, wie klar über sich selbst und das, was er konnte und nicht konnte, wie mild und wie scharf immer an der rechten Stelle! Mich hat seit langer Zeit kein Buch so interessiert wie dies — freilich habe ich auch lange kein anderes in die Hand bekommen als Burckhardt, Ruskin und Goethes Gedichte zuweilen, denn meinen Vorrat Platen habe ich dank Deiner Schule im Kopf! Ich wollte, Du hättest uns noch mehr der Art auswendig lernen lassen! Das bischen Mühe beim Einpauken verzinst sich huntertfältig. . . .

Florenz, Dienstag, den 17. Juli 1877.

Vorgestern machten wir, d. h. die beiden Stuttgarter Architekten, Vogel, Moosbrugger und ich einen Ausflug nach Fiesole. Fiesole ist für Florenz so etwa was für Hamburg Blankenese oder besser was für Rom Frascati ist, nur liegt es der Stadt näher. Aber an heißen Tagen pflegt man von hier ebenso sehnsüchtig zu dem hoch am Berge, von Winden gekühlten Örtchen hinüberzuschauen wie von Rom nach Frascati. — Fiesole ist älter als Florenz, schon seine Lage hoch auf einem Berge beweist das. Man sieht dort noch ein langes Stück etruskischer Stadtmauer, sowie Ruinen eines Amphitheaters, während in Florenz keine vorchristlichen Überreste existieren. Man geht $1^1/_2$ Stunden oder fährt mit dem Omnibus. Wir taten letzteres, wenigstens bis zur Hälfte des Weges. . . . Vier forsche, mit Schellen und langen Ohrentroddeln geschmückte Gäule zogen den Wagen, und der Kutscher, ein schöner, dicklich kräftiger, junger Kerl knallte mit seiner langen Peitsche, sobald wir aus dem Tor waren, daß es eine Lust war. Sehr bald geht's bergan, und das Vergnügen des Schnellfahrens hat ein Ende. Zu beiden Seiten der Straße hohe Mauern, über die wir, auf dem Verdeck sitzend, hinwegsehen konnten. Die Umgegend von Florenz ist das gerade Gegenteil von der Roms! Dort liegt die Stadt auf Hügeln, ringsum breitet sich die große, unfruchtbare Campagna, kein Dorf, soweit man sehen kann, nur einzelne Landstraßen, ein paar armselige Osterien und die Aquädukte. Bäume sind selten, nur einzelne hohe, dünnver-

wehte stehen hier und da in Reih und Glied an irgend einem Flußufer. Erst in der Ferne wird die Ebene von Bergen umschlossen, an denen man Dörfer und Villen, mit einem Worte Leben, bemerkt. — Florenz dagegen liegt im Tal, die umgrenzenden Hügel steigen in sanften Wellen an, wohin man blickt — Felder, Gärten, Ölbäume, Weinreben, Villen und Häuser bis zu den Bergen von Fiesole empor. Es ist etwa wie in der Umgegend Hamburgs, nach Wandsbek und Altona zu, nur ländlicher, üppiger und reicher. Jedes Plätzchen ist benutzt, alles atmet Fleiß und Wohlhabenheit — daß die Stadt trotzdem eine der tiefverschuldetsten Italiens ist, ist eine Sache für sich, die hauptsächlich politische Gründe hat. — Auf dem halben Weg wird Halt gemacht. Hier liegt San Domenico mit Kirche und Kloster, in dem Fra Angelico lebte, ehe er nach Florenz kam. Fünf Minuten weiter liegt im Chorherrenstift die Badia, für Architekten eins der interessantesten Gebäude: Kirche, Kreuzgänge und Kloster sind von Brunellesco in schlichter, feiner Frührenaissance erbaut. Die Kirche ist ganz kahl und unbenutzt und man kann das Kloster nur mit Erlaubnis des Priors besehen, die der Pförtner, ein moderner Elegant, uns zu besorgen versprach. „Es wäre gut, wir sollten nur eintreten," war die Antwort. In der Kirche waren zwei Geistliche, von denen der eine den andern herumführte. Nachdem der Fremde fort war, zeigte er uns die Loggia, die nach dem sonnigen, friedlichen Garten hinausgeht und von der aus man eine der schönsten Aussichten auf Florenz hat — nachher in Fiesole selbst ist man fast zu hoch — und das Refektorium mit einem schönen Brunnen im Vorraum, einer feinornamentierten halbrunden Kanzel und einem Fresko von Giovanni da San Giovanni. . . .

Es hat mir ganz besonders gefallen, ist auch von meinem lieben Giovanni da San Giovanni (1599—1636) und voll seiner lustigen Phantasie. Für gewöhnlich sieht man in Refektorien das Abendmahl oder die Hochzeit zu Kana, die beiden Hauptmomente, in denen die Bibel Christus bei Tisch schildert. Aber wer zwischen den Zeilen lesen kann, findet noch andere. Nach der Versuchung heißt es: „und da traten die Engel zu ihm und dienten ihm." Nach 40tägigem Fasten war ein kleines Diner

sicherlich kein schlechter Dienst, und so hat Giovanni das hier aufgefaßt: in der Mitte sitzt Christus vor einem zu einem Tischleindeckdich gemachten Baumstumpf. Vier größere stehende Engel bedienen, einer von ihnen, der gerade ein Gericht präsentiert, kniet dabei nieder. Ein ganz kleiner Putto hebt sich auf die Zehen, um vom Tisch, auf den er kaum hinaufgucken kann, eine Schüssel herunterzuheben. In dem Drittel der Wand nach rechts kommt noch eine ganze Schar himmlischer Kellner mit neuen guten Dingen von oben heruntergefahren, während kleine Putten sich über die abgeräumten Reste hermachen, einige auch das Keilen dabei kriegen. In dem Drittel nach links flieht der Versucher zum Bilde hinaus, ganz in der Fensterecke, so daß man ihn kaum erkennen kann, und eine Bande kleiner englischer Straßenjungen hinter ihm her höhnend und grimassierend, mit Steinen werfend und doch im Herzensgrunde recht bange vor ihm. Sehr ideal und groß ist die Auffassung sicherlich nicht, aber liebenswürdig, und der Stimmung eines Eßsaales in den meisten Fällen wohl entsprechender als das feierliche: Einer unter Euch wird mich verraten.

In den Uffizien befindet sich derselbe Gegenstand von Giovanni als kleines, anspruchsloses, skizzenhaftes Bild, das Händewaschen nach der Mahlzeit ist gewählt. Am berühmtesten ist und am meisten besehen wird dort „Venus und Amor", d. h. eine Bauersfrau, die ihren Kleinen mit einem großen Lausekamm frisiert, abgesehen davon, daß er den Witz lebensgroß! gemalt hat, trivial und ziemlich witzlos aufgefaßt. Wie ganz anders dasselbe Motiv von Gerhard Dou in München, ganz klein, zierlich, wundervoll in der Komposition der Gruppe, auch in der Linie, und trotzdem in kein mythologisches Gewand gehüllt!

Von der Badia aus geht der Weg steil aufwärts im Zickzack nach Fiesole hinauf. Es war elf Uhr geworden und wir schwitzten tüchtig, obgleich die Luft seit dem vorigen Abend merklich abgekühlt war. Das unaufhörliche Schnattern oder Gecksen der Zikaden, die seit 14 Tagen heftig im Gange sind, ist die unerläßliche Musik zur Sommertagshitze im Süden. Oben angelangt, besichtigten wir zunächst den sehr alten Dom. . . .

Einige schöne Arbeiten des zierlichen und fleißigen Mino da Fiesole, dessen Haupttätigkeit in Grabdenkmälern bestand, befinden sich hier in seiner Vaterstadt, sonst nicht viel Sehenswürdigkeiten, was uns alle herzlich freute. Dann aßen wir gut, blieben noch lange sitzen, und als wir die vergebliche Anstrengung gemacht hatten, auf der anderen Seite des Platzes ins Museum und in eine andere große Kirche einzudringen, fielen wir erschöpft in ein Café, welches ebenfalls auf diesem Platze lag — auch Dom und Wirtshaus, genug, alles liegt hier beisammen. Endlich, nachdem ich 1/4 Stunde geschlafen hatte, ermannten wir uns und stiegen zur höchsten Höhe des Berges, einem friedlichen Kapuzinerkloster hinauf. Von einer bequemen, aber jetzt glühend heißen Steinbank aus, die ein Engländer hier seinen „Reisebrüder jeglicher Nationalität“ gestiftet hat, sieht man weit ins herrliche, reiche, sonnige Tal hinab, die Domkuppel, in der Mitte der Stadt, beherrscht Florenz mehr als die Peterskuppel Rom. Dank ihren plumpen Proportionen erscheint sie wuchtiger, wie so oft das Rohe wirkungsvoller ist als das Vollendete (das gilt übrigens nur von außen, innen macht die Domkuppel absolut keinen Eindruck).

Die kleine Klosterkirche war offen. Ein Mönch saß da und schlief; so drangen wir ungestört in verschiedene, traulich kleine Kreuzgänge, brütend heiß, aber malerisch; ein paar Kutten hingen zum Lüften über die Brüstung des oberen Ganges herunter! Zu einer andern Tür wieder hinausgelangt, lagerten wir im Schatten einiger Nadelhölzer, beobachteten Ameisen und freuten uns faul der schönen Natur. Frauen und Mädchen kamen, um von den bekannten zierlichen und unglaublich billigen Strohflechtereien zu verkaufen, welche die Hauptindustrie des Ortes bilden. . . . Dann wieder hinab, die etruskische Mauer und die vorhin geschlossene Kirche mit einem sehr gewöhnlichen Robbia und einem schönen Porträtrelief Sangallos besichtigt, noch einmal im Dom, dann etwas ausgeruht, und für die Anstrengung mit einem Wermut belohnt. — Um sechs Uhr gingen wir bergab. Bei sinkender Sonne war der Weg herrlich, das Schönste vom ganzen Tage, solange wir Aussicht hatten, nachher störten die vielen Mauern, über die wir nicht hinwegsehen konnten. . . .

Florenz, Donnerstag Abend,
19. Juli 1877.

Liebe Tante Ida!

Heute ist der 19. Juli, also ist's Zeit, einen Geburtstagsglückswunsch an Dich zu schreiben, damit er rechtzeitig ankommt. Ich vermute, daß Ihr noch in Gotha seid: Bessers werden Euch nicht eher fortgelassen haben.

Ich bin heute besonders guter Laune: erstlich ist nach einigen trüben und windigen Tagen wieder schönes Wetter eingetreten, abgekühltes obendrein; zugleich ist meine Erkältung, die ich mir auf unserem Ausflug nach Fiesole am Sonntag geholt hatte und die sich gestern Abend in echt Speckterscher Weise sogar in leichtem Fieber äußerte, heute verschwunden und schließlich ist der letzte von fünf unfreiwilligen Ferientagen, die mich wegen des alljährlichen „großen Reinmachens" im Palazzo Pitti an meiner Kopie hinderten, vorüber, und ich habe denselben extra gut angewendet. Bis drei Uhr war ich in den übrigen Sammlungen hier, das ist zwar brav und gut, doch nichts besonderes, dann aber gingen wir vier (zwei schwäbische Architekten und ein Berliner Maler außer mir) nach der Villa Landau, um Makarts „Pest von Florenz" zu besehen. Wir waren alle voller Erwartung: erstlich, ob das Bild überhaupt dort sei — denn die Berichte waren etwas apokrypher Art — dann, ob wir es zu sehen kriegen würden und schließlich, was es nach so langer Zeit für einen Eindruck machen würde, besonders, da man uns erzählt hatte, es sei inzwischen fürchterlich nachgedunkelt, kreuz und quer gerissen und kaum wieder zu erkennen.

Die Villa erreichten wir auf sanft bergansteigender Chaussee, $^1/_4$ Stunde außerhalb des Tores. Öde und verlassen liegt sie da; der Besitzer war zuletzt vor zwei Jahren einmal 14 Tage dort, sonst lebt er in Wien. . . . Das Haus hat außer seiner schönen Lage nichts auffallendes; es ist ein schlichtes, altes, behagliches Haus, ohne architektonische Gliederung, nur ein kleines Wappen über der Tür besagt, daß es einst den Medizäern gehört hat,

wohl im 16. Jahrhundert. Die Einrichtung ist hübsch und würdig, meist gute alte Mobilien, viele Gobelins, Majoliken usw. Schließlich kommt man in das Zimmer, in dem der Makart hängt, natürlich besser beleuchtet als damals, 1869 in Hamburg, aber doch nicht gut, nicht so wie er sollte und verdiente, und die ganze Umgebung ist zwar nicht unwürdig, aber auch nicht speziell für das Bild angeordnet.

Nachdem ich nun soviel des Besten und Größten der Alten gesehen habe und meine Abneigung gegen unsere moderne Alltagsware noch höher gestiegen ist, als sie schon früher war, kann ich nur sagen, daß all meine Erwartungen beim Wiedersehen dieses Bildes weit übertroffen wurden, daß ich es eigentlich mehr bewundere als damals, und daß ich Makarts Talent nur mit dem größten der Alten vergleichen kann. Von Dunkeln oder Reißen ist keine Rede. Die milde Farbenpracht ist heute so schön, als sie es je war und von so zauberhaftem Reiz, daß damit nichts, was ich von den Alten kenne, konkurrieren kann. Abgesehen davon, ist die Zeichnung so schön, mit einigen Ausnahmen freilich, die Grazie der Bewegungen, der Fluß der Linien so herrlich, daß es auch ohne Farbe, ohne Schatten- und Lichtverteilung nur in mageren Konturen à la Genelli gezeichnet, noch schön wirken müßte — mit einem Wort, ich bin ganz weg und ganz stolz, daß ein moderner Meister so etwas gemacht hat. — Daß er, der von Haus aus ein fader, ungebildeter, unklarer Kerl ist, der nicht weiß, was er will und soll — seit jenem Bilde nicht Fort- sondern Rückschritte gemacht hat und sich schwerlich wieder hinaufarbeiten wird, ist traurig genug und liegt daran, daß namentlich bei den Münchnern und was damit zusammenhängt, die allgemeine oder gar die wissenschaftliche Bildung nicht sehr verbreitet ist und nicht in gutem Rufe steht, während die Alten in jeglicher Beziehung auf der Höhe ihrer Zeit standen und zu stehen strebten. — Unanständig kann ich das Bild — einige häßliche Kleinigkeiten abgerechnet — auch heute nicht finden. Dazu ist's zu schön und großartig! Wie zahllose, völlig „angezogene“ moderne Bilder sind 1000 mal unanständiger als dies!

Doch endlich genug davon — was ist das für'n schlechter Geburtstagsbrief für eine 68jährige Tante! Aber wess das Herz voll ist, davon läuft der Mund über!

Nachher gingen wir ins Giuoco di Pallone, d. h. Ballspiel. Jede größere Stadt Italiens hat ihr eigenes Ballspielhaus, d. h. eine große Arena unter freiem Himmel, mit amphitheatralischen Sitzreihen an drei und einer hohen Langmauer an der einen Seite. Die Spieler — Berufsspieler — sind weiß und leicht gekleidet: Strümpfe, helle Schuhe, Kniehosen und eine leichte Jacke. Rote und blaue Gürtel unterscheiden die Parteien der Türkisen und der Rossi. Auf jeder Seite kämpfen drei Mann, jeder mit einem großen, mit hölzernen Stacheln besetzten Fausthandschuh bewaffnet. Die Bälle sind von Schweinsleder, mit Luft gefüllt, sehr hart und schwer. Kriegt man so'n Ding an den Kopf, so fühlt man's gewiß, falls einem die Sinne nicht ganz vergehen. Man wirft sich den Ball nur mittels dieser Fausthandschuhe zu. Die Partei, die ihn nicht auffängt, aus der Bahn herausschleudert über die hohe Mauer weg oder in den Zuschauerraum hinein, bekommt 5 oder 10 Striche Strafe. Nach je 40 oder 50 Strichen ist eine Partie entschieden. Das Publikum pflegt mit angestrengtester Aufmerksamkeit zu folgen, schon um sich vor den fehlgehenden Bällen bei Zeiten zu retirieren. Außerdem wird auch viel gewettet. — Schon in Rom hatte ich's gesehen, aber hier wars weit schöner, die Spieler besser und eifriger, wunderschön gewachsene Kerle, deren Gestalten in diesen mannigfaltigen, kraftvoll elastischen Bewegungen zur Geltung kamen; das Publikum weit zahlreicher und begeisterter bei der Sache, die Arena größer und schöner gelegen vor dem Tor, mit Aussicht auf die in der Abendsonne purpurn erglühenden Berge — es war wirklich ein Genuß!

Deinen Geburtstag am Sonntag werde ich wohl in Prato feiern, zwei Stationen auf der Bahn nordwärts. Ich wollte, es ginge von da direkt weiter nach Haus, aber was man versprochen, muß man halten, und wenn's nichts schlimmeres ist als eine Kopie nach Andrea del Sarto im Palazzo Pitti, so läßt sich's wohl aushalten. Tausend Grüße Euch allen! Dein Hans.

Montag, den 20. Juli 1877.

Gestern war ein angreifender Tag! Um für meine Kopie noch zwei Tage zu gewinnen, habe ich Pisa und Lucca, die ich eigentlich erst auf der Reise nach Venedig besichtigen wollte, an einem Tage abgemacht und bin am Abend wieder hierher zurückgekehrt. Aber 6½ Stunden auf der Eisenbahn und in je 4 Stunden zwei Städte von solcher Größe und Bedeutung besehen — und das alles bei der Hitze! das nenne ich eine Strapaze und kein Sonntagsvergnügen. Doch habe ich nun von beiden Städten einen genügenden Begriff, um mit gutem Gewissen sagen zu können: ich kenne sie.

So interessant wie Siena ist keine von beiden; namentlich von Pisa macht man sich leicht eine zu hohe Vorstellung, indem man an die gewaltige Bedeutung der Republik denkt, deren Herrschaft und Reichtum selbst von Florenz und Venedig kaum erreicht worden ist.

Besaß es doch einst Korsika, Sardinien, die Balearen und die Küste von Amalfi, schlug die Sarazenen bei Palermo, Karthago und Gott weiß wo sonst noch, hatte seine Faktoreien in Afrika, Spanien, Frankreich und Tyros; sein Konsul in Konstantinopel hatte den ersten Sitz nach dem Patriarchen; in den ersten Kreuzzügen spielten sein Geld und seine Schiffe eine Hauptrolle — genug, es war die Fürstin Italiens im Anfang des 11. Jahrhunderts! Aber die vereinigten übrigen toskanischen Städte, verbunden mit dem aufblühenden Genua, vereinigte sich zu seinem Sturz, und wenn es auch noch lange siegreich und glänzend dastand, so trat der Wendepunkt doch schon am Ende des 13. Jahrhunderts ein. 1509 mußte es sich nach glänzender Verteidigung an Florenz übergeben und 1551 hatte es nur noch 8500 Einwohner! Sic pereat gloria mundi. Freilich hat es sich später wieder gehoben und ist jetzt immerhin eine Stadt von 50000 Einwohnern. Wenn man am Arno entlang geht, der die Stadt in breitem Strom durchschneidet und viermal stattlich überbrückt wird — die neueste Brücke hat viel Ähnlichkeit mit unserer Lombardsbrücke, nicht so breit, aber gewiß nicht kürzer —, so macht sie sogar einen sehr stattlichen Eindruck. Wunderschöne Paläste — gotische aus Backstein

und Renaissancepaläste aus Quadern — stehen nebeneinander; die Aussicht auf die umschließenden Berge ist sehr anmutig, aber rechtes Leben fehlt doch. Kommt man weiter auf den großen Platz dei Cavalieri, wo allerlei Bauten von Vasari stehen: eine Kirche, in der eine Unmasse von Türkenfahnen hängen, die ihnen von den Stephaniterrittern abgenommen wurden, ein großer Palast daneben, mit langweiligen Büsten der Großmeister und halbabgefallenen Sgrafitti geschmückt, davor ein schlechtes Standbild von Cosimo I., dem Stifter dieses Ordens, und ein Brunnen, der kaum noch Wasser gibt —, dann überkommt einen etwas von der römischen Wehmutsstimmung, die Onkel Erwin so gern schildert und in die Worte zu kleiden liebt: Roma, Roma, non è piu, come era prima. Und doch ist dies erst die Vorbereitung auf den Domplatz. Dort, ganz einsam, am äußersten Ende der Stadt, unmittelbar an der Stadtmauer, liegen auf einer staubigen, verdorrten Wiese die vier großen Sehenswürdigkeiten nebeneinander: Dom, Baptisterium, Campo Santo und der schiefe Turm, jedes in seiner Weise ein Wunder der Welt.

Der Dom von Pisa, begonnen nach einem großem Seesieg über die Sarazenen bei Palermo 1063, der den Bürgern eine unermeßliche Beute brachte, ist die erste, größte und epochemachendste romanische Kirche Italiens. Um mit Burckhardt zu reden: „hier tut die Kunst einmal einen ihrer ganz großen Schritte.“ Bis dahin pflegte man aus den Bruchstücken antiker Tempel, in mehr oder minder mißverstandener Weise, die antiken Formen nachzuahmen und für den neuen Kultus neu zusammenzusetzen: hier plötzlich ein selbstbewußtes künstlerisches Gestalten. Außen sieht man die vielen kleinen rundbogigen offenen Hallen übereinander, die seitdem in ganz Toskana und darüber hinaus üblich wurden, innen ist er ganz herrlich: fünfschiffig, die Querarme dreischiffig, mit offenen Obergalerien. Nicht so prächtig und zu Herzen gehend wie der Dom von Siena, aber feierlicher, erhabener. Auch hier wenig störende Zutaten, sogar sehr schöne Bilder, Skulpturen und Schnitzereien, wenn auch nicht solche Meisterwerke und soviel Harmonie wie in Siena. — Es war Hochamt, schöne Musik, die Geistlichen machten einen vor-

nehmen Eindruck, aber wenig Andächtige waren vorhanden, und in dem großen Pfeilerwald verschwanden sie ganz.... Das Baptisterium wurde fast 100 Jahre später als der Dom errichtet, ein riesengroßer Rundbau, ganz eigentümlich und überwältigend. Viel größer und wuchtiger als das Baptisterium in Florenz, die Perle aller Baptisterien. Innen ist's sehr kahl. Ich hatte auch keine Zeit, die berühmte Kanzel näher zu betrachten. All diese großen Kanzeln haben etwas Verwandtes im Aufbau: die vorzüglichste soll in Pistoja sein, in einer Kirche, die wir damals nicht sahen, dann folgt diese und die noch reichere in Siena. Wie der Dombau in der Architektur, so stellen die Kanzeln (von Niccolò und Giovanni Pisano 1260) in der Skulptur den Beginn der modernen Kunst dar. Nur in der Malerei ist Pisa nicht vorangegangen.

Der Camposanto, der Friedhof: vier lange, offene gotische Pfeilerhallen, welche ein stilles Gärtchen mit Zypressen umschließen, ein unbeschreiblich feierlicher Anblick. Alle Wände bemalt, teils Giottesk, teils von den vorzüglichen Meistern der Schule von Siena (darunter, die Euch gewiß durch Stiche bekannte Darstellung vom Triumph des Todes, früher Orcagna zugeschrieben), teils die berühmten Bilder von Benozzo Gozzoli, dieses fidelen Genremalers aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Im Vergleich mit letzterem sieht man recht deutlich, wie ernst und heilig die frühen Meister waren, deren Werke noch vom Geist Dantes durchweht scheinen und die, zwar in Ausführung befangen, dem Gegenstand jedesmal nur den entsprechendsten, deutlichsten Ausdruck geben wollten: Right thinkers!

Später wurde der Gegenstand nur Vorwand. Wie heutzutage oder bei den späteren Venezianern die Entfaltung von Farbenpracht und glanzvoller Wirkung der eigentliche Beweggrund ist, so damals die Lust an mannigfaltigen Bewegungen der menschlichen Figur. Ja, wenn sie solch einen Turmbau zu Babel zeichnen dürfen, mit all der Wirtschaft der Maurer und Handlanger usw. oder einen Brand von Sodom und Gomorrha oder einen bethlehemitischen Kindermord und dergl. — dann sind sie froh! — Aber es war doch gut, daß Raffael und Michelangelo

und Lionardo kamen und wieder Ernst und Würde und Maß brachten. . . .

Im ganzen erinnert diese Reihe der unmittelbaren Vorgänger der Blüte in mancher Hinsicht an die Zeit der Meistersinger, die endlos fortreimen konnten, und jeden Gedanken, der ihnen einfiel, schnell in Wort und Reime setzten, ohne sich darum zu bekümmern, wie nachher das Ganze aussah. — Man muß Zeit haben und dazu aufgelegt sein, wenn man derartige Werke betrachten will; ich hatte beides nicht, und kann den Gesamteindruck nur als den sehr mittelmäßiger bunter Gobelins bezeichnen. Vor diesen gemalten Wänden steht eine Fülle der interessantesten Skulpturen. Eigentlich sollten es nur Grabmonumente sein, aber später ist ein ganzes Museum daraus geworden. Neben den vorzüglichsten Stücken der Pisaner Schule sieht man antike Sarkophage, Büsten und dergl., darunter außerordentlich Schönes, auch zopfige und moderne Sachen z. B. von Thorwaldsen. Sachlich interessant ist der Sarkophag Kaiser Heinrichs VII., der hier (oder in Siena) starb, dann ein prächtiges Denkmal des Grafen Algarotti, das Friedrich der Große „dem Nebenbuhler Ovids, dem Schüler Newtons" setzen ließ. Warum setzt er solche Denkmäler nicht in Berlin, wo doch kein Überfluß daran ist? — Die Zeit reichte nicht mehr, um auf den schiefen Turm zu steigen. Ich hatte Not, rechtzeitig an der Bahn zu sein, um noch nach Lucca zu kommen. . . .

Der Weg zwischen Pisa und Lucca ist wundervoll. Im Tal dieselbe üppige Fruchtbarkeit wie überall in Toskana, Mais, Maulbeeren, Wein, in üppigstem Geranke und sauberster Ordnung und Pflege, obendrein wasserreiche Gräben, wie man sie bei Florenz nicht sieht, und dann die Berge, von Villen und Schlössern bekränzt, die ziemlich nah an die Bahn herankommen, in der Ferne hohes Gebirge mit phantastisch ausgezackten, interessanten Formen.

Lucca macht einen sehr angenehmen Eindruck. Es ist von Festungsmauern und Bastionen umgeben, aus rotem Backstein, der in der Sonne glänzt. Schattige hohe Bäume auf den Mauern und viele Spaziergänger. Man glaubt in Deutschland zu sein. Ein hübsches Barocktor mit kräftig bossierten dorischen Säulen

führt in die Stadt hinein. Hier kann man sich in den schattigen kühlen Anlagen ergehen, und selbst, wenn man sich als pflichtgetreuer Reisender diesem Vergnügen nicht lange hingibt und weiter in die Stadt geht, trifft man bald einen großen Platz in doppelter Reihe mit schattigen Platanen bepflanzt. Eine italienische Stadt mit Bäumen — was will man mehr? — Außer einem großen modernen Marmordenkmal für eine Herzogin von Lucca, welches sehr vornehm aussieht, steht hier der übliche Palazzo Pubblico (schöne Spätrenaissance) und darin eine sehenswerte Bildergalerie. Diese war jedoch geschlossen, was mir nur wegen der berühmten zwei Fra Bartolommeos Leid tat, die sich dort befinden sollen. Ein dritter sehr schöner ist im Dom. Warum konnte man die beiden anderen, wenn sie durchaus aus ihrer ursprünglichen kleinen Kirche entfernt werden mußten, nicht auch dort unterbringen? Dies Zusammenschleppen aus den Kirchen in die Museen heutzutage ist so dumm und widerwärtig! Warum können die Kirchen nicht zugleich Museen sein, wie sie es bisher und auch in antiker Zeit waren? Ich sehe darin so recht die Herrschaft des Gelehrtenstandes von heutzutage und der sogenannten Gebildeten. . . .

Der Dom von Lucca reiht sich denen von Siena und Pisa würdig an. Keine der Kirchen in Rom, Florenz und Neapel kann sich in meinen Augen mit diesen dreien messen. Außen romanisch mit Säulengalerien wie der Dom von Pisa, innen aber ist er gotisch und was für eine Gotik! Namentlich die zierliche obere Empore, durch die man nur den dunkeln Dachstuhl sieht, hat die entzückendsten, schlanksten Säulchen. Gleich versteinerten Wasserstrahlen streben sie empor, und die Nachmittagssonne beleuchtete sie prächtig. Auch hier herrscht schöne Harmonie in der Einrichtung: prächtige Frührenaissanceskulpturen von einem Luccheser Civitali, den besten Florentinern jener Zeit ebenbürtig, Grabmäler, vor allen Dingen auch vortreffliche Glasfenster. . . .

Unter den Bildern besonders der schon erwähnte Fra Bartolommeo. Ich habe eine besondere Vorliebe für den Frate; namentlich an seinen Handzeichnungen in den Uffizien lernt man

ihn recht bewundern. Viele seiner Figuren sind von einer schlichten Hoheit und unbewußten Grazie, wie es kein anderer Künstler, Raffael nicht ausgenommen, je erreicht hat. Man fühlt, wie es ihm heiliger Ernst um seine Kunst war. Er arbeitete in demselben Kloster San Marco — bekanntlich veranlaßte ihn die Begeisterung für Savonarolas Predigten der Welt zu entsagen — wo fast hundert Jahre früher Fra Angelico gewirkt hatte. Wie anders war die Welt inzwischen geworden! Und wie anders auch die Kunst! Das wird einem recht deutlich, wenn man die beiden spitzbogigen Lünetten, beide über Türen zum Refektorium, miteinander vergleicht, in denen die bekannte Szene von Emmaus: „Bleibe bei uns Herr, denn es will Abend werden," von den beiden Malermönchen behandelt wurde. . . . In meinen Augen eine der schönsten Schöpfungen der christlichen Kunst, über aller Eigentümlichkeit ihrer eignen Kunst stehend und heute noch gerade so verständlich wie damals. Ich finde sogar etwas Schwindsches darin! Es gibt ja kein größeres Kompliment für uns Moderne, als wenn man von unseren Sachen sagt: ganz wie ein alter Meister; ebenso groß scheint mir aber das Kompliment für die Alten, wenn man von ihnen sagen kann: ganz wie ein moderner Meister — wenn man von den wirklichen Meistern spricht, natürlich nicht Grützner, Lossow und Konsorten. . . .

Doch zurück zu Lucca! Es ist eine stille Stadt; wenigstens machte sie am Sonntag Nachmittag diesen Eindruck. Man sieht viel interessante Kirchen, mit meist romanischen Fassaden, doch auch eine schöne Renaissancekirche mit Glasfenstern. In zweien war Kinderlehre, in einer Predigt. Der Geistliche sprach wunderschön, was ich verstand, war klar und gut, auch viel Zuhörer zugegen.

Mit dem Gefühl rechter Befriedigung fuhr ich um sechs Uhr wieder nach Pisa zurück. In $^3/_4$ Stunden ist man da, Dom, Turm, Baptisterium wurden von der milden Abendsonne wundervoll beleuchtet, als wir langsam daran vorbeifuhren, und die Berge lagen klar in bläulichem Purpur dahinter. Friedlich groß erschien dies „Camposanto der einstigen Größe". Die Zeit war zu kurz, um noch einmal hinzugehen, doch waren mir

immerhin $^3/_4$ Stunden gegönnt, ehe ich nach Florenz mitfahren konnte. Ich begnügte mich damit, das Flußufer zu erreichen und hier von den Brücken aus die Stadt im Abendschein auf mich wirken zu lassen. Auf den Wassern, in den Böten war etwas Leben, vom Ufer aus sahen viele zu. . . . Eine sehr zierliche kleine Kapelle am Ufer wird völlig restauriert, d. h. sie haben sie ganz niedergerissen und bauen sie mit den alten Steinen sorgsam wieder auf. Man sieht: die Italiener haben jetzt wohl Pietät für ihre alte Kunst, wenigstens offiziell; von Regierungswegen oder von seiten der Magistratspersonen herrscht sehr viel Anstandsgefühl in dieser Beziehung, mehr als an den meisten Orten bei uns; die einzelnen Individuen freilich interessieren sich nur ausnahmsweise wirklich dafür, wenn sie auch anstandshalber so tun. Mehr wahre Freude an den Dingen als bei den sogenannten Gebildeten findet man gewiß bei den unteren Klassen.

Als es $7^1/_4$ schlug, sagte ich diesem friedlichen, stillen Flußbild Lebewohl und kam noch rechtzeitig am Bahnhof an. Der Mond schien hell und klar während der Fahrt, und der droße Pinienwald zwischen Empoli und Florenz, der größte, den ich kenne, sah prächtig aus. Etwas nach zehn war ich da, um $^1/_2$11 zu Haus.

Das waren also Pisa und Lucca! Beides stille, saubere, nette Orte, aber welch ein Unterschied gegen Siena! Obgleich letzteres wenig größer ist als Lucca, was für ein Leben herrscht da! Nicht nur an diesen Festtagen, wo die Stadt voll Fremder war; auch bei meinem ersten Besuch war mirs mittelalterlich regsam, vergnüglich dort zu Mut. Man denkt nicht an eine zurückgekommene Vornehmheit, sondern an ein glückliches, befriedigtes Stillstehen und Sich-Bescheiden; ja, wenn man diese buntkostümierten Abteilungen durch die engen Straßen ziehen sah, konnte man sich lebhaft an die alte Glanzeszeit gemahnt fühlen, wo Siena mit Florenz wetteiferte. Wohl gar an jenen glänzendsten Tag in Sienas Geschichte, als es, mit Hilfe von König Manfreds 300 deutschen Rittern, die mächtige Rivalin völlig besiegt hatte, ihr großes Schlachtenbanner, an eines Esels

Schwanz gebunden, durch die Straßen schleifte, und das siegreiche Heer mit Ölzweigen in den Händen, Psalmen singend, seinen Einzug hielt. Damals war die Rede davon, ganz Florenz zu schleifen, und nur ein einziger der Ghibellinen von Florenz (die mit den Sienesen verbündet waren) hatte die Kourage zu opponieren! Wie war doch trotz aller schönen Einzelzüge jene Glanzzeit Italiens kleinlich und erbärmlich! Darin ist die Neuzeit größer und menschlicher, auch in der Politik heißt's allmählich: leben und leben lassen.

Zu Siena hole ich noch nach, daß die gewinnende Contrada sich nur das Recht ersiegt, alle anderen acht Tage lang in allen möglichen Lokalen frei zu halten. Das ist doch hübsch! — Das Pferd, welches in der Probe das letzte war, trägt beim Umherführen eine große Nachtmütze! . . .

Florenz, Mittwoch abend 25. Juli 1877.

Liebe Mutter!

. . . Von mir ist nicht viel zu berichten — doch, allerlei! Von meinen Wandmalereien habe ich, glaube ich, noch gar nicht geschrieben? Überhaupt von Frl. v. Willemoes noch nie? Sie ist die Schwester des ehemaligen Altonaer Polizeipräsidenten, eine kluge, natürliche, freundliche, häßliche, alte Dame . . . mit einem Worte sie ist die liebenswürdigste alte Jungfer, die ich seit langer Zeit kennen gelernt habe und wir vertragen uns sehr gut . . . Ich lernte sie bei Ludmilla Assing kennen. Am ersten Abend nach meiner Rückkehr traf ich sie dort, und sie lud mich sogleich ein, sie an einem der nächsten Abende in ihrer Sommerfrische zu besuchen, was ich denn auch gemeinschaftlich mit Pastor Rönnecke und Bruder tat. . . . Es war einer der hübschesten Abende hier. In einem alten Nonnenkloster, nicht weit von der Stadt, hochgelegen, mit stillem, klosterartigen Gärtchen liegt ihre Sommerfrische; wir saßen auf einer langen offenen Terrasse und sahen den Abend über der Stadt verglühen. Ludmilla war elend und still, selbst das stets gesprächige Frl. von Bach — eine ältere junge Dame aus Oldenburg, die in diesem Kreise viel verkehrt

— verstummte — statt dessen quakten in der Ferne einige Frösche — es war wirklich sehr schön. Nachher brannte der Portier ein paar bengalische Flammen ab, welche die schönen Lorbeer- und Olivenbüsche phantastisch beleuchteten und Ludmilla in solch affektierte Begeisterungsausbrüche versetzten, daß Pastor Rönneckes Bruder mich fortwährend in den Arm kniff — dann gingen wir ins Haus zurück; . . . ein allerliebster blonder italienischer Backfisch, die Tochter der Wirtsleute, sang ein italienisches Lied. . . . Endlich gingen wir alle zusammen auf dem schönen Viale del Collo in sanftem Mondschein zur Stadt zurück.

Auf diesem Heimweg eröffnete mir Frl. v. Willemoes ihre Absicht ihre neue Wohnung, die sie sich bei Ludmilla im zweiten Stock gemietet hätte, selbst al fresco auszumalen, in der harmlos fidelen Art, wie man es hier in ländlichen kleinen Villen und Wirtshäusern so oft findet. Ob ich ihr über die Technik nähere Aufklärung geben könnte? Genug, das Ende vom Lied ist, daß ich sie alle Wochen etwa zweimal Nachmittags von fünf bis sieben besuche und ihr malen helfe, mit gewöhnlichen Leimfarben, was mir viel Spaß macht und wobei ich allerlei lerne. Es ist eine kleine quadratische, hochgewölbte Küche. Die Decke haben wir blau streichen lassen: das bedeutet Luft. In Menschenhöhe wird eine Steinwand gemalt, von Wein, Rosen usw. umrankt; in einer Nische steht eine alte Dantebüste, eine große Fratze speit Wasser in ein Marmorbecken, aus welchem ein Vogel trinkt; in einer Ecke steht ein großer Weinkrug, auf dem Boden liegen allerlei leere und volle Fiaskos, Zwiebeln, Schinken usw. hängen daneben. Eine große Bronzetafel, mit dem von Willemoesschen Wappen, von zwei Sphinxen bewacht, war meine erste Tat; heute leistete ich in einer Stunde den ganzen Palazzo vecchio, welcher in blendender Abendsonnenbeleuchtung, von Ferne über die Mauer dieses Küchengärtchens hereinschaut. Die neueste Idee von Frl. v. W. ist ein lebensgroßer Pfau, der auf der Mauer sitzen soll, aber diese Woche werde ich ihn wohl noch nicht verfertigen. Sie kann nun erst einmal ihren Schinken fertig malen! — Ist das nicht eine lustige, phantastisch-deutsche Idee dieser alten Dame?

Und mit wieviel Eifer und Selbstironie sie dabei ist, solltet Ihr sehen! Dabei unterhält man sich vortrefflich mit ihr.

Der Pitti wird erst nächste Woche wieder eröffnet. Ich mache inzwischen hauptsächlich Studien bei den Venezianern, um mich für den verkürzten Aufenthalt in der Lagunenstadt zu entschädigen. Heute ist Vollmond; den nächsten erlebe ich hoffentlich dort.

Sonntag waren wir in Prato und Pistoja, zwei nette Städtchen auf dem Wege nach Norden, so etwa was für Hamburg Ahrensburg und Oldesloe sein würden — freilich etwas größer und weiter entfernt — aber was für ein Unterschied! Was haben all diese kleinen Nester hier für eine Geschichte und für eine Menge sehr beachtenswerter Kunstschätze! Außer der Kathedrale hat jedes wohl noch vier bis sechs sehenswerte Kirchen, die meisten aus früh mittelalterlicher Zeit, romanisch, mit schwarz und weißem Marmor inkrustiert. — Nähere Beschreibungen will ich nicht liefern, nur noch erwähnen, daß Prato der Schauplatz der berühmten Malergeschichte des Fra Filippo Lippi ist, des Mönchs, der sich in Frl. Buti verliebte (die Tochter eines edlen Florentiners, die hier bei den Nonnen in Pension war), sie sich zum Modell für ein Madonnenbild ausbat und dann mit ihr auf und davon ging. Selbst die neuesten Kritiker stellen diese Geschichte nicht in Frage. Er blieb übrigens Mönch, wurde seines Gelübdes nicht entbunden, lebte aber trotzdem, wenn auch in vielen Sorgen, mit seiner Lucrezia zusammen, hauptsächlich hier in Prato, wo denn auch das älteste ihrer Kinder, der nachmalige Filippino Lippi geboren sein soll. — Bisher hatte ich mich, nach den in Florenz vorhandenen Bildern, noch nicht recht für Fra Filippo begeistern können, aber von ihm gilt dasselbe wie von den meisten wirklich großen Meistern jener Zeit: nur ihre Fresken geben einen richtigen Begriff von ihnen. Seine Bilder im Dom von Prato (sein Hauptwerk) sind wirklich sehr schön und so vollendet, daß auch ein vollständiger Laie sich an ihnen erfreuen müßte. Und diese Bilder sind ca. fünfundzwanzig Jahre vor Raffaels Geburt gemalt.

Außerdem sah ich in Prato das schönste schmiedeeiserne

Gitter, das ich kenne, mehrere sehr nette Brunnen: einen großen modernen, so hübsch, daß man ihn ebenso gut für alt halten könnte — und einen alten, in dessen Mitte ein dicker kleiner Bacchus sitzt und mit beiden Händen in eine große Weintraube drückt, die ihm als Sitz dient, so daß das Wasser in vielen kleinen Strahlen herausgequetscht wird. — Eine schöne Frührenaissance Kirche in griechischem Kreuz, von Sangallo nach dem Vorbild der Pazzikapelle bei Santa Croce gebaut, mit farbigem glasierten Robbiafries ist von besonderem architektonischen Interesse; eine andere gefiel uns wegen des stillen Kreuzganges, in dessen Mitte ein sauberes Gärtchen mit blühendem Oleandergebüsch und zopfig verschnittenen Zypressen war und alte Franziskanermönche hin- und hergingen, während aus der Kirche das lustigste, kindlich fröhlichste Orgelspiel herausschallte, mit Läufen aus der Mandolinata vermischt. — Kurz, Prato ist ein prächtiges Städtchen und übertraf all unsere Erwartungen.

Pistoja ist größer, liegt schön, dem Fuß des Apenin näher, aber in künstlerischer Hinsicht hat mir Prato doch besser gefallen, obgleich es hier noch mehr zu sehen gibt. Von allen Kunstwerken interessierte mich am meisten die Fassade des Hospitals, welche ihrer ganzen Länge nach über der offenen Säulenhalle, mit einem breiten farbigen Robbiafries bedeckt ist, in sieben großen Bildern die sieben Werke der Barmherzigkeit (jedes in etwa zwölf Figuren) darstellend. Es ist dies durchaus nicht die vorzüglichste aber die umfangreichste aller Robbiaarbeiten, enthält im einzelnen viele schöne, naive Züge, und die Gesamtwirkung ist überaus reich und lustig. Denn diese glasierten Kacheln (weiter ists ja eigentlich nicht) trotzen der Witterung besser als Stein und Erz, geschweige denn Marmor und Freskomalerei. Die Farben sind heute gerade so frisch wie vor dreihundert Jahren. — Eine derartige Industrie könnte so gut bei uns gedeihen und wird es auch ohne Frage mit der Zeit. Unsere farbig glasierten Ziegel, unsere Terracottaornamente sind schon der erste Schritt dazu. Zur Dekoration der Außenseite unserer Häuser eignet sich nichts so gut als gerade dies. Malereien können wir bei unserem Klima ja nur innen gebrauchen. — Und

der Robbiasche fromme, naive, schlichte, launige Sinn berührt sich so nahe mit dem besten was die deutsche moderne Kunst hervorgebracht hat: mit Schwind und namentlich mit Ludwig Richter. Der ist im Holzschnit wie jener in Kacheln für mich gerade so groß wie Raffael und Michelangelo in ihren Fresken. . . .

Ich kann von Pistoja außerdem noch berichten, daß daselbst ein Pferderennen stattfand: Chorso degli chavalli (der Toskaner kann bekanntlich kein k sprechen und sagt statt dessen ch). Längs der Stadtmauer, mit Aussicht auf einen alten Festungsturm und die Berge dahinter, waren die Schranken aufgerichtet. Um halb sechs sollte es beginnen, aber es wurde halb sieben, doch das Treiben war die Hauptsache: die vielen Musikkorps, die hier eine Art Phantasieuniform tragen, die Verkäufer von frischen Wassermelonen und anderem Zeug, die harmlosen, so anständig sich benehmenden Leute aller Stände, kein einziger Betrunkener usw. Nur ein Rennen (zweirädiger Wagen) erlebten wir, dann wars Zeit zur Abfahrt. — Durch die üppigen Fluren — Toskana heißt doch der „Garten Italiens“ — wo jedes Feld von Maulbeerbäumen eingefaßt ist, der Wein überwuchert, gings dem lieben alten Florenz zu, wo wir um $^3/_4$9 wieder anlangten. — Es geht mir mit den Städten Italiens wie jenem Knaben mit den Jahreszeiten, der nach der Reihe Frühling, Sommer, Herbst und Winter für die schönste erklärte und dem Vater seine Bewunderung jedesmal ins Taschenbuch schreiben mußte! Neapel, Rom, Florenz — und vielleicht sage ich bei Venedig: das beste kommt zuletzt! . . .

Mit vielen Grüßen

Dein Hans.

Florenz, Sonntag abend, 29. Juli 1877.

Liebe Mutter!

Heute las ich in der Zeitung den Namen des russischen Justizministers von Pahlen; dabei fiel mir der Aufenhalt in Capri, an den ich lange nicht mehr gedacht hatte, recht lebhaft ein, und so will ich denn endlich Dein Verlangen danach erhören.

Komme ich jetzt nicht dazu, so unterbleibt's überhaupt. — Ein Fräulein von Pahlen nämlich, sei sie nun die Tochter oder eine weitläufige Verwandte, war unser Gegenüber bei Tisch, als wir uns abends nach einem vorläufigen Orientierungsbummel bei Pagano einfanden, eine junge Dame von etwa 26 Jahren, blond, stark, mit lebhaften, blauen Augen, eine echte von Gesundheit und Leben strotzende, ostpreußische oder livländische Adelige, die daheim gewiß mehr zu reiten und zu jagen gewohnt ist als Strümpfe zu stopfen, und nun hier in Italien die Museen mit sehr viel Gründlichkeit studiert, ja, sie hatte den ganzen Winter die archäologischen Vereinigungen und Vorlesungen des deutschen Instituts besucht, mehrfach mit ihren speziellen Landsleuten, von denen auch ich einige kannte, gekneipt — genug eine nicht alltägliche Erscheinung.... Diese Dame und ihre ältere Freundin, eine stille, häßliche aber nette und gebildete Sächsin waren unmittelbar vor uns mit dem Dampfschiff angekommen und saßen uns bei Tisch gegenüber, denn bei Pagano gilt durchaus die Anziennität. Wir kamen bald ins Gespräch, welches sogleich sehr munter und laut wurde und dem oberen Teil der Tafel offenbar durchaus nicht gefiel. Derselbe bestand aus deutschen Studenten oder jungen Doktoren. Natürlich genierte uns das gar nicht, wir fühlten uns im Gegenteil sehr hoch, so im Nu die erste Rolle zu spielen, und jeder tat sein Bestes, die Geistreichigkeiten und Gelehrsamkeiten der Dame, die sie nicht ungern zutage förderte, zu überbieten oder schlagfertig zu parieren. Es war so lange her, seitdem ich mit einer deutschen Dame mich unterhalten hatte, daß es mir sehr viel Spaß machte und infolgedessen war ich auch so gut aufgelegt, daß Gildemeister mir nachher ein Kompliment machte.... Pagano ist weltberühmt als Künstlerherberge. Zuerst waren meist Franzosen da, dann Franzosen und Deutsche gemeinschaftlich, jetzt fast nur Deutsche. Es gibt kaum eine Tür im ganzen Haus, sowohl im Eß- wie in den Schlafzimmern, die nicht bemalt wäre und zwar sind wunderhübsche Sachen darunter, Landschaften, Blumen, pompejanische Figürchen, lebensgroße Studienköpfe, Genreszenen, alles bunt nebeneinander. Ein kleines Ding von A. v. Werner,

dem Direktor der Berliner Akademie, gehörte zu den fleißigsten und schwächsten, was mich freute. Einer der interessantesten Schätze ist das Karrikaturenbuch. Darin ganz vorzügliche Sachen, auch viele Bekannte aus Weimar. . . .

Doch wohin gerate ich? Von Capri will ich erzählen. Also erstlich: wir hatten kein sonderliches Wetter. Nie klaren Ausblick aufs Festland, die Insel war fortwährend mit Nebelwolken verhüllt, nur bei Nacht sah man die Lichter von Neapel herüberscheinen. Aber doch hatten wir einen herrlichen Nachmittag: Die Südostecke der Insel, die dem festen Lande zunächst liegt, wird Salto di Tiberio genannt. Von der Steilheit und Höhe der Felsen hier, die beinahe ganz senkrecht aus dem blauen Meer aufragen, macht man sich keinen Begriff, wenn man's nicht sieht; selbst es gesehen zu haben nützt nichts: ich weiß heute ganz genau, daß ichs nicht mehr so steil und gewaltig in der Erinnerung habe, wie es wirklich ist. Hier soll der Hauptpalast des Tiberius gestanden haben, als er sich, halbwahnsinnig, auf diese einsame Felseninsel zurückzog, wo im ganzen vierzehn seiner Villen gestanden haben sollen. Man zeigt auch die Stelle, wo er bisweilen zum Zeitvertreib Sklaven hinabstürzen ließ und ihnen nachrief, sie sollten versuchen ans Land zu schwimmen! — Es sind noch allerlei römische Mauerreste da; ein Raum heißt das Theater, ein anderer das Triclinium, einige Gewölbe werden als große Fischbehälter ausgegeben, in denen er seine Murenen mit Menschenfleisch fütterte, aber nichts Gewisses ist zu erkennen. Oben auf der höchsten Spitze ist eine kleine Kapelle, dort wohnt ein Einsiedler, der erste, den ich in meinem Leben sah, aber lange nicht so amüsant wie der Österreicher vom Albaner See. Dieser war Schuster gewesen und hatte in seiner Krankheit gelobt, wenn er besser würde, wolle er zum Dank „nie wieder arbeiten“. Das hält er denn auch getreulich, lebt von den Almosen der Fremden, denen er Wein und Stühle anbietet und die in vier Sprachen durch ein großmächtiges Plakat zur Wohltätigkeit gegen ihn ermahnt werden. Hier oben ist wohl die schönste Übersicht über die Insel, wie über die Küste des Festlandes, von den Inseln Ischia und Procida links beginnend, am Golf von Neapel entlang bis zum Vor-

gebirge von Campanella, das man mit einem Steinwurf glaubt erreichen zu können und rechts davon die Ufer des Golfs von Salerno bis nach Paestum hin. Der Nebelschleier wogte gewaltig, flog in großen Wolken über die Insel und zog an uns vorbei, der sinkenden Sonne entgegen, vor deren Kraft er zerrann; dann sah man für Augenblicke die ganze Pracht vor sich liegen, aber im Nu hatten sich neue Wolken zusammengeballt und hüllten uns ein. Die Schlagschatten, die wir auf das neblige Meer zu unseren Füßen warfen, zeigten das Phänomen großer Heiligenscheine um unsere Köpfe, was ich noch nie gesehen hatte. Wir hofften, bei Sonnenuntergang würden wir, wenn wir ausharrten, durch einen völlig klaren Himmel belohnt werden, lagerten uns im wehenden dürren Gras auf dem stolzen Felsen und warteten. Immer unruhiger und wilder wirbelten die Nebel, gleich den unendlichen Geisterschaaren aus Dantes Unterwelt, um die Insel und an uns vorüber; bisweilen wurden die Pausen länger, so daß wir die hellen Häuser von Neapel, das weiße Observatorium und die kleinen Häuserchen, Villen und Orte erkennen konnten, die uns durch das oftmalige Daranvorbeifahren auf der Eisenbahn von Neapel nach Pompeji allmählich als gute Bekannte erschienen; dazu der Vesuv in dunkelpurpurrotem Abendschein, mit goldig weißroter Dampfwolke. Aber der Ausblick dauerte nie länger als eine Minute — dann kamen die gespenstigen, grau-weißlichen Nebel wieder in langen Zügen, wie Geisterträume, und wir mußten ihre rasch wechselden Formen bewundern oder, da das Auge, das nicht lange aushält, in die klare, blaue Tiefe hinabschauen, die mit weißköpfigen Wellen den Fuß des Riesenfelsens umspült. Abgesehen von einigen Vögeln und einer meckernden Ziege auf einem weniger steilen Vorsprung sah und hörte man nichts; nur der Vesuv erschien uns als lebendes, vernünftiges Wesen inmitten dieser in angstvoller Flucht vorbeiquirlenden Gespenster. — Ich möchte diesen Abend nicht um einen mit völlig klarer Aussicht hingeben! Er war großartig, eigentümlich und das schönste Gegenstück zum friedvollen, klaren Sonnenuntergang, den wir nachdem auf Camaldoli erlebten. . . .

Am dritten und letzten Nachmittag machten wir die Fahrt

nach der blauen Grotte. In einem kleinen Boot rudert man am hohen Felsenufer entlang durch die stille, herrliche Bläue. Zwei Jungen waren unsere Bootsleute, von denen der kleinere durchaus nicht die so oft gemalte italienische Schönheit mit dunklen Augen und schwarzer Lockenpracht besaß, aber dafür eine recht allgemein menschliche, helle, kluge Hübschheit und Gewandtheit und von einer geistigen Aufgewecktheit und Lernbegier war, wie sie mir selbst unter den begabten Italienern kaum vorgekommen ist. — Nach langem Versuchen gelangten wir endlich durch das enge Loch in die Grotte. Es ist so viel darüber geschrieben worden, daß ich mir's erlassen kann. Aber den Entdecker beneide ich. Das muß ein überwältigender Anblick gewesen sein, so ganz unvermutet ins Feen- oder Nixenreich zu gelangen. Wir heutzutage sind schon darauf vorbereitet und dennoch überrascht es. ... Unmittelbar vom Eingang der Grotte aus kann man auf steiler Felsenstiege zur Insel hinaufkommen, nach Anacapri, dem kleinen, höher gelegenen Ort. Das taten wir, hielten uns aber im Nest nicht länger auf, als zu einer Gazzosa nötig war und bestiegen die Ruine des alten Kastells, die auf der Mitte der Insel liegt; hier hauste im 16. Jahrhundert der Seeräuberkönig Chayreddin Barbarossa, der vom Volke hier mit dem imperatore Barbarossa identifiziert wird. Auch von hier aus hat man eine herrliche Aussicht. Die Luft war trüb, mild, grau mit rosigen Abendwolken, und ein Gefühl tiefsten Friedens überkam mich. Wohl konnte ich begreifen, wie man wünschen kann, sich nach bewegtem Leben hierher zurückzuziehen und im Angesichte der „Welt“ — denn das ist Neapel und seine Umgebung — hier in tiefster Weltabgeschiedenheit seine Tage zu beschließen. Den alten Löwen Garibaldi fesselt ein ähnliches Gefühl an sein Caprera. ... Was Platen von Amalfi sagt, das empfand ich hier noch mehr:

„Ja, hier möchte der Geist ausruhen nach stürmischem Leben
Ruhig, wie friedliches Silbergewölk in Nächten des Vollmonds,
Irgendein Herz nach Stille begierig und süßer Beschränkung.“

... So waren unsere Nachmittage! — Ganz anders die Abende nach dem Essen. Am ersten gingen wir spazieren und wollten auf einem näheren, steileren Weg als dem gewöhnlichen zum Strand hinab. Die Stufen waren recht unregelmäßig, eckig und die Nacht stockfinster. . . . Wir vollbrachten den beschwerlichen Weg wirklich — ich kann im Dunkel ja merkwürdig gut sehen — erfreuten uns der friedlichen Musik der langsam ans Ufer spülenden Wogen, lagen lange auf dem Rücken im warmen Sande und betrachteten die Sterne. . . . Eigentlich wollten wir noch baden, aber wir hatten unsern guten Herrn von Schenkendorff schon ohnedies lange genug warten lassen und klommen deshalb, als es $^1/_2$11 schlug, rasch die steilen Stufen wieder hinan. Er saß mit anderen Deutschen gemütlich beim Bier im „Hidigeigei“, wir tranken auch noch unsern Schoppen und gingen dann schlafen. Diese Bierwirtschaft verdankt ihr Ent- und Bestehen natürlich auch nur den vielen Deutschen und ihren Namen dem Scheffelschen „Trompeter“, der hier „auf Don Pagano's Dach“, wie man's in der Vorrede lesen kann, entstanden ist. Hier empfand ich mehrfach fast eine stille Trauer, daß ich nicht zu den Verehrern dieses vielbewunderten Gedichts gehöre und habe mir vorgenommen, es gelegentlich doch noch einmal zur Hand zu nehmen. Vielleicht gefällt es mir jetzt besser als damals in meiner anspruchsvollen Jugendperiode. . . .

Die beiden folgenden Abende war Tarantella. Sobald eine leidliche Anzahl von Fremden gelandet ist, in der Regel alle Sonntage, pflegt Don Michele, der Besitzer der Bierwirtschaft und ein besonders unternehmungslustiger Geist, einen Tarantellaabend zu arrangieren. Jeder Zuschauer bezahlt 2 Francs; dafür besorgt Don Michele Beleuchtung, Bewirtung (bestehend aus Wein und und kleinen mit Schmandt bestrichenen Brötchen), bezahlt die Tänzerinnen, die Musik, d. h. eine das Tamburin schlagende Alte, und das Lokal. Das Lokal wechselt; heute war's wie zumeist, „im Hause der schönen Amalia“. Alle Häuser werden nach dem Namen der Töchter bezeichnet, wenn solche vorhanden und nur halbwegs hübsch sind. Bei dem Wort „bella“ muß man sich nicht zu gewaltige Vorstellungen machen. Es heißt mehr:

die Schöne im allgemeinen, also etwa: Fräulein o. dgl. Volkstracht gibts auf Capri nicht mehr; zwei der Mädchen hatten zwar zum Tanz eine Art Mieder angezogen, es war aber womöglich noch charakterloser als das allergewöhnlichste Schäferinnenmieder eines Kostümverleihers. Im übrigen trugen sie gewöhnliche helle Kattunkleider mit langen Ärmeln, die im Mieder kurzärmelige Hemden — also nichts Apartes. Auch die Frisur ist ganz simpel, wie alle Bauernmädchen in der ganzen Welt sie haben. Zwei hatten bloße Füße, was aber kaum zu merken war. Man setzt sich auf wacklige Bänke vor den weiß abfärbenden Wänden, und einige Augenblicke herrscht verlegene Stille, da man sich gegenseitig gar nicht kennt. Schließlich beginnt eine der betreffenden Mütter, die gewöhnlich alle vier erscheinen und in einer Ecke kauern, das Tamburin zu schlagen; dann geht der Tanz los, der die meisten Zuschauer offenbar sehr enttäuschte. Ich hatte nicht viel erwartet und fand ihn recht graziös; zu beschreiben ist er natürlich nicht. Besonders die eine, Carmela, die blonde, die wie ein hübsches, deutsches Bürgermädchen aussah, die schlankste, liebenswürdigst schüchterne Erscheinung von allen, hatte einige Bewegungen, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, aber als ich sie am andern Tag zu skizzieren versuchte, hatte ichs vergessen. Die beiden anderen Carmelen, die piccola und die nera waren bäurischer, die nera ebenfalls recht graziös, nur in anderer Weise. Auch sie war nicht häßlich, aber voller Sommersprossen und glich einem deutschen „braunen“ Bauernmädchen. Unsere Livländerin konnte sich gar nicht mit ihrer Erscheinung zufrieden geben, da sie schon vorher soviel von ihr als dem „Reh der Wildnis“ hatte reden hören. Die vierte endlich war die berühmte Mariuccia, vor einigen Jahren die gefeiertste Schönheit der Insel, jetzt etwas zu sehr in die Breite gegangen, aber von so fein geschnittenen, üppig schönen Zügen, mit so blitzenden Augen, Zähnen und so wild bacchantischen Bewegungen, wie man sich eine Tarantellatänzerin von Rechts wegen zu denken hat.... Bisweilen tanzte auch ein etwa 4jähriger Bengel mit, ein häßliches Kerlchen, mit weiten Hosen, plumpen Schmierstiefeln und einem roten Tuch als Schärpe um den Leib

gebunden. Der machte seine Sache ganz famos, echt und gewandt.

Ein langweiliger Amerikaner oder Engländer, der schon lange Wochen auf Capri wohnt und faullenzt, aber so wenig italienisch sprechen kann, das ich ihm nachher mehrmals als Dolmetscher dienen mußte, versuchte sein Heil auch, was aber recht fad aussah. Anfangs dadurch zurückgeschreckt, wirkte das Tanzen mit dem eigentümlichen Lärm des Tamburins und der Castagnette, aber doch so ansteckend, daß wir beide, Gildemeister und ich, es nicht lassen konnten, unser Heil in einem Nebenzimmer zu versuchen. Das Reh der Wildnis gab uns Anleitung und mein erster Versuch fiel so vorzüglich aus, daß sich bald der größte Teil der Zuschauer an die Tür gedrängt hatte und zusah; ja auf allgemeines Verlangen mußte ich die Produktion nachher noch einmal im großen Saal wiederholen. Dies hättet Ihr mir gewiß nicht zugetraut! Eigentlich ich mir selbst auch nicht, aber ich hatte mir den Jungen genau angesehen und übertrieb dessen Charakteristik nun noch, so daß eine ganz verteufelte Quintessenz von Echtheit zutage kam. Freilich war das höllisch angreifend; schon nach 5 Minuten mußte ich aufhören und fürchtete beinahe, ich hätte mir die Schwindsucht geholt: so aus der Puste war ich.

Die Sache wurde aber allmählich langweilig, besonders da keiner der anderen Anwesenden mittanzen mochte, mit alleiniger Ausnahme des faden Amerikaners und eines andern sehr hübschen, großen amerikanischen Offiziers, dem ein Arm abgeschossen war, und der, wenn auch nicht gerade charakteristisch, so doch mit großer ritterlicher Anmut tanzte. . . . Ein muntere junge Offiziersfrau (es liegt auch Militär auf Capri) war nicht zu bewegen, ihre Künste, die sie heimlich im Nebenzimmer produziert hatte, zum allgemeinen Besten zu geben und ging schließlich fort; selbst die bella Amalia, in deren Hause die Zusammenkunft stattfand, und die als beste Tarantellatänzerin gepriesen wird, ließ sich nur ein einziges Mal erweichen, imponierte mir aber gar nicht. Ihre ganze Erscheinung, Kleidung und auch ihr Tanz waren anmutig modern und nur das das Außerordentliche, daß ein so einfaches, armes Mädchen, das nie von seiner Insel fort war, so geschmack-

voll und taktvoll aufzutreten weiß, daß es in der vornehmsten Gesellschaft vollkommen zu Hause erscheinen würde.... Es wurde später und später, ich immer müder und fand es auch immer langweiliger, aber anstandshalber mußten wir ausharren, durften unseren Damen nicht weglaufen, sondern dieselben zunächst noch im „Hidigeigei" traktieren. Hier fand sich allmählich die ganze Gesellschaft zusammen, Mütter und Töchter, welche vorhin schon ganz erkleckliche Quantitäten des schlechten Weines vertilgt hatten, leisteten nun in Bier und Marasquino so Achtenswertes, daß diese „Nachfeier" der Tarantella mir die Haupteinnahmequelle für Don Micchele zu sein scheint. Die Gespräche waren ein so wunderliches Gemisch von Kindlichkeit und Zweideutigkeit, daß man oft nicht wußte, was man davon denken sollte: ob man es mehr für ländlich-sittliche Naivetät oder für Raffinement zu nehmen hatte. Ich glaube, ein Gemisch von beidem. Die Sprache ist sehr leicht verständlich — besonders im Vergleich mit dem unergründlichen Dialekt der Neapolitaner — aber nicht herrvorragend wohlklingend, ja manche Vokale, namentlich a und o so breit ausgesprochen, daß es fast ans Englische oder Lübeckische erinnert.

Nachdem wir recht lange zusammen gesessen hatten und schon lange gar nichts mehr zu sagen wußten, mußten wir unsere bzw. Damen und deren Mütter auch nach Hause bringen. Eigentlich wollten sie, daß wir dem Dr. Hoffmann, einem Philologen aus Danzig, der sich, um eine größere Arbeit zu vollenden, auf einige Wochen auf Anacapri niedergelassen hat, wo man noch ungestörter ist, daß wir diesem „povero dottore" erst das Geleite geben sollten, aber dagegen opponierten sowohl die Mütter als auch wir. Unsere beiden Caramelen — denn das „Reh der Wildnis" blieb nun einmal meine Dame, besonders als sie erfahren hatte, daß ich ein pittore wäre und vielleicht einmal auf längere Zeit wiederkäme, ließ sie mich nicht los, da sie auch Modell sitzt — unsere beiden Caramelen wohnten in einem langen klosterartigen Gebäude, durch dessen dunkle Hallen wir sie hinaufbringen mußten, dann aber zum Dank dafür mit Licht hinunterbegleitet wurden. Sie beschenkten uns mit ihren Photographien,

welche aber mein Taschendieb aus der Peterskirche neben dem Gelde als wertvolles Andenken behalten hat. Wenigstens gehörte es zu den wenigen sonstigen Dingen, die ich nicht wiederbekam, und ich bin weiter nicht traurig darüber. — So war's $^{1}/_{2}3$ geworden, und wir atmeten beide auf, als diese Prüfungen des Ritterdienstes ihr Ende erreicht hatten; um so unerfreulicher war die Aussicht, daß dieselbe Geschichte sich am nächsten Abend wiederholen sollte, denn Dr. Hoffmann hatte zu unserem Benefiz die ganze Gesellschaft für den folgenden Abend zu sich eingeladen. Ich hatte die größte Lust, die Sache zu hintertreiben und dafür mit Herrn von Schenkendorff auf den Fischfang zu gehen, aber es ging nicht gut. Außer dem gemeinschaftlichen Hinauf- und Hinabgang in der milden, weichen, wolkigen Nachtluft, unter Gesang, der wenn auch schrill und scharf doch eigenartig klang, und von den Felswänden zurückschallte über das weite schweigende Meer hinaus — war nicht viel Vergnügen dabei. Ich tanzte so gut wie gar nicht, weil es mich anstrengte, Gildemeister . . . ziemlich viel und machte große Fortschritte, während ich eher Rückschritte machte, auch war die Mutter, die das Tamburin schlug, noch müde vom Abend zuvor — das ist sehr erklärlich, wenn man nur einmal versucht hat, das Instrument zu spielen —, und so lief es denn mehr auf eine „musikalische Abendunterhaltung" hinaus, wobei einige recht hübsche, einige recht unanständige und viele uns vollkommen unverständliche Lieder zum Vorschein kamen. Sie singen meistens einstimmig, so laut sie irgend können, und da sie alle vortreffliche gesunde Kehlen und Lungen haben, so schallte es in dem engen Zimmer bisweilen so, daß es körperlich wehe tat. Dazu tranken Mütter und Töchter wieder eine Menge Wein, und als der alle war, gingen wir heim. Dieser Abstieg war reizend idyllisch, und wenn ich mir hätte einbilden können, in Carmela nera an meinem Arm verliebt zu sein, so wäre es noch schöner gewesen — aber leider reichte meine Phantasie dazu nicht. Denkt Euch diesen Weg, längs der steilen Felsenwand in milder, dunkler Nacht, ohne Mondschein, aber von einzelnen Sternen erhellt, ganz fern die Lichter von Neapel durch den Nebel herüber-

schimmernd, die übrigen Inseln und das leise plätschernde Meer schlafend vor und unter sich — eine Erinnerung für alle Zukunft, die das überstandene Stück Langeweile leicht vergessen macht. Mit der Entschuldigung, daß wir am anderen Morgen früh um $^1/_2$7 Uhr abfahren müßten, kamen wir diesmal um die Hidigeigeikneipe herum, mußten dafür in einem obskuren, malerischen, kleinen Café, welches die ganze Nacht für Fischer offen zu sein scheint, eine Viertelstunde sitzen, was auch wirklich sehr nett und eigentümlich war und durften dann unsere müden Glieder zur langersehnten Ruhe ausstrecken. Ehe wir unsere sieben Sachen gepackt hatten, war's doch wieder $^1/_2$3 geworden.

Aus diesen langdauernden Abend- und Nachtfreuden erklärt und entschuldigt es sich, daß wir nicht so früh auf waren, wie wir uns vorgenommen hatten, sondern uns immer erst zur gewöhnlich bürgerlichen Zeit, etwa um 8 oder gar erst $^1/_2$9, zum gemeinschaftlichen Kaffee einstellten. . . . . Da die Sonne vormittags gar nicht oder nur ganz matt scheint, pflegten wir nicht einmal Gewissensbisse über diese späte Stunde zu empfinden. — Am ersten Tage statteten wir dem vorhin erwähnten Dr. Hoffmann zunächst unsern Besuch auf Anacapri ab. . . . . . Nachdem wir dort Wein getrunken und vom platten Dach aus Witterungsbeobachtungen angestellt hatten, besahen wir das Nest, welches mit seinen ganz engen Gassen und blendend weißen Häuschen, mit flachen Dächern, einen fast morgenländischeren Eindruck macht als Capri selbst. Diese Bauart findet sich übrigens in der ganzen Umgebung von Neapel, aber nicht so ausschließlich wie hier. Viel zu sehen gibt's natürlich in den Nestern nicht. Die beiden Kirchen sind bäurisch ausgestattet. — Nachdem wir einige langweilige Gespräche mit alten Weibern absolviert hatten, und durch „Grabbelwerfen“ alles losgeworden waren, was wir an Kupfergeld bei uns hatten, blieb nichts übrig, als noch einmal einen zweiten Frühschoppen zu trinken und zwar bei der bella Margherita, einem dummen Ding, welchem die allgemeine Aufmerksamkeit, die ihre ungewöhnlich blonden Haare erregen, zu Kopf gestiegen zu sein scheint. Schön ist sie nicht. Bei festlichen Gelegen-

heiten zieht sie sich aber ganz deutsch mittelalterlich an, mit Puffen an den Ärmeln, Zöpfen usw. und spielt Gretchen; diesmal war sie trotz des Sonntags noch im Negligé.

Am zweiten Vormittag waren wir an der kleinen Marine. Das ist für mich die schönste Stelle Capris. Die Insel hat etwa die Form einer Schuhsohle, und an der mittleren schmalsten Stelle sind zwei Landungsplätze. Sonst fallen die Felsen steil ins Meer. Der große wendet sich gegen Neapel und ist sehr belebt, der kleine dagegen

„kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildnis, wo kein Ufer Du siehst, als das, auf welchem Du selbst stehst.“

Siehe Platens Gedicht: die Fischer auf Capri, das ich seit gestern durch die Güte meines Fräulein v. Willemoes nun endlich kennen gelernt habe. Hier wohnt nur ein einsamer Fischer mit seinem Sohn. „Immer das Netz auswerfen, es einziehn, wieder es trocknen über dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn“ ist seine einzige Beschäftigung, es sei denn, daß ein Fremder sich ausnahmsweise einmal zur „grünen“ Grotte rudern ließe. Ich kenne nichts einsameres, als dieses schmale Stückchen Strand, zu beiden Seiten hohe Zackenfelsen, die beiden Hütten wie Felsennester zwischen die felsigen Trümmer geklebt, kein Baum, nur Felsen, Wellen und Sand, auf dem die braunroten Netze trocknen, ein verfallner alter Küstenwachtturm, und am Ufer entlang an Stangen: Netze, um Wachteln zu fangen, die man in der ganzen Gegend, besonders aber auf Capri überall sieht. Dort hätte ich gern acht Tage gesessen und Studien gemacht, wenn auch nicht, um sie zu benützen — denn wer der hier war, hätte das nicht gemalt — sondern nur um die Einsamkeit auf mich wirken zu lassen. Schon die zwei Stunden, die ich dort saß und kritzelte, während Gildemeister mir aus dem Gesicht gekommen war, wurde mir ganz eigen zu Mut, als ob ich für immer vom Verkehr mit Menschen abgeschlossen wäre. Salas y Gomez:

„Ruhig und fern vom Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschheit
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meeres anschwellender Salzflut
Lebet! Es lebten wie Ihr des Geschlechts urälteste Väter!“

Dies letztere ist’s namentlich, was Capri so anziehend macht. Ich fürchte nur, es währt nicht mehr lange. Es kommen schon zu viel Fremde hin, und das Geld, das sie mitbringen, muß die urwüchsige Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, die Gleichheit aller vernichten, und Neid, Haß und alle unnatürlichen Leidenschaften, die die moderne Kultur mit sich führt, werden bald auch hier ihren Einzug halten. Es ist ein Wunder und spricht für die Güte des menschlichen Herzens, wie wenig sich bis jetzt die Bevölkerung davon hat beeinflussen lassen, obgleich schon so viele große Hotels stehen und so manche reiche Engländer sich ganz auf Capri niedergelassen haben. Daß man fortwährend angebettelt wird, versteht sich, aber auf eine so nette, liebenswürdige Art, daß man gar nicht umhin kann zu geben, solange man noch Soldi hat; die Leute betteln ohne Zudringlichkeit, mehr wie zum Scherz, dankbar, wenn man ihnen etwas gibt, aber auch freundlich, wenn sie nichts bekommen. Am nettesten freilich ist es, wenn einem ein Kindchen begegnet, dem man ansieht, daß es gern sein da mi un soldo! herausbrächte, es aber vor Verlegenheit nicht kann — wenn man dem etwas aus freien Stücken gibt — die Freude! . . .

Noch muß ich von der Vegetation erzählen. Sie ist nichts weniger als üppig. Außer Paganos herrlicher Palme und einigen kleineren, sind einige niedrige Eichen wohl die höchsten Bäume, sonst wachsen Öl- und Lorbeerbäume nur kümmerlich, Orangen, glaube ich, gar nicht, dagegen Wein, Feigen und viele große baumähnliche Kakteen. Die wilden Rosen, an niedrigem Gestrüpp, sind wundervoll groß und weiß, dagegen die wilden Winden, die mit den Rosen alles bedecken, fleisch- ja rosenrot.

Am Dienstag Morgen um $^1/_2 7$ stießen wir in größerer Gesellschaft bei trübem windlosen Wetter vom Ufer, und die Rück-

fahrt nach Sorrent war ebenso langweilig, wie die Hinfahrt gewesen war. Als die hohe kühle, schattige Felswand immer weiter verschwand, war mirs doch ganz wehmütig ums Herz!

Florenz, 3. August.

Durch die genaue Beschreibung unserer $2^1/_2$ Tage in Capri ist mir der Aufenthalt in jener Gegend so deutlich in Erinnerung gekommen, daß ich gleich fortfahren will, noch etwas über Pompeji und den Vesuv nachzuholen.

Um $^1/_2$10 kamen wir aus Capri in Sorrent an. Wir waren nicht lange umhergebummelt, als es anfing zu regnen, anfangs nur in einzelnen Tropfen, so daß wir einen höchst „gelungenen“ steinernen Bischof, den man den „Santo Bacco“ oder San Tobacco nennt, mit Hindernissen flüchtig skizzieren konnten; dann aber goß es in Strömen und wir flüchteten eiligst in das nächste Haus, dessen alte Türhüterin ebenso taub wie unfreundlich war und eigentlich sehr mißtrauisch, als wir, um uns die Zeit zu vertreiben, ein großes schmiedeeisernes Gitter zu zeichnen begannen, den einzigen unseres Stiftes würdigen Gegenstand in dieser Lage. Als der Regen vorüber war, glänzte die Sonne so hell, wie wir sie nie auf Capri gesehen hatten, und hatten wir uns vorher im Regen gefreut, es verlassen zu haben, so fühlten wir jetzt Reue darüber. Als wir uns in einem Wirtshausgarten, mit weiter Aussicht übers Meer, zum Frühstücken niederließen, sahen wir zu unserer Genugtuung, daß sich die dichten Nebel vom Felseneiland nicht verzogen hatten. . . . Lange schwatzten wir hier über hanseatische Verhältnisse und gemeinsame Bekannte, stiegen dann landeinwärts zu einem Dorf und Park mit Aussicht über beide Golfe — doch machte es uns keinen besonderen Eindruck, nachdem wir in Capri gewesen waren — am Nachmittag fuhren wir nach Castellamare, vertrödelten dort den Eisenbahnzug, indem wir von der schönen Promenade und dem Café aus die Militärmusik anhörten und mußten, da wir uns keinen Wagen leisten wollten, nun den Weg nach Pompeji, den wir schon kannten, abermals zu Fuß machen. Es war Nacht und die Frösche quakten, als wir in der Sole wieder anlangten. Aber es gab noch etwas zu essen,

und als wir unsere Erlebnisse den Bekannten kurz erzählt hatten, verfügten wir uns schleunigst noch einmal in die unappetitlichen Schlafgemächer, die nach Paganos reinlicher Wirtschaft besonders unerfreulich anmuteten.

Pompeji also! Zunächst denkt Euch eine winzige Eisenbahnstation, ringsum Kohl- und Saubohnenfelder, soweit man sehen kann, dann ein schmaler Weg, der das Stationsgebäude mit der Chaussee verbindet. Diese so staubig wie möglich, mit der feinstpulvrigen, weißgrauen Staubsorte bedeckt, die es gibt, an ihrer linken Seite ein Erdwall mit trockenem Gras und einigen bestaubten Büschen bewachsen — dahinter liegt die alte Stadt — an ihrer rechten einige, zuweilen nebeneinander, meist aber in weiten Entfernungen liegende Häuser — etwa sechs bis acht, davon drei Gasthöfe, die übrigen kleine Spelunken für Tabak, Wein und die notwendigsten Kolonialwaren: das ist nun Pompeji. Das letzte dieser Gasthäuser ist die Sole, in der alle Maler und Studenten einkehren. Sie zeichnet sich durch Dreckigkeit und Billigkeit aus. Man zahlt nämlich alles in allem $4^1/_2$ Francs. Das eine Hotel ist vornehm und teuer, das zweite eigentlich das beste, da man für fünf Francs alles besser und reinlicher bekommt, als in der Sole, aber der Wirt ist ein unangenehmer Patron, der bei jedem Eisenbahnzug an der Station steht und sich den Ankommenden, die nach der Sole fragen, als Padrone dieses Hotels vorstellt. Manche fallen, namentlich abends, darauf hinein, werden dann, wenn sie am andern Morgen diese Lüge durchschauen, fuchswild und ziehen aus, in die wirkliche Sole, wo sie sich bisweilen in die reinlichere Wirtschaft des Betrügers zurücksehnen. Auch wir gingen beinahe auf den Leim, als wir ankamen, aber als wir nach unseren Freunden fragten, und er uns vorschwindeln wollte, daß sie am Morgen abgereist seien, war er entlarvt. — Die Feindschaft dieser beiden Wirte ist das einzig Interessante des modernen Pompeji. Der Sonnenwirt ist ein kleines, energisches, garstiges Kerlchen, sieht aus wie ein Böhme und ist die Gutmütigkeit selbst. Lesen und Schreiben kann er nicht, sondern rechnet, wenn es sein muß, mit Strichen, so weiß er denn auch nie, wie lange seine Gäste bei ihm sind

und muß sich ganz auf deren Glaubwürdigkeit verlassen — tut es auch ohne allen Arg. Er hat viele Kinder, die in den ärgsten Lumpen, schmutzig wie die Schweine, halbnackt, in den sonnigen Gärten umherstrolchen. Seine Besitzung, die er ganz allein gebaut hat, besteht aus einem Haus mit allerlei gelegentlichen Anbauten; der große Eßsaal daneben bildet ein Haus für sich und das Ganze ist das Verrückteste an Architektur, das man sich denken kann. Zwei quadratische, leichtgewölbte Räume sind durch einen großen Bogen verbunden, die Stütze dieses Bogens (!!) ist ein großer unförmlich dicker Pfeiler, der die Aussicht in der Mitte verbaut und auf den ihn zierenden Börtern mit Wein- und Likörflaschen besetzt ist. Die Möbel sind auf allen möglichen Auktionen zusammengekauft: vergoldete Rokokotischchen, napoleonische Stühle, auch ganz Modernes, aber alles wackelig; an den grellen, zitrongelben Wänden ganz schwarze Heiligenbilder aus alten Kirchen akquiriert. Auch hier muß Eure Phantasie alles mit dem weißlichen Staub überzuckern, der durch die stets offene Tür eindringt, und alles mit zahllosen Fliegen bevölkern — selbst zu einer Zeit, wo es anderwärts noch keine gibt. Wie mag es jetzt erst sein!

In der zweiten Hälfte dieses Eßsaals hinter der dicken Säule steht die beständige Tafel, welche an dem Abend unserer Ankunft ganz voll und immer gut besetzt war. Fünf Personen wohnten nämlich schon seit vier, fünf oder gar zehn Monaten dort. Wie man das aushalten kann, ist mir ein Rätsel. Der älteste Gast, welcher präsidierte, ein wichtiges, bebrilltes, schwarzes Herrchen, dessen Namen ich vergaß, ist ein Maler, der für die Berliner Akademie oder für das Berliner Archäologische Institut Arbeiten zu machen hat. Er tut dies mit der albernsten Genauigkeit der Welt. Jedes Titelchen und Häkchen in den flott hingemalten Ornamenten wird genau kopiert! Als Thiersch, der schnellste und akkurateste Arbeiter, der mir je vorgekommen ist, einmal seufzte: er habe jetzt schon drei Tage an einem Stück der parete nera (der berühmten „schwarzen Wand") geknuffelt, lächelte der andere mitleidig: „drei Tage?! Ich habe sechs Wochen daran gearbeitet." . . . Sieben oder acht Nächte habe ich

im Sole zugebracht, aber doch fürs eigentliche Pompeji nur etwa vier Tage gehabt, so viel Ausflüge haben wir von hier aus unternommen, nach Amalfi, Pästum, nach Capri, auf den Vesuv, und noch einmal für einen Tag nach Neapel, um dort Geld von der Post zu holen.

Von der Totenstadt selbst brauche ich kaum zu erzählen. Man hat schon so viel darüber geschrieben und gelesen, so viel Photographien gesehen, daß man sich ein ungefähr richtiges Bild davon macht, und wenn man nicht selber darin herumstieg und bei all den alten Herren und Damen, die vor nun fast 2000 Jahren gestorben sind, Visite machte, ihre Hauseinrichtungen bis in die kleinsten Winkel hinein durchspürte und beschnupperte, so kann doch keine Erzählung den eigentümlichen Reiz ersetzen, den dies neugierige Herumspähen, dies Kombinieren auf die Eigentümlichkeiten und speziellen Liebhabereien der verschiedenen Bewohner gewährt. Anfang und Ende vom Lied sind natürlich jedesmal: tout comme chez nous! — Eines Nachmittags schlenderte ich mit Gildemeister und Friedrich . . . wieder herum, in einem Viertel, in dem wir noch gar nicht gewesen waren — denn die Ausdehnung der Ruinen ist sehr viel größer, als man sich für gewöhnlich vorstellt — und ich amüsierte mich und ich glaube auch die anderen damit, einen alten römischen Junggesellen, der sich mit einigem Vermögen hierher zurückgezogen hat, auf hamburgisch zu spielen und als solcher, das Plaid als Toga drapiert, den Führer zu machen — als plötzlich in einem Nebenzimmer, anfangs einem Echo vergleichbar, ganz dieselben biederen Töne hörbar wurden, und als wir erstaunt um die Ecke bogen, standen auch richtig zwei Landsleute da, die sich sehr bald als die Herren Heyn und Wartenburg entpuppten, die an mich nach Rom empfohlen waren, mich aber dort nicht mehr gefunden hatten. . . . Wir haben die Vesuvbesteigung gemeinsam zu viert unternommen, denn Friedrich ist ein etwas bequemes Kerlchen in dergleichen Dingen und schloß sich nicht an. Wir bildeten keine sonderliche Vertretung der Nation: ich war der kräftigste von allen. . . . Die übrigen Freunde, die die Geschichte schon gemacht hatten, als wir noch in Neapel waren, wußten so viel von der fast übergroßen

Strapaze zu erzählen, obgleich sie alle starke Kerle waren und den Feldzug zum Teil mitgemacht hatten, daß ich mir von vornherein vorgenommen hatte, nur bis zum Observatorium zu steigen und den Gipfel zu lassen, wenn es mir zu viel werden sollte. Die Erinnerung an den guten Spangenberg, der vor zwei oder drei Jahren, oben angelangt, vom Schlag gerührt auf der Stelle tot war, kam dazu. — Zunächst setzte ich es durch, daß wir nicht von Pompeji aus gingen, sondern erst mit der Bahn nach Resina fuhren. Von der Seite ist's nämlich viel leichter. Dort leisteten wir uns zu je zweien ein Maultier, das erste und einzige Mal auf der ganzen Reise, daß ich die häufige Gelegenheit zu reiten benutzt habe. Gewiß ein glänzendes Zeugnis für unsere Sparsamkeit!

Es war recht heiß, die Mittagssonne glühte senkrecht auf das helle Gestein (meist alte Lava) oder die dunklen, noch kahlen, neueren Lavafelder. Überall wächst Wein und Mais; einzelne kleine Häuser stehen in der Landschaft, und Menschen bieten einem für teures Geld schlechten oder falschen Lacryma Christi an. Nach ca. zwei Stunden ist man beim Observatorium. Die Aussicht von da ist die bekannte über den Golf und die Inseln, nur höher und lange nicht so schön, sonst aber ähnlich wie von Camaldoli, das wir damals noch nicht kannten. Von da bis an den Fuß des Kegels ist's nicht mehr weit, aber da Gildemeister an der Reihe war zu reiten, wurde ich vom Waten in der lockeren Asche, die hier schon beginnt, recht müde. Diese Asche habe ich mir immer falsch vorgestellt. Sie ist körnig wie Grand oder eigentlich wie grobkörniges Schießpulver. Hier machten wir Halt und verzehrten das mitgebrachte Essen: Hammelbraten, Brot, Orangen und eine Flasche Wein, die zweite und pro Mann noch eine Orange wurden mit hinaufgenommen. Die Belästigung durch die Führer ist hier groß. Schließlich gaben sie uns auf. Auch waren so viel andere Fremde da, Männer, Weiber, Greise und Kinder aller Nationen, daß sie genügend Beschäftigung fanden. Nachdem wir uns gründlich gestärkt fühlten, begannen wir das Experiment. Riesenhoch türmt sich die sonnige, rotgelbgraue Aschenwüste vor einem auf, und mir fiel das Herz fast in die

Schuhe. Aber vorwärts! Es ging nicht so schlecht wie ich dachte, man sinkt nicht bis ans Knie ein, gewöhnlich nur bis über die Knöchel. Trotzdem nahm ich schließlich das Anerbieten des nebenherlaufenden jungen Kerls an, mich ziehen zu lassen. Das ist doch eine große Erleichterung! Die anderen drei blieben im Nu weit hinter mir zurück und als sie nach fünf Minuten purpurrot an die erste Haltebank gekrabbelt kamen, hatte ich mich schon verschnauft und hüpfte weiter. Nach gut 20 Minuten waren wir oben.

Der Krater ist wunderbar groß; viel größer, als ich ihn mir trotz aller Mühe, die ich mir gab, vorgestellt hatte. Es ist, wie wenn man von der Roßtrappe oder dem Hexentanzplatz ins Bodetal hinabsieht, nur noch größer, und nur selten verziehen sich die aufqualmenden Dampfwolken so weit, daß man hineinsehen kann. Da kommen phantastische Zacken und Klippen zum Vorschein, aber ehe man sich's versieht, hüllt der gelbweiße Dampf alles wieder ein und steigt einem in die Nase, so daß man sich hustend zurückzieht. Großartig ist das fortwährende gewitterartige Grollen und Brummen in der Tiefe, das aber nur selten laut und donnerartig wird. Wir waren absichtlich ziemlich spät ($^1/_2$11 Uhr) aufgebrochen, um womöglich den Sonnenuntergang oben zu erleben, aber daraus wurde nichts. Die Wolken zogen sich immer mehr zusammen, Ischia war schon ganz in Regen gehüllt, dann auch Sorrent, nur Capri sah klar aus dem weißblitzenden Meeresspiegel heraus, dann fing es auch hier oben an zu tröpfeln. Zischend, wie wenn man kaltes Wasser an einen warmen Ofen spritzt, fielen die Tropfen auf den mürben, rot- und goldgelben Schwefelboden, in dem man Eier kochen kann und der die Fußsohlen allmählich versengt. Wir setzten uns hinter eine kleine Steinwand, die vor Dämpfen und Regen leidlichen Schutz gewährte, tranken unsern Wein aus den Orangenschalen, was ihm ein eigentümlich feines Aroma gibt, schleuderten die leeren Flaschen in den Abgrund hinab und marschierten, nachdem wir wohl $1^1/_2$ Stunden oben gewesen und die weite Aussicht genügend genossen hatten, hinab auf der andern Seite nach Pompeji zu. Das elastische Herabspringen in Riesenschritten und Sätzen ist

eines der größten Vergnügen bei einer Vesuvbesteigung. An dieser Seite genießt man es besonders lange; der stärker werdende Regen beflügelte den eilenden Fuß, so daß wir wie der Wind unten waren. Wo die erste Vegetation beginnt, entdeckten wir einen kleinen Unterschlupf und saßen dort wohl $^1/_2$ Stunde, bis der Regen nachließ. Aber ehe wir ins erste Dorf kamen, dauerte es noch lange Zeit. . . . Hier kehrten wir ein und ruhten unsere müden Glieder; im nächsten Nest bekamen wir sogar für einen Spottpreis — ich glaube $2^1/_2$ Francs für alle vier — Fuhrwerk bis Pompeji, wo wir recht müde aber zum Abendessen anlangten.

Die Tour war nett und ich freue mich, daß ich's hinter mir habe. Ob ich's zum zweitenmal täte, lasse ich dahingestellt, wie die meisten. — Wenn Ihr Onkel Erwins Beschreibung seiner Vesuvbesteigung lest, so wird diese Euch recht ledern und simpel erscheinen. Der Krater ist jetzt ganz anders, als er damals war. Auch das Hinaufsteigen wurde feierlicher und romantischer betrieben. Mit Fackeln! Das muß famos gewesen sein, kommt aber jetzt wohl selten vor. . . .

Wenn ich zu Pompeji noch hinzufüge, daß ich dort eine Menge geschafft habe — trotzdem wenigstens zwei volle Tage dazu gehören, nur erst einmal alles zu sehen — natürlich sehr flüchtiges Zeug und in den Augen der langweilen Knuffler völlig unbrauchbar — so kann ich jenen Teil der Reise beruhigt beschließen.

Nachdem wir aus Capri zurückgekehrt waren, blieben wir noch zwei Drittel Tage in Pompeji und fuhren nachmittags $^1/_2 5$ nach Neapel zurück. Mein Abschied geschah im Trab oder Galopp: ich hatte beim Skizzieren einer Wand die Zeit vergessen und hörte plötzlich das Signal der Station. Da gings! Forum, Venustempel, Zeustempel, Gerichtshalle, Stadttor, alles flog nur so an mir vorbei. Die alten Mauern hatten vielleicht seit der großen Verschüttung keinen Menschen so eilig an sich vorüberrennen sehen! Eben, eben kam ich noch zur rechten Zeit.

In Neapel blieben wir noch etwa vier Tage, solange wie ich es mir vorgenommen hatte. Wäre das Geld nicht alle geworden, so wäre ich gern noch länger geblieben und hätte wohl

auch Gildemeister dazu verführt. Cap Misenum, Bajae, Cumae die elysäischen Felder z. B. haben wir nicht zu sehen bekommen und so vieles andere auch nicht. Am letzten Abend besuchten wir noch Vergils Grab, welches jetzt im Besitz eines Franzosen ist, der 1 Franc Eintrittsgeld dafür erhebt. Schon diese Lumpigkeit verleidet einem den Ort, der auch abgesehen davon, meinen Erwartungen nicht recht entsprach. Onkel Erwins Beschreibung nach hatte ich mir mehr davon vorgestellt.

Am Abend in einer Restauration im alten, in Ruinen ins Meer hinausragenden Palast der Donna Anna am Strand, plätschernde Wellen zu unseren Füßen; wir sahen von da aus, wie die Lichter der Stadt sich allmählich entzündeten, wie ein erleuchteter Luftballon in die klare blaue Luft langsam aufstieg und sich wieder senkte, aßen winzige Austern und schlechtgekochte Makkaroni mit Pomidorosauce, das Neapolitaner Nationalgericht, das ich aber nicht leiden kann. Am andern Morgen früh um sechs dampften wir ab über Caserta und Monte Cassino nach Rom....

Florenz, den 11. August.

Lieber Onkel Heinrich!

... Eigentlich ist so eine Kopiererei doch ein recht schlechtes Geschäft. Man ist nicht mit ganzer Seele bei der Sache, kann es nicht sein, da man nicht seine eignen Gedanken malt, sondern nur fremde wiederkäut, und trotzdem ist es um nichts leichter als ein selbständiges Arbeiten vor der Natur. Gelernt habe ich natürlich allerlei daran: erstlich einmal wieder mit Ölfarben zu hantieren, zweitens ist die poetisch übersetzte Farbengebung dieser alten Meister doch nur durch Nachahmung wirklich recht zu erkennen und sich anzueignen möglich — obgleich eine flüchtige Farbenskizze dieselben Dienste leistet, und ich bei meinen beiden Skizzen nach Paolo Veronese mindestens ebenso viel gelernt habe und drittens hat's den moralischen Wert des eisernen Muß, der mitten in die süße Schmetterlingsfreiheit hinein als Dämpfer gesetzt wird, damit mir die „rauhe Wirklichkeit“ nachher nicht zu

bitter schmecke. Wenn nur die Galeriestunden günstiger lägen! Von neun bis drei ist eine sehr schlechte Zeit. Vorher kann man nichts Rechtes tun, wenn man sich nicht müde machen will, um 12 wird man hungrig und braucht eine halbe bis dreiviertel Stunde zum Mittag, um $^1/_2$3 fangen die Herren Kustoden schon an zu läuten, um $^3/_4$3 muß man seine sieben Sachen zusammenpacken, das macht täglich fünf Stunden; Donnerstags wird überhaupt erst um elf Uhr geöffnet, macht also wöchentlich 28 Stunden, im günstigsten Falle, wenn nicht irgendein Festtag in die Quere kommt, wovor man ja nie sicher ist; nächste Woche ist Mariä Himmelfahrt.

In den zweimal 28 Stunden der letzten 14 Tage habe ich mein vorgesetztes Pensum so ziemlich erreicht, und hoffe, daß es auch in der nächsten nicht schlechter gehen wird. — Nach drei pflege ich nach Haus zu gehen, Pinsel zu waschen und mich etwas auszuruhen, im Lehnstuhl sitzend in Philipp Otto Runges Briefen zu lesen, auch etwas zu schlafen. $^1/_2$5 geht's wieder hinaus an irgendeine Arbeit, sei es nun in die Küche der Fräulein von Willemoes (die übrigens jetzt fertig ist) oder zu anderen schönen Leistungen. — Augenblicklich beschäftigt mich die lustige Fassade an Piazza Santa Croce, die von elf verschiedenen Malern in 27 Tagen ausgeführt wurde. Ich schrieb schon einmal davon. Sgrafittos und Fassadenbemalung interessieren mich überhaupt sehr; trotz unseres Klimas sollte man es bei uns einführen. Hält's auch nicht ewig — was schadet das?! Die hier haben ja auch nicht ewig gehalten! Aber denke Dir, wenn unser Alsterbassin lauter bunt und lustig bemalte Häuser hätte! Jedes von einem andern Maler in anderer Art geschmückt. Das könnte die langweilige Architektur, die nicht mehr zu ändern ist, vergessen machen!

Das ist so einer der vielen großen Pläne, die ich für die liebe Vaterstadt in petto habe, freilich gleich einer der allergrößten, über dessen geringe Aussichten aufs Gelingen ich mir ganz klar bin. Überhaupt braucht Mutter nicht zu fürchten, daß es mir gehe wie Otto Runge, der bei seiner Heimkehr aus Dresden offenbar wie aus allen Himmeln in die rauhe Wirklichkeit

fiel, so daß selbst — seinen Briefen nach — der Besitz der so heiß erkämpften Pauline ihm kaum über das Gefühl bitterer Enttäuschung hinweggeholfen zu haben scheint. Erstlich ist die Zeit eine andere, dann bin ich selber Gott sei Dank nüchterner, will auch keine „neue Kunst“ erfinden, bin überhaupt nicht durch Tiecksche Romantik verrückt gemacht, auch wohl etwas klarer und bescheideneren Sinnes über meine Begabung — genug: seid nicht bange davor! Übrigens interessiert das Buch mich sehr. Wie kann man aber so verrückt sein, die eigentliche Biographie am Ende des zweiten Bandes zu drucken und den ganzen übrigen Wust, den jeder andere vernünftige Mensch als „Anhang“ behandelt hätte, an den Anfang zu setzen und jeden Leser dadurch abzuschrecken! Der gute Daniel! Das muß doch eine rührend selbstlose, opferwillige Natur gewesen sein. — In dem einen freilich geht's mir gerade wie Runge: daß man immer erst all die voraus empfangene Güte abarbeiten muß, statt für Geleistetes nachher seinen Lohn zu empfangen. Doch schweigen wir vorläufig über dies Kapitel. . . . .

Im ganzen gewinne ich Firenze trotz des Kopierens und Schwitzens täglich lieber, heute sah ich sogar viel hübsche Frauen, was ein seltenes Glück ist, während ich die hiesigen Männer schon seit lange als die schönsten Italiens erkannt habe.

Und damit gute Nacht. Mit vielen Grüßen

Dein Hans.

Florenz, den 13. August 1877.

Lieber Onkel Heinrich!

. . . . Morgen werde ich wahrscheinlich noch einmal wieder ein Stück nach Süden reisen, zu dem großen Volksfest in Siena, von dem ich so viel gehört habe, daß ich es doch sehen möchte. Da die Galerie ganz geschlossen ist, wird es mir nicht schwer. Hoffentlich geht recht früh ein Extrazug, so daß wir rechte Muße haben werden. Ich freue mich sehr darauf. —

Meine Abreise von hier soll im Anfang der nächsten Woche erfolgen, Ankunft in Venedig am 24. (Vollmond), dort etwa

acht Tage, einen Padua, einen halben Vincenza, einen Verona, vielleicht noch einen Mantua, einen Klobenstein, einen München, einen Augsburg, das ich noch gar nicht kenne, einen oder zwei Weimar, einen halben Leipzig, vielleicht noch ein bis zwei Berlin, um mir einen flüchtigen Eindruck von der großen Ausstellung und der Nationalgalerie zu verschaffen, also in der ersten Hälfte bzw. Mitte September in Hamburg. . . .

Heute die Beschreibung des großen Festes zu Siena, das einzige echt mittelalterliche Volksfest, welches sich in Italien erhalten hat und alljährlich vom 14.—16. August stattfindet. Extrazüge gehen dazu ab, nicht nur von hier allein, sondern sogar von dem viel entfernteren Rom. — Die Reisebücher machen lange nicht genug Geschrei davon, um so zufriedener bin ich, zu den verhältnismäßig wenigen zu gehören, die es mitgemacht haben.

Am 15. früh gegen $^1/_2 7$ fuhren wir ab und waren um $^1/_2 10$ in Siena. „Wir“ d. h. Friedrich, Vogel, ein Württemberger Architekt, mit dem ich nun schon 5 Wochen hier zusammen bin und den ich sehr gut leiden kann, und meine Wenigkeit. . . . Wir drei paßten sehr gut zusammen. Unser erster Gang war in den Dom, dessen Marmorboden an diesen zwei Tagen aufgedeckt ist. Das Längsschiff war mit bunt gemusterten Fahnen geschmückt, und die bronzenen Engelknaben an den Pfeilern des Chors und Hochaltars trugen brennende Kerzen. Natürlich war's voll von Städtern und Landleuten, alle fröhlich und festlich gestimmt und gekleidet: die Städterinnen oft in sehr niedlichen Anzügen und die braunen Landmädchen in riesigen Strohhüten, die den Kopf wie ein kolossaler Heiligenschein umrahmen oder infolge ihres eignen Gewicht in Falten wie große Winden niederhängen und immer neue Formen annehmen.

Wir traten durch eine Seitentür ein, und im selben Moment kam zum weitgeöffneten Hauptportal, vier alte Bediente in Rokoko voran — gerade wie in St. Peter — der Zug des Erzbischofs und der Canonici, alle in roter und violetter Seide, gleich darauf begann das Hochamt mit festlich schöner Musik (Orgel, Chor und Instrumentalmusik). Immer neue überraschende An-

sichten des herrlichen Domes fanden wir. Es ist doch ohne Frage die schönste Kirche, die ich kenne! ein so freudiger Ernst, eine so milde Pracht erfüllt die Räume — die schwarzweißen Marmorpfeiler mit goldenen Kapitelen und lichtblauen Gewölben, durch mäßiges Rot gemildert, die schönen Glasfenster dazu, der reiche Schmuck der Skulpturen in Marmor, Bronze und tiefbraunem Holz, alles durchleuchtet von Sonnenstrahlen, darin das Gewoge hübscher Mädchen in anmutigen, hellen Kleidern und die kindlich frohen, einschmeichelnden Weisen der Gesänge: das Ganze macht einen wundervollen Eindruck. Ich glaube, es gibt keine Kirche, die so harmonisch wirkt wie diese: vorherrschend Gotik oder Renaissance, alles schön und edel, nichts pomphaft und die Harmonie beeinträchtigend; das bißchen Zopf, das da ist, bescheidet sich taktvoll, als fühlte es, daß es eigentlich nicht in so vornehme Gesellschaft gehört. — Auch ist dies Fest (Mariae Himmelfahrt) ein besonders liebliches und poetisches der katholischen Kirche und wohl begreiflich, daß Kunst und Volkssinn es besonders lieb haben. Schade, daß wir es nicht kennen!

Eine besondere von Pius II. Piccolomini seiner Vaterstadt zugestandene Gunst besteht darin, daß beim Hochamt alle Canonici Bischofsmützen aufhaben dürfen. Außer dem Erzbischof in der goldnen, füllten 15 in weißseidnen den Chor, was aussah wie ein Konzilium, oder — wenn man weniger historisch aufgelegt war — wie eine Cotillontour, denn die weiße Seide der Mitren sah von weitem wie Glanzpapier aus. — In der anstoßenden Libreria, diesem herrlichen von Pinturicchio ausgemalten Raum, waren sämtliche alte Chorbücher aufgeschlagen und das Volk wogte auf und ab, um die prächtigen Miniaturen zu besehen; in der Sakristei war der ganze Schatz der Kirche an gestickten Gewändern, kostbaren Kelchen und sonstigem Altargerät aufgestellt.

Schließlich schob ich mich dicht an den erzbischöflichen Stuhl, bis neben die vier Bedienten, und hätte sogar etwas von einer ihnen offerierten Prise abbekommen können. . . . Der Erzbischof war ein behagliches, dickes Herrchen mit Brille und einem humoristischen Zug. . . . Die vielen schweren Prachtgewänder

waren ihm gewiß nicht besonders angenehm, aber er saß ganz geduldig auf seinem goldnen Stuhl, und wenn die Musik einmal recht lustig wurde, tippte der kleine dicke Fuß in den goldgestickten Schuhen den Takt dazu. Auf den Stufen seines Trones kauerten zwei Chorknaben in hübscher, natürlicher Stellung — alles schien mir würdig, harmlos, glücklich und dem fröhlichen Feste gemäß. Die schönste Aussicht, die ich fand, zugleich das schönste Kircheninterieur, das ich je gesehen habe, war hinter dem Altar. Ich versuchte im Laufe des Nachmittags mehrfach, es mit einigen Strichen festzuhalten, aber jedesmal begann, im Augenblicke wo ich angefangen hatte, irgendeine Zeremonie, so daß ich wieder aufhören mußte. Über 2 Stunden habe ich's in diesem Hochamt ausgehalten, was teilweise nur infolge der abwechselnden, oft an Rossini, Verdi, ja Wagner und Strauß erinnernden Musik möglich war. Zuweilen war sie jedoch sehr ernst und feierlich, und als beim Credo: „natus ex Maria Virgine“ alles niederkniete, tat ich es auch, was ich noch nie in Italien getan hatte, da ich diesmal so weit vorn war. Auf diesem Marmorboden zu knien, statt auf ihm umherzugehen, kommt mir ganz natürlich vor. Wenn Michelangelo von Ghibertis Türen behauptete, sie wären wert die Pforten des Paradieses zu sein, so möchte ich dasselbe von diesem Boden behaupten. Überhaupt: wenn man sich die Herrlichkeit des Himmels mittelalterlich vorstellen will, so liegt es nahe, hier mit seiner Phantasie anzuknüpfen. Wohl dem Volk, das in diesen Hallen groß wird und ihre Schönheit bei jeder Gelegenheit erhebend und beruhigend auf sich wirken lassen kann!

Gegenüber liegt das Hospital La Scala, eine jener großartigen kirchlichen Einrichtungen der reichen Städte des Mittelalters, welche auch in dieser Hinsicht der Neuzeit nicht nachstehen. Heute waren alle Säle — mit Ausnahme der der Schwerkranken — geöffnet, und viele Leute machten ihren Verwandten und Freunden Besuche; ordentlich und sauber, wie die Anwesenheit der barmherzigen Schwestern voraussetzen ließ, lagen die Kranken in den hohen luftigen Gewölben, bei offenen Fenstern und Türen, die schöne Sommerluft und der helle Sonnenschein drangen

fröhlich ein. Von hier aus hat man die schönste Aussicht über das glückliche Land, unter sich üppige Gärten voll Feigen und Wein und ein allerliebstes Backsteinkirchlein. An den Wänden höchst interessante Fresken, aus dem Anfang des 15., teils noch aus dem 14. Jahrhundert, lauter Szenen aus dem Hospitalleben von höchster Charakteristik und Würde und einer Behandlung des Nackten — nahezu lebensgroß — wie ich sie vor Lucca Signorelli nie gesehen habe. Mit größter Pracht und Durchführung ist alles gearbeitet und gehört zum Vorzüglichsten, das ich kenne. Ob auch die Neuzeit dazu kommen wird, die Wände der Krankensäle mit Fresken auszumalen? Sie würden mehr betrachtet werden und mehr Freude machen als Fresken in vielen Schlössern, z. B. die Kaiser- und Nibelungensäle in der Rezidenz zu München, die nur für die durchreisenden Fremden und den Trinkgeld erhaltenden Kustoden zu existieren scheinen.

Außer diesem Spital, dessen Kirche noch eine schöne, geschnitzte Orgel von Peruzzi und bronzene leuchtertragende Engel usw. enthält, war es besonders eine kleine Kapelle, 10 Minuten vor dem Tor, die ich bei meinem ersten reichlich flüchtigen Aufenthalt vergessen hatte und jetzt besah. Die Kapelle „dei Diavoli“ nennt Burckhardt ein Juwel der Frührenaissance, und sie ist wirklich das vollendetste an maßvoller Schönheit, das man im Backsteinbau sehen kann. Der Weg hinaus war sonnig und heiß, aber doch schön, und auf dem Rückweg saßen wir lange in den alten schattigen Torbogen und aßen saftige Melonen. Dann strolchten wir in der Stadt herum oder saßen im Café, aßen Eis, überall gab's Musik — die Kapellen in Phantasieuniformen — meist nicht schlecht, aber es wurde einem doch des Guten zuviel, zumal man sich ja im ganzen in Italien der Musik entwöhnt.

Um 6 Uhr war auf dem Rathausplatz die Generalprobe des großen Wettrennens, das wir von einem hohen Balkon sahen. Dieser Platz ist das richtige antike Amphitheater, vielleicht auch auf den Ruinen eines solchen erbaut: muldenförmig, so daß man fast von jedem Punkt aus die Rennbahn übersehen kann. Die eine Seite nimmt das Backsteinrathaus ein, mit seinem hohen schlanken

Turm und den vielen schwarzweißen Wappen über den spitzbogigen Fenstern. Von den übrigen drei Seiten wird der Platz eingeschlossen von mehr oder weniger altertümlichen Häusern, mit Balkons versehen, von denen aus seit vielen hundert Jahren dies Festspiel mit Begeisterung verfolgt zu werden pflegt. Ringsum sind Tribünen errichtet, auf denen man sich für 70 Cts. bis 1,50 Frs. ungeheuer enge Plätze mieten kann. Der Raum innerhalb der Bahn kostet nichts. Die Probe ging gut, aber die wahre Geschichte kam doch erst am folgenden Tage im Kostüm. Jeder der zehn Stadtteile (Contrade) stellt ein Pferd mit Reiter; es wird nur einmal gerannt — die Bahn 3 mal durchmessend. Wer siegt, hat die Ehre für dies Jahr erreicht. Geldpreise gibt es, meines Wissens, nicht. Jede Contrada hat ihr eignes Kostüm und durchzieht von 4 Uhr an die Straßen, vor den Häusern aller „Padrone“ — eine Ehre, die man für 10 Frs. jährlich erkaufen kann — Halt machend und die Fahnen schwingend. Jeder Zug besteht aus etwa 10 Mann: einem Trommler, der meist sehr mangelhaft kostümiert und oft ein trauriger, alter Invalide ist, dem Fahnenschwenker, einem kräftigen, jungen Mann, die interessanteste und charakteristischste Erscheinung des Zuges. Viele sahen aus wie Jost Ammonsche deutsche Landsknechte, meist blondhaarige germanische Feldwebel- oder Vorturnererscheinungen, voll elastischer Kraft und Gewandtheit. Wie sie die großen runden Fahnen zu schwingen verstehen, sie rund um den Leib wirbeln, zwischen den Beinen durch um den Nacken herum, sie schließlich leicht aufrollend, hoch in die Luft werfen und sicher wieder auffangen — wobei die Fahne sich in der Luft entfalten muß — dann sich leicht verbeugen und weiterziehen — das sieht so wunderschön aus und gibt eine solche Fülle der schönsten Bewegungen, daß ich nicht begreife, warum unsere Kunstreiter dies Feld nicht mehr kultivieren. Freilich würde der Hauptreiz, die echte Volkstümlichkeit, fehlen. Nach dem Fahnenschwenker, bisweilen sind es sogar zwei, folgt der Bannerträger in der reichsten Kleidung, meist ein junger Mensch von ca. 16 Jahren, bisweilen sehr schön, wie aus den alten Bildern herausgeschnitten, neben ihm zwei Knaben als Pagen, deren Trikots

meist viel zu weit und lang sind. Dann der gewappnete Hauptmann mit Helm, Panzer und Schwert, ihm folgen wieder zwei Pagen, darauf das Rennpferd geschmückt, am Zügel geführt, und zum Schluß auf erbärmlichem Klepper abermals ein Gewappneter.

... Die Anzüge sind an Güte sehr verschieden: einige recht schön, andere der fürchterlichste „Kümmel". Am vornehmsten sah die Contrada Lupa aus: schwarz und weiß mit wenig Goldstickerei. Das ist die älteste und vornehmste. Die römische Wölfin ist Sienas Stadtwappen, und man sieht sie hier häufiger und schöner als in Rom.

Von 5 Uhr an war der Festplatz natürlich dicht besetzt, um $^1/_2$6 fanden wir mit genauer Not einen Platz auf einer Tribüne, nicht viel größer als dieser Briefbogen, und die Hintermänner bohrten einem ihre Knie in den Rücken, daß es eine wahre Tortur war. Als die Sonne die oberste Zinne des alten dunkelroten Turmes anglühte, fiel ein Schuß: die Tauben und Krähen flogen in Scharen aus dem alten Mauerwerk aufgeschreckt in die Höhe, und eine Abteilung berittener Carabinieri säuberte die Bahn, was sehr schön aussah und rasch und prompt vor sich ging. Dann kam der Festzug: voran ein schauderhafter Wagen, wohl eine Erinnerung an den mittelalterlichen Caroccio mit Bannern und einigen alten Invaliden, dann von Musikkorps unterbrochen, die oben beschriebenen Contrade; jeder Fahnenschwenker tat sein Bestes; die Pferde waren kaum zu halten. Zum Schluß abermals ein höchst geschmackvoll dekorierter Wagen, mit sämtlichen Bannerträgern, um die von einem scheußlichen Kerl dargestellte „Siena" geschart. Auf langen Tribünen vor der Front des Rathauses nahm die bunte Schar mit ihren Bannern Platz, was schön und lustig aussah. Dann kamen die 10 Renner. Der Schimmel (Contrada Oca die Gans) war von Anfang an vorn und hielt sich bis Schluß. Keiner stürzte, was bei den scharfen Biegungen sehr leicht möglich ist. Die Spannung war kolossal. Als das Ziel zum dritten Mal erreicht war, und ein abermaliger Kanonenschlag das Ende verkündete, stürzte alles über die Barriere, herzte und küßte Schimmel und Reiter — und führte ihn im Triumph durch die Bahn. Das sah herrlich

aus. Wie wir nachher hörten, wird das Pferd in eine Kirche geführt, dort gesegnet, während alle alten Betschwestern vorher schon für den Sieg ihrer Contrada gefleht haben.

Am ersten Abend war ein sehr nettes Feuerwerk auf dem Platz, am zweiten Illumination der Lizza, des schönen Spazierganges von Siena, auf dem viel elegantere Toiletten und Equipagen zu sehen sind, als man sie einer Stadt von ca. 27000 Einwohnern zutrauen würde. Es herrscht viel Reichtum unter den Grundbezitzern der Umgegend, und der Adel verbringt den Sommer in der Stadt. Eine Dame trug ein hellgelbseidnes, reichgesticktes Kleid, mit blaugrünseidnen Ärmeln, gelbliche Spitzen daraus hervorquellend, eine schwere rotgoldne Kette auf dieser hellgelb-grünlichen Seide und einen blaugrünseidnen Hut mit blassen Rosen auf dem rötlich blonden Haar. Das war die vornehmste und lieblichste Erscheinung, die ich je gesehen habe, und mit ihrem Anzug könnte sie dreist alle alten Venezianerinnen zum Wettkampf herausfordern. Ein kleines Mädchen in rotweißgestreiftem Sommerkleid, mit Matrosenkragen, offenem blonden Haar, breiter, kirschroter Seidenschärpe und ebensolchen seidnen Strümpfen war ebenfalls wunderschön — ich glaube, eine kleine Engländerin. Dazu die netten Bauernmädchen unter ihren großen Strohhüten, die vielen energischen Bauern — etwa derselbe Typus wie man ihn von Südtirol an bis nach Toskana findet — genug: es war ein herrliches Fest, und ich habe eine Anzahl Seiten des Skizzenbuches gefüllt. Gegen 10 fuhren wir ab und langten gegen 1 schlafend wieder in Florenz an.

Venedig, den 5. September 1877, Dienstag abend.

Liebe Mutter!

Ich bin nun bereits seit dreimal 24 Stunden hier und könnte fast schon sagen: ich kenne Venedig. Drum wird es Zeit, endlich wieder einmal von mir hören zu lassen. . . . .

Ich fuhr am Donnerstag gegen 3 Uhr in Florenz ab. Die Fahrt über den Apennin war wiederum schön; in Nachmittags- und Abendbeleuchtung überdies, doch hatte sie mir im trüben

Spätherbst besser gefallen. Es war Nacht, längst ehe ich in Bologna ankam.

Meine notwendigsten Sachen ins Plaid geschnürt, so hielt ich meinen Einzug durch die langen Arkaden zu Fuß, und dieser bescheidenen Introduktion gemäß fielen auch die Preise in dem vortrefflichen Gasthaus zu den drei Gurken („tre zucchetti") aus. Bologna gefiel mir mindestens gerade so gut, womöglich noch besser als das erste Mal. Die schönen Paläste, das rege, reichsstädtische Leben, die wohlgenährte Behaglichkeit der Bewohner habe ich schon seinerzeit geschildert. Diesmal gab's obendrein noch Sonnenschein, vormittags gute Militärmusik auf dem Marktplatz und vortrefflich geeiste Limonaden und Tamarindenerfrischungen an den Straßenecken. — Im Dom saß ich kaum eine Viertelstunde zeichnend in einem alten Chorgestühl, als eine alte Dame sich neben mich setzte, aber ich sah sie nicht an, weil ich erwartete, sie würde mich anbetteln. Statt dessen sagte sie aber auf gut norddeutsch: „Sind Sie es nun eigentlich? oder sind Sie es nicht?" (ich habe nämlich meinen Vollbart in einen Henri IV verändert) — und war Fräulein v. Willemoes, die sich in ihrem Bad bei Livorno zu arg gelangweilt hatte und nun ebenfalls die alte Universitätsstadt besah. Welche freudige Überraschung!

Wir blieben natürlich den ganzen Tag zusammen und freuten uns beide, uns so unerwartet noch einmal zu sehen. Es gibt kaum jemand, vor dem ich mich so wenig geniere, wie vor Fräulein v. Willemoes. So zeichnete ich denn einen ganzen Haufen und sie saß dabei immer neben mir und schwatzte. Auch in der Pinakothek waren wir, wo sie, wie gewöhnlich, die ganz alten Meister schon genau durchstudiert hatte und mich auf viel naive Schönheiten und lustige Scherze aufmerksam machte, die ich sonst nie bemerkt hätte. Für Domenichino mich zu begeistern, gelang ihr freilich nicht. Die Caraccischule machte denselben Eindruck auf mich wie das erste Mal, ebenso Francia, auch von Raffaels heiliger Cäcilie kann ich leider nicht behaupten, daß sie einen größeren Eindruck auf mich gemacht hätte. Ich bewundere nur die Komposition.

Bis Samstag mittag blieb ich in Bologna und fuhr dann im Schnellzug in einer Stunde nach Ferrara. Die Gegend ist so flach, daß die Lüneburger Heide dagegen als Mittelgebirge erscheint; dazu hört die Bauart der Häuser auf interessant zu sein, schließlich wird auch das üppige Weingeranke an den Maulbeerbäumen spärlicher, bis es ganz verschwindet. Summa: die Gegend ist mordslangweilig, zumal in steiler Mittagsonne. Vergleiche ich Bologna, die größte Universität —, dazu Kaufmanns- und Musikstadt immer gern mit unserm Leipzig, so drängt sich für das nahegelegene Ferrara der Vergleich mit Weimar auf. „Ferrara ward durch seine Fürsten groß“ — das Wort Goethes war so ziemlich alles, was ich von Ferrara wußte, als ich hinkam. Zuerst bereute ich es fast, überhaupt ausgestiegen und nicht dem Rat von Fräulein v. Willemoes gefolgt zu sein, direkt bis Venedig weiter zu dampfen und dort meinen Einzug bei Abendsonnenschein zu halten, denn die breiten, leeren, schattenlosen Gassen mit einstöckigen, armseligen Häusern machten einen solchen „Nest“ Eindruck, daß mein Weimarer Herz ganz hochmütig weltstädtisch zu schlagen begann. Endlich kam ich ans Kastell, einen großen Backsteinbau mit vier Ecktürmen, Wassergräben, Zugbrücke usw. Von dort weiter ins Museum. Diese in einem schönen Palast vortrefflich aufgestellte Galerie ist so interessant, daß alle Reue, ausgestiegen zu sein, sofort verflog. . . . Die Ferraresische Schule habe ich immer recht gern gehabt. Sie steht den Venezianern schon nahe. Besonders entzückte mich eine Madonna von Garofalo. . . . — Dann wurden noch einige schöne alte Palazzi besichtigt, hinter dem Schloß beginnt die Stadt erst, und entwickelt sich so stattlich, daß Weimar bedenklich, was Architektur anlangt, die Segel streichen muß, schließlich der Dom mit phantastisch gotischer Fassade und am äußersten Ende der Stadt in einem Palast, der jetzt Taubstummeninstitut ist, bei roter Sonnenuntergangsbeleuchtung höchst interessante Fresken aus dem Leben eines der Herzöge im XV. Jahrhundert, . . . zuletzt schnell an die Bahn gefahren und im Zwielicht abgedampft. Ich schlief sehr viel und kam um $^3/_4$11 in Vendig an, wo mein Quartier schon bestellt war. Vom Bahnhof steigt man direkt in

die Gondel, und in leisem Plätschern führte mich diese durch kleine Kanäle, unter zahlreichen hohen Brückchen, zweimal den großen Kanal kreuzend, durch die schlafende Stadt ans Ufer der Calle del Ridotto, wo der Architekt Moosbrugger, ein dicker, behaglicher Schwabe, am Ufer stand und mich erwartete. Eine halbe Stunde später lag ich im Bett und schlief trotz der leise und unheimlich sirrenden Mücken bald ein, in dem wunderlichen Gefühl, nun wirklich in Venedig zu sein.

Denn die Stadt ist so ganz eigenartig, daß man wirklich zuerst in einer anderen Welt zu sein glaubt und sich wundert, daß die Leute hier italienisch verstehen, da einem dies allmählich etwas alltägliches geworden ist. Die Form der Gondeln, ihre bequemen Sitze, ihre Schnitzerei, ihr blanker Messingschmuck, dazu die elastischen, ruhigen Bewegungen der Gondoliere, die zwar nicht mehr in roten Trikots und langen, gerade geschnittenen Haaren einhergehen, die man sich aber, da sie hinter einem stehen und man sie nicht sehen kann, bisweilen so vorstellt — das ist alles so wunderbar, dazu die Paläste, die kleinen Gärtchen! keine Stadt Italiens kann sich damit vergleichen!

Auf die Dauer würde ich's freilich herzlich satt bekommen. Man entbehrt doch vieles, und nie und nimmer möchte ich mit einem solchen Inselbewohner tauschen. Wie viele leben da, die nie in ihrem Leben das Festland gesehen haben, keinen Wald, kein Kornfeld, keinen Bach mit Schilf und blumigen Wiesen, kein Pferd, keine Kuh, überhaupt keine anderen Vierfüßler als Hunde und Katzen! — Auffallend war mir's, nebenbei gesagt, daß trotzdem nirgends so viel Reiterstatuen sind wie hier, teils eherne, teils vergoldete, von Holz auf den Sarkophagen der Feldherren der Republik, in den Kirchen — in der einen allein fünf lebensgroße aus den verschiedensten Zeiten!

Am Sonntag morgen gingen wir zuerst auf den Markusplatz Kaffee trinken. Der ist gerade so, wie man ihn sich denkt; nur noch größer. An den drei riesigen Mastbäumen vor der Markuskirche wehten riesengroße italienische Flaggen. Das sieht prächtig aus. Die Tauben sind alle dunkelgrau; ich hatte sie mir weiß gedacht. Sie, wie die Gondeln, die alle schwarz sind, scheinen

zu trauern um die verschwundene Größe. Am Markusplatz kommt man wenig dazu, derartigen melancholischen Gedanken nachzuhängen; besonders jetzt in der Saison herrscht dort ein gar reges Leben, und man hat das Gefühl in einer großen reichen Stadt zu leben. Hier ist ein Café, ein Bijouterie- und Photographieladen neben dem andern, alle Welt spricht deutsch oder radebricht es. Auch die Fremden sind fast ausschließlich Deutsche, noch durchgehender als in Rom.

Zunächst natürlich: Markuskirche, dieser ganz einzige Bau, dessen wohlerhaltene, farbige Marmor- und Mosaikpracht einen ganz ins frühe Mittelalter versetzt; eine malerische farbige Ecke sitzt hier neben der andern. Auf Schritt und Tritt sieht man fertige Architekturbilder, so daß der Wunsch, das eine oder oder andere davon zu skizzieren, sofort durch das nächste Bild verdrängt wird. So sah es damals schon aus, als Barbarossa hier mit Papst Alexander Frieden schließen mußte, jener ewig denkwürdige Tag in der Geschichte der Stadt, der sowohl hier im Dogenpalast wie zu Rom in der Sala regia so dargestellt ist, daß der Kaiser vor dem Papst kniet und ihm den Fuß küßt, während Alexander ihm den anderen Fuß auf den Nacken setzt, also ein zweites Canossa, was es historisch doch nicht gewesen sein soll.

Von dort aus in den Dogenpalast, der Sonntags unentgeltlich geöffnet und sehr besucht ist. Man kennt das alles aus Studien, Bildern und Photographien, aber es ist herrlich, alles selbst zu sehen, jedes an seinem Ort und zwischendurch auf die Balkons zu treten und sich zu orientieren, nach welchem prächtigen Hof, Kanal oder Platz hinaus jedes Zimmer liegt.

Stolzer ist der Vatikan, prächtiger die Säle des Pitti, aber wohligere Vornehmheit als in beiden herrscht hier. Die Zimmer sind verhältnismäßig niedrig, die reichen, flachen, goldnen Decken mit den prächtigen Bildern von Tintoretto und Veronese drücken etwas, in den gewölbten Sälen von Rom und Florenz atmet sich's leichter und freier, aber wirft man nur einen Blick hinaus, so schwimmt man doch wieder in Wonne. Künstlerisch ist das das einzig Schöne und Lehrreiche hier, das Alles noch so wohl-

erhalten an seinem eigentlichen Platze ist; zwar ist alles mit Öl auf Leinwand oder Holz gemalt und nichts al fresko, und es hätte hier und da nahe gelegen, die größten Schätze zu entfernen und in Museen zusammenzustellen. Das ist aber glücklicherweise nicht geschehen; auch die Franzosen scheinen nur wenig seinerzeit nach Paris geschleppt zu haben.

Nach dem Essen ging ich nochmals in den Dogenpalast, besah mir namentlich die hübsche Antikensammlung, sowie alte Landkarten und ausgestopfte Fische des adriatischen Meeres — teilweise schauerliche Biester — und fuhr um 3 nach der Insel Murano, einem selbständigen Ort bzw. Vorstadt von 4000 Einwohnern mit mehreren Kirchen, dort einer der schönsten Bellinis. In weitem Bogen halb Venedig umgondelnd, stiegen wir bei Sonnenuntergang wieder an der Piazza ans Land, und abends um 8 nach dem Essen begrüßte ich Nerly an seinem, seit 34 Jahren fast täglich besetzten Stammplatz bei „Florian“ unter den Arkaden. Er freute sich sehr mich zu sehen und hatte viel zu fragen. Am nächsten Tage besuchte ich ihn in seinem Palazzo Pisani, dem größten aller Paläste Venedigs, mit fürstlichen Höfen und Treppen, aber öde und verkommen wie alle hier, mit Ausnahme des Staatseigentums. Wie ganz anders in Florenz und Rom! — Hier war er nun überaus freundlich und eingehend, während am ersten Abend das Gewoge der Menschen eine lebhaftere Unterhaltung gehindert hatte. Er zeigte mir viel schöne Sachen — nicht nur Venezianische Mondnächte —, erzählte mancherlei aus alter Zeit und macht überhaupt einen frischeren Eindruck, als ich erwartet hatte. Er ist ein sehr guter Deutscher geblieben, auch sein Sohn, den ich erst am dritten Abend kennen lernte, spricht vollkommen fließend deutsch und ist durch und durch Deutscher, offiziell sowohl wie von Herzen. Die Frau werde ich erst morgen zu sehen bekommen; ich soll mit ihnen auf dem Lido essen. . . . . — Äußerlich ist er sehr gentlemanlike, ganz in Weiß, mit schwarzer Kravatte oder schwarz gefüttertem Strohhut auf dem ebenfalls einfarbig hellen Gesicht. Natürlich leidet er pekuniär unter den schlechten Zeiten, hat auch durch den Krieg in Papieren viel verloren. . . . .

Am zweiten Tag leistete ich Unglaubliches im Besehen von — ich weiß nicht wieviel Kirchen. Die bedeutendste derselben ist die der Frari, die große Franziskanerkirche mit viel schönen Grabmälern und Bildern von Tizian, Bellini u. a. Daneben ist die Scuola di San Rocco, eine der vielen Laienbrüderschaften Venedigs; ein Bau, halb Kirche, halb Palast von einer Opulenz der Ausschmückung außen und innen, von der man gar keinen Begriff hat. Überall Marmor, Gold, Holzwerk und Malerei. Wände und Decken mit den riesigsten Leinwänden Tintorettos bedeckt; ich habe ihn hier so recht aufrichtig bewundern gelernt. Zwar macht er mich nicht warm, es kommt ihm selten so recht von Herzen, aber trotzdem ist er ein ganz großer Künstler, und die meisten Kunstgeschichten betonen seine Fehler viel zu sehr, ohne seiner Größe zugleich genugzutun.

Ich frühstückte in der malerischsten Spelunke, die mir je vorgekommen ist, unter Austern aufklopfenden, teilweise halbnackten Fischern und Schiffern, lief noch schnell durch die Akademie (Galerie), die ich inzwischen sehr genau kennen gelernt habe und machte in Nachmittagsbeleuchtung mit Moosbrugger wieder Gondelfahrten zur Giudecca, wo drei berühmte Palladiosche Kirchen stehen, und den Canale Grande auf und ab, mit all seinen öden, ausgestorbenen Palästen.

Am dritten Nachmittag gondelten wir nach der großen barocken Kuppelkirche hinüber — Santa Maria della Salute —, die auf allen Ansichten eine so bedeutende Rolle spielt und bestiegen abends den Markusturm, von wo man das schönste Panorama hat, das man sich außer dem Golf von Neapel denken kann. Ganz anders, und in seiner Weise gerade so schön. — Die liebste halbe Stunde ist mir immer die gleich nach Sonnenuntergang, wo ich am Fuße einer der großen Säulen der Piazetta sitze oder liege und in dem wild prächtigen Farbenspiel schwelge — gedankenlos genießend. Abends gabs immer herrliches Wetterleuchten, gestern ganz großartig, dazu etwas Gewitter; heute war's sehr abgekühlt, fast schon herbstlich.

Ich schließe den Brief damit, vielleicht füge ich schriftlich, jedenfalls mündlich noch vieles hinzu. Dein Hans.

Anmerkungen.

Wie das einzurichten ist. S. 1.

Speckters Schwager Wurm, der Empfänger des Briefes, war durch die Tagungen des Parlaments, an denen er regen Anteil nahm, an Frankfurt gebunden. Seine Frau Hermine, geb. Speckter, hatte ihn begleitet. Doch sind Wurms die Taufpaten von Hans Speckter geworden, wenn sie auch ihr Patenkind sehr viel später gesehen haben.

Großmutter. S. 1.

Die Großmutter Bergeest, Frau Dorothea Elisabeth, geb. Wurm.

Herterich. S. 1.

Der Maler Heinrich Joachim Herterich 1772—1852 war der Mitbegründer von Johann Michaels Speckters lithographischer Anstalt und hatte bis zu seinem Tode in Otto Speckters Hause gelebt.

Reichsverweser. S. 1.

Erzherzog Johann von Österreich, 1782—1859, am 27. Juni 1848 zum unverantwortlichen Reichsverweser ernannt, trat am 20. Dezember 1849 ins Privatleben zurück.

Hans Speckters Aufzeichnungen. S. 2.

Sie sind entnommen dem Artikel: „Die Ausstellung der Werke Hans Speckters,“ Aufsatz von Direktor Professor Dr. Justus Brinckmann im Hamburgischen Correspondenten 1889 Nr. 27, 48, 58, 62, 64. Herr Professor Brinckmann hat mir freundlichst Einsicht in Speckters Originalmanuskript gestattet, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichen Dank sage.

Louis Asher. S. 5.

1804—78 gehört dem Hamburger Nazarenerkreis an. Speckter gedenkt in den Italienbriefen wiederholt dankbar der Anregungen, die er von diesem seinem ersten Lehrer erfahren hat.

Martin Gensler. S. 5.

Die drei Brüder Gensler: Johann Günther (1803—1884), Jakob (1808—45), Martin (1811—81), sind eng mit Hamburgs Kunstleben verknüpft. Man vergleiche Alfred Lichtwark: Hermann Kauffmann und die Kunst in Hamburg um 1800—1850, München, 1893, S. 60ff. und Hans Speckter: Martin Gensler, Hamburgischer Corr. 1882.

Große Brand. S. 5.

Der „große“ Brand hat im Jahre 1842 die Stadt zerstört. Die Hamburger Maler hatten sich beim Retten der gefährdeten Kunstwerke große Verdienste erworben.

Perthes und Bessers. S. 6.

In „Friedrich Perthes Leben“, nach dessen schriftlichen und mündlichen Mitteilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes, 3 Bände, Hamburg und Gotha 1848/55, ist Johann Michael Speckter und sein Kreis anschaulich geschildert. Besser war der spätere Kompagnon von Perthes Hamburger Buchhandlung.

Wilhelm Ferdinand Pauwels. S. 6.

1830—1904. Der belgische Historienmaler und Schüler von Wappers war von 1862—72 an der Weimarer Kunstschule als Professor tätig. Seit 1876 an der Dresdener Akademie. Speckter hat seine Absicht, dort bei ihm arbeiten, nicht ausgeführt.

Kops. S. 6.

Franz Kops, Bildnis- und Genremaler, 1846—1896.

Friedrich. S. 6.

Harald Friedrich, Genre- und Porträtmaler, geb. 1858 in Dresden.

Freiesleben. S. 6.

Ernst Freiesleben, Genremaler, starb in Weimar 1883.

Piltz. S. 6.

Otto Piltz, geb. 1846 in Allstedt, Sachsen-Weimar, Genremaler. Speckter hat die Bedeutung dieses von ihm sehr geliebten Freundes wohl überschätzt.

Krohn. S. 6.

H. Chr. Krohn, Genremaler, geb. 1843 in Hamburg, hat zusammen mit Franz Arndt im Hause Weber in Hamburg Kompositionen der „Vier Jahreszeiten“ geschaffen, 1877 vollendet.

Arndt. S. 6.

Franz Gustav Arndt, Landschaftsmaler, geb. 1842 in Lobsen (Bezirk Bromberg).

Gussow-Hagensche Periode. S. 6.

Karl Gussow, geb. 1843, war erst Schüler der Weimarer Kunstschule unter Ramberg und Pauwels. Später als Lehrer dort tätig seit 1870. — Theodor Joseph Hagen, geb. 1842. Landschaftsmaler, seit 1871 als Professor an der Weimarer Kunstschule tätig.

Paul Thumann. S. 6.

Geb. 1834, gest. 1908. Seit 1866 Lehrer in Weimar.

Spangenberg. S. 6.

Friedrich Spangenberg 1843—74.

Günther. S. 6.

Otto Eduard Günther, Genremaler 1838—84.

Graf Harrach. S. 6.
Ferdinand Graf von Harrach, geb. 1832. Landschaften und historisches Genre.

Plockhorst. S. 6.
Bernhard Plockhorst, geb. 1825 in Braunschweig, war von 1865—69 Professor in Weimar. Porträts und religiöse Kompositionen.

Verlat. S. 6.
Michel Charles Verlat, 1824—90. Belgier, Schüler von Wappers.

Henneberg. S. 6.
Rudolf Henneberg, 1825—76. Die Jagd nach dem Glück befindet sich in der Nationalgalerie zu Berlin. Kat. Nr. 118.

Preller. S. 6.
Friedrich Johann Christian Preller d. Ä., 1804—78. Die Odysseelandschaften im Museum in Weimar entstehen während Speckters Aufenthalt an der dortigen Kunstschule 1865—69.

Genelli. S. 6.
Bonaventura Genelli 1798—1868, war seit 1859 in Weimar an der Kunstschule tätig.

Wislicenus. S. 6.
Hermann Wislicenus, 1824—99, war seit 1857 in Weimar tätig und ist 1868 nach Düsseldorf übergesiedelt.

Graf von Kalckreuth. S. 7.
Stanislaus Graf von Kalckreuth d. Ä., 1821—94, hat 1860 die Kunstschule in Weimar begründet und ihr bis 1876 als Direktor vorgestanden.

Hugo Kauffmann. S. 8.
Geb. 1844 in Hamburg. Der Sohn Hermann Kauffmanns. Speckter hat auch in München bei ihm verkehrt.

Piglhein. S. 12.
Elimar Ulrich Bruno Piglhein, geb. 1848 in Hamburg, gest. 1894 in München.

Kaulbach. S. 12.
Friedrich August von Kaulbach, geb. 1850 in Hannover.

Roß. S. 12.
Christian Meyer Roß, 1843—1904. Genrebilder und Motive aus der Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs.

Fröschl. S. 12.
Carl Fröschl, geb. 1848 in Wien. Speckter war während der Wiener Weltausstellung 1873 Gast im Fröschlschen Hause.

Neubert. S. 12.
Louis Neubert 1846—92.

Frühester zeichnerischer Versuch. S. 18.
Sämtliche hier erwähnte Arbeiten Speckters befinden sich, wenn nicht anders bemerkt, im Besitze von Frau Dir. Duncker-Speckter, Hamburg.

Hausbuch. S. 26.

Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie von Theodor Storm. Erste illustrierte Ausgabe. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Hans Speckter, ausgeführt von H. Kaeseberg. Leipzig, Wilhelm Mauke. 1875.

Guy Mannering. S. 32.

Guy Mannering. Ein Roman von Walter Scott. Neu übersetzt von Benno Tschischwitz. Mit Illustrationen von Hans Speckter, in Holz geschnitten von H. Kaeseberg u. a. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Heraldik und Schutzmarke. S. 51.

Vortrag, gehalten in der kunstgewerblichen Abteilung des Hamburger Gewerbevereins am 7. März 1883 von Hans Speckter. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss. 1883.

Zu einer kleinen Schrift. S. 52.

Die Notwendigkeit eines Museums für Hamburgische Geschichte von Hans Speckter. Hamburg, Leopold Voss. 1884.

Am letzten Blatt. S. 61.

Die Illustrationen zu Guy Mannering.

Behagliches deutsch-englisches Zimmer. S. 61.

Dr. Octavio Bergeest, Frau Otto Speckters Bruder, lebt, mit einer Engländerin verheiratet, in Florenz.

Petersen. S. 61.

Bezieht sich auf den in München lebenden norwegischen Maler Eilif Petersen.

Nonnenkamp. S. 61.

Rudolph Nonnenkamp, Hamburgischer Maler 1828—74.

Schlesinger. S. 61.

Felix Schlesinger, geb. 1833 in Hamburg.

Allotria. S. 61.

Über die Allotria vergleiche man Corinths amüsante Aufzeichnungen. Lovis Corinth: Legenden aus dem Künstlerleben. Berlin, 1908, S. 111ff.

Zum 9. November. S. 63.

Otto Speckters Geburtstag.

Förster. S. 64.

Ernst Förster 1800—85 hatte als Corneliusschüler angefangen und war zur Schriftstellerei übergegangen. Speckter erwähnt seine „Geschichte der italienischen Kunst“ (1869—78, 5 Bände) wiederholt.

Der alte Dürck. S. 66.

Maler Friedrich Dürck, 1809—84.

Maximiliansgrab. S. 68.

Renaissancegrab, an dem auch Peter Vischer tätig war.

Michele Sanmicheli. S. 74.

1484—1559. „Seine Bauten sind als Weitererscheinung der letzten Manier Bramantes und als Andeutung von Rafaels Intentionen von hervorragendem Interesse.“ Jakob Burckhardt: Der Cicerone. 9. Aufl. 1904. S. 292.

Morone. S. 75.

Domenico Morone, geb. 1442. Von ihm die Fresken im Refektorium. Auch sein Sohn Francesco, 1474—1529, hat in S. Bernardino, in der Capp. della Croce 1498 gemalt.

Berühmtes Bild von Mantegna. S. 76.

Das Triptychon wurde 1459 vollendet.

Libri. S. 78.

Girolamo dei Libri 1474—1556.

Passinische Erscheinungen. S. 78.

Ludwig Passini, österreichischer Genremaler, der sich in Italien niedergelassen hat.

Onkel Erwin. S. 80.

„Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien.“ Aus den nachgelassenen Papieren von Erwin Speckter aus Hamburg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1846. S. 306.

Abendrothschen Eckzimmer. S. 80.

Erwin Speckter war im September 1834 aus Italien nach Hamburg zurückgekommen, um die Malereien im Hause des Dr. Abendroth auszuführen. Die Arbeit wurde durch seinen Tod am 23. November 1835 unterbrochen.

Sala di Troja. S. 80.

Befindet sich im Pal. Ducale; die beiden anderen Säle im Pal. del Tè.

Die Villevieille's bei Wesselhöft. S. 81.

Léon Villevieille's „un dernier sourire du soleil“ bei Herrn W. ist von Speckter sehr bewundert worden. Man vergleiche seinen Bericht: die Ausstellung neuerer Gemälde und Zeichnungen im Hamburger Privatbesitz. Corr. vom 29. Mai 1879.

Teilweise von Deutschen. S. 83.

Die Skulpturen gehören in den Anfang des 12. Jahrhunderts. Als Verfertiger nennen sich ein Meister Wilhelm und Nikolaus. Burckhardt a. a. O. S. 376.

Begarelli. S. 83.

Antonio Begarelli ca. 1479—1565. „Begarelli wurde nicht durch die Bekanntschaft mit dem Altertum, sondern durch eine unverkennbar nahe Beziehung zu Correggio und durch die allgemeine Kunsthöhe der Zeit emporgehoben. Seine Einzelformen sind so schön, frei und reich wie die A. Sansovinos, denen sie doch nicht gleichen.“ Burckhardt a. a. O. S. 525.

Dom von Bologna. S. 85.

Speckter verwechselt den Dom S. Pietro mit Bolognas bedeutendster Kirche San Petronio. Auf diese bezieht sich seine Beschreibung.

Einige andere Figürchen. S. 87.

Während seines Aufenthaltes in Bologna 1494 war Michelangelo an der Arca di San Domenico tätig. Von ihm stammen: der leuchtertragende Engel rechts und der heilige Petronius, während der heilige Proculus nicht mit ebensoviel Sicherheit für ihn in Anspruch zu nehmen ist. Vgl. Karl Frey: Michelagniolo Buonarooti. Berlin. 1907. S. 202 ff.

Ein prächtiges Grabmal. S. 89.

Das Grabmal Tartagnis. † 1477, von Francesco di Simone mit Anklängen an Desiderios Marzuppini Grab und Andrea del Verrochios Gestalten.

Francia. S. 90.

Francesco Raibolini gen. il Francia. 1450—1517.

Der große Francia in München. S. 90.

Alte Pinakothek: Madonna im Rosenhag, Nr. 1039 des Katalogs.

In einer Kirche. . . . S. 90.

San Giacomo Maggiore.

Ferrarese Costa, S. 90.

Lorenzo Costa, 1460—1535. Seine Hauptwerke sind in Bologna.

Cossa. . . . S. 90.

Francesco Cossa, † 1477, seit 1470 in Bologna ansässig, von Piero della Francesca beeinflußt.

Cavedone. S. 91.

Giacomo Cavedone, 1577—1660.

Zampieri S. 91.

Domenico Zampieri, gen. Domenichino. 1582—1641.

Hugo von Blomberg. S. 91.

Das Gedicht fehlt bezeichnenderweise in der von Speckter illustrierten Hausbuchausgabe.

Wintermärchen. S. 92.

Vgl. Erwin Speckter, Bd. I, S. 64 ff.

Eichendorff. S. 92.

„Götterdämmerung“ (von Speckter im Hausbuch illustriert).

über und über bemalt. S. 97.

Pal. dell' Antella, auch von Speckter skizziert.

von Ghiberti und Donatello. S. 102.

„Nach Ghibertis Zeichnungen malte Bernardo di Francesco die Fenster der Kapelle S. Zanobi und das mittlere Rundfenster der Fassade (des Domes). . . . Derselbe Meister führte auch die Fenster des Kuppeltambours nach Zeichnungen von Ghiberti (Darstellung), Donatello (Krönung Mariä) und Uccello (Anbetung) aus, 1432—45.“ Burckkardt, S. 760/61.

Ruskin. S. 104.
„Mornings in Florence". S. 15 ff.
Von Andrea del Sarto. S. 106.
In San Salvi bei Florenz.
Von zwei Dominikanern erbaut. S. 107.
Die Kirche wurde „in ihrer jetzigen Gestalt begonnen 1178 unter Leitung der Mönche Fra Sisto und Fra Ristoro, fortgesetzt von Fra Giovanni da Campi († 1339), vollendet von Fra Jac. Tabuti" († 1362). Burckhardt a. a. O., S. 67.
Von Cimabue. S. 110.
Die kunsthistorische Streitfrage, ob dieses Bild von Cimabue oder was aus stilkritischen Gründen wahrscheinlicher von Duccio ist, soll hier nicht angeschnitten werden. Vgl Andreas Aubert: Die malerische Dekoration der San Francescokirche in Assisi. Ein Beitrag zur Lösung der Cimabuefrage. Leipzig. 1907.
Noch heute gezeigt wird. S. 110.
Michelangelos Anteil an diesen Fresken ist nicht festzustellen.
in vorraffaelischer naiver Zeit.... S. 112.
Die älteren Teile der im Chiostro verde gemalten Szenen (Episoden aus der Genesis) werden der Giottoschule zugeschrieben; die Darstellungen der Sintflut, Noahs Dankopfer und Trunkenheit gehen auf Uccello (1397—1475) zurück.
die verschiedenen Richtungen der beiden Orden. S. 113.
Zu diesen Ausführungen vergleiche man: Hermann Hettner: „Italienische Studien", S. 180 ff. Braunschweig. 1879.
und dessen Galerie. S. 114.
Die Galerie Strozzi ist längst in alle Winde verstreut, ebenso die anderen von Speckter bewunderten Privatgalerien in Florenz, bis auf die Galerie Corsini.
anno 1430.... S. 114.
Der Pal. Piccardi-Medici wurde 1449 begonnen und zehn Jahre später vollendet. Burckhardt, S. 117.
ein kleines Mädchen mit einem Hund. S. 115.
das Bild, das wahrscheinlich Alfonsino Strozzi darstellt, ist seit 1878 im Besitz der Berliner Museen. Kaiser Friedrich-Museum Nr. 160a.
der alte Filippo Strozzi. S. 115.
Die Büste ist heute im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin.
von Giovanni Pisano. S. 119.
„Der Altar im Dom zu Arezzo, unglücklich und nüchtern im Aufbau und kleinlich in der Arbeit der zahlreichen kleinen Reliefs aus dem Leben der Maria und der Stadtheiligen, ist . . . nicht von Giovanni Pisano, sondern wurde 1369—75 von Giovanni di Francesco aus Arezzo und Betto di Francesco aus Florenz ausgeführt." Burckhardt a. a. O., S. 389.

ghibellinischen Erzbischofs. S. 119.
Guido Tarlati. Das Grabmal wurde 1330 von Agostino di Giovanni und Agnolo die Ventura errichtet. Burckhardt a. a. O., S. 397.

eine recht interessante Kirche. S. 120.
Abbadia di S. Fiora e Lucilla.

sein Haus. S. 120.
Casa Montanti.

nach Peruginos Zeichnung. S. 128.
„In Perugia steht das Stuhlwerk, das Pult und die Tür des Cambio, die ersteren beiden von Domen. del Tasso 1490—93, die letztere von Antonio Bencivieni da Mercatello 1500, die Tribuna erst 1562 von dem Vlamen A. Masi obenan; keine Behörde der Welt sitzt so schön wie einst die Herren Wechselrichter der Hauptstadt Umbriens.“ Burckhardt a. a. O., S. 219.

in einer unbenutzten zopfigen Kirche. S. 128.
Jetzt im Pal. del Comme.

von einem deutschen Meister Jacob. S. 132.
„Meister Jacob, der Deutsche, dem Vasari den ganzen Bau zuschreibt, ist aus der Baugeschichte der Kirche zu streichen. Schon ein mit Vasari gleichzeitig schreibender Spezialhistoriker des Ordens konnte nichts über den Architekten, der den Bau begann, ermitteln.“ Beginn des Baues 1228, seit 1232 wurde der Bau von Philippus de Campello fortgeführt, 1235 geweiht, 1253 vollendet. Burckhardt a. a. O., S. 64.

de Boor. S. 135.
Speckters in Rom lebender Jugendfreund.

Quickborn Initial. S. 152.
Quickborn von Klaus Groth. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter. Hamburg. 1868. Man vergleiche das Initial zu „Wihnachnabend“, S. 53, II. Aufl.

Casa Bartholdy. S. 153.
Die Fresken aus der Casa Bartholdy befinden sich bekanntlich seit 1887 in der Nationalgalerie zu Berlin.

Onkel Erwin spricht darüber. S. 153.
Erwin Speckter I, S. 196/97.

ch weiß nicht von wem. S. 155.
Von Philipp Veit.

während er es schreiben will. S. 156.
Erwin Speckter I, S. 183.

aus jener Zeit S. 159.
Die Mosaizierung der Kuppel fand unter Giacomo della Portas und Dom. Fontanas Leitung statt. Burckhardt a. a. O., S. 269.

Onkel Erwins Briefe. S. 159.
Erwin Speckter I, S. 191.

fast Notwendigkeit scheint. S. 163.

Burckhardt a. a. O., S. 301.

Apoll von Belvedere. S. 167.

Der Fundort des Apollos von Belvedere steht nicht ganz fest. Vermutlich wurde er in Grotta Ferrata am Ende des 15. Jahrhunderts gefunden.

die Onkel Erwin beschreibt. S. 178.

Erwin Speckter I, S. 222.

spricht Onkel Erwin darüber. S. 180.

Erwin Speckter I, S. 315.

mit Onkel Erwins Worten. S. 182.

Erwin Speckter I, 279/80.

seine Beschreibung der Villa. S. 182.

Erwin Speckter I, 312/14.

seit Kardinal Hohenlohe dort residiert. S. 184.

Die Villa gehört heute bekanntlich dem Erzherzog Franz Ferdinand d'Este und ist leider ziemlich verfallen.

so ausführlich und vortrefflich geschildert. S. 217.

Erwin Speckter II, S. 1ff.

für die bronzenen Statuen. S. 220.

Erwin Speckter II, S. 52/54.

zeichnet er den Vesuv. S. 232.

Erwin Speckter II, S. 29.

den berühmtesten Freskenzyklus. S. 247.

Die Fresken in der Vorhalle des inneren Hofes von S. Genuaro dei Poveri „vielleicht das geistvollste, was Neapel Heimisches aus der Hochrenaissance besitzt.“ Burckhardt a. a. O., S. 832.

nach Onkel Erwins Zeit. S. 248.

Rauchs Walhalla Viktorien entstehen seit 1835.

sagt Onkel Erwin darüber. S. 248.

Erwin Speckter II, S. 17/19.

in einen Mantegna. S. 248.

Speckters Bewunderung gilt jedenfalls der heiligen Euphemia im Museum. Das Porträt des jungen Kardinals Francesco Gonzaga wurde erst 1895 von Frizzoni als Werk Mantegnas erkannt. Vgl. Paul Kristeller: Andrea Mantegna. Berlin und Leipzig. 1902. S. 181.

Fiesoles Verklärung. S. 249.

In San Marco in Florenz.

der Raffaelschen. S. 250.

In den Sammlungen des Vatikans.

ferner zwei Porträts. S. 250.

„Die Porträts des Kardinals Tibaldeo und des Kardinals Passerini im Museum von Neapel sind florentinisch, ersteres von Bronzino.“ Sie wurden früher Raffael zugeschrieben. Burckhardt a. a. O., S. 810.

in de Ruh. S. 252.

Der genaue Text der Inschrift lautet: „Om dat de Werelt is soe ongetru Daer om gha ic in den ru.“ Speckters Erklärung stimmt nicht. Dargestellt ist nicht ein Mönch, sondern ein Mann in Trauerkleidung. Das ergibt als Illustration des Sprichworts eine andere Deutung: „nous avons donc devant nous un homme qui porte le deuil de sa confiance dans le monde: un desabusé, un misanthrope.“ Vgl. René von Bastelaer und Georges H. de Loo: „Peter Bruegel l'ancien son veuvre et son temps.“ Bruxelles. 1907. S. 289.

ein Selbstporträt Rembrandts. S. 252.

Nur Werkstattbild.

Baccio Pintelli. S. 258.

„Fast sämtliche Gebäude aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts wurden bis vor kurzem, der Aussage Vasaris folgend, dem Florentiner Baccio Pintelli zugeschrieben. Dieser kam aber erst 1482 nach Rom und trat dort nur als Militärbaumeister auf. Wie nun die ihm zugeschriebenen Monumente sich unter die drei an seine Stelle tretenden Meister Meo del Caprina da Settignano (1430—1501), Giovanni de Dolci aus Florenz († zwischen 1482—86) und Giacomo da Pietrasanta († zwischen 1492—95), verteilen, ist zum Teil noch ungewiß.“ Burckhardt a. a. O., S. 137/38.

einen seiner schönsten Gedanken. S. 264.

Erwin Speckter II, S. 194.

Palast Linotta. S. 281.

Der Pal. della Linotta wurde zwischen 1517—24 für den französischen Prälaten Thomas Le Roy von Antonio da San Gallo errichtet. Früher wurde er irrtümlich Peruzzi zugeschrieben. Burckhardt, S. 284.

ausführlich geschrieben hat. . . . S. 290.

Erwin Speckter I, S. 324 ff.

der Maler Ludwig. S. 302.

Vgl. Heinrich Ludwig. Über Darstellungsmittel der Malerlei herausgegeben von J. A. Beringer. Straßburg. 1908.

obgleich eine sehr schöne. S. 304.

Capp. S. Giovanni.

bei dieser Arbeit mitgewirkt. S. 304.

„Die Frage, inwieweit Raffael bei der Ausführung dieser Fresken mitbeteiligt war, beantwortet sich dadurch, daß sie frühestens im Herbst 1504 mit der Decke begann, daß Raffael also nur an dieser mitgearbeitet haben könnte. Aus dem Umstande, daß mehrere Zeichnungen zu den Fresken oder nach denselben . . . dem Raffael freilich nicht unbestritten zugeschrieben wurden, zu schließen, daß der fertige Meister und großartige Entrepreneur durch den jungen, noch fast unbekannten Maler sich die Entwürfe zu den Fresken habe machen lassen, scheint mir selbst bei . . . Pinturicchio mindestens unwahrscheinlich. Zudem sind sämtliche

Fresken gleichartig und ganz im Charakter Pinturicchios.“ Burckhardt, S. 696/97.

sind von Brunellesco. S. 311.

„Brunelleschis Autorschaft dafür, die zuerst Vasori angibt, ist — selbst was auch nur den Entwurf betrifft — mehr als zweifelhaft. Die Ausführung begann erst 10 Jahre nach seinem Tode 1456—66.“ Burckhardt a. a. O., S. 115/16.

die vorhin geschlossene Kirche. S. 313.

S. Maria Primerana.

die berühmte Kanzel. S. 319.

Von Niccolò Pisano um 1260. Die Kanzel in Pistoja (San Andrea) ist von Giovanni Pisano.

der hier oder in Siena starb. S. 320.

Heinrich VII. ist in Buonconvento 1313 gestorben, in Pisa begraben.

ist im Dom. S. 321.

In der Capp. del Santuario. Eine Madonna zwischen Stephanus und Joh. d. T.

eine schöne Renaissancekirche. S. 322.

San Paolino.

zierliche kleine Kapelle. S. 323.

Santa Maria della Spina.

Eine schöne Frührenaissancekirche. S. 327.

Madonna delle Carceri.

Eine andere. S. 327.

San Francesco.

Onkel Erwins Beschreibung. S. 347.

Erwin Speckter II, S. 156.

Onkel Erwins Beschreibung. S. 348.

Erwin Speckter II, S. 126.

Runges Briefe. S. 349.

Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, Maler. Herausgegeben von dessen ältestem Bruder. 2 Bände. Hamburg. 1840/41. Verlag von Friedrich Perthes.

der so heiß erkämpften Pauline. S. 350.

Runges Braut und spätere Gattin Pauline Bassenge.

der gute Daniel. S. 350.

Runges Bruder, der die Ausgabe besorgt hat.

höchst interessante Fresken. S. 354.

Von Domenico di Bartolo, Priamo della Quercia und Vecchietta ausgeführt.

Orgel von Peruzzi. S. 354.

„Die prächtige Orgel in der Hospitalkirche della Scala, auf stolzen Konsolen, das vollendetste Meisterwerk seiner Art, wird ihm (Baldassare Pe-

ruzzi) zwar zugeschrieben, ist aber wahrscheinlich ein Werk des Giovanni di Pietro Castelnuovo." Burckhardt a. a. O., S. 219.

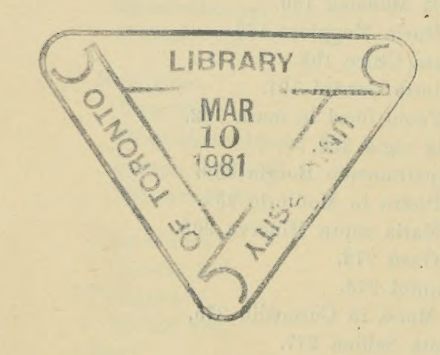
begrüßte ich Nerly. S. 362.

Christian Friedrich Nerly (eigentlich Nehrlich) 1807—78. Vgl. Friedrich von Nerly, eine kunsthistorische Studie von Franz Meyer in Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, 28. Heft und ebenso 29. Heft „Zu Friedrich von Nerly" v. d. V.

drei berühmte Palladiosche Kirchen. S. 363.

Auf der Giudecca steht nur Palladios Hauptkirche Il Redentore. Nach seinem Tode mit ungenauer Benutzung seines Entwurfes wurde dort errichtet die kleine Kirche des Nonnenklosters delle Zitelle. Venedig besitzt in S. Giorgio Maggiore einen weiteren Bau Palladios; auch S. Francesco della Vigna und S. Lucia gehen auf ihn zurück. Burckhardt a. a. O. S. 324/25.

Sachregister.


LIBRARY
MAR
10
1981